H

6666

von Halder

N. 4905.

Die
Leidensgeschichte
Jesu Christi,

erzählt

von

Johann Gottfried Essich,

Pestilentiarius.

Für

Freunde der biblischen Geschichte.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

Augsburg,

bey Johann Andreas Brinhaußer, 1797.

Dem hochpreißlichen geheimen Rathe

August. Conf.

dem Hochwohlgebohrnen Herrn

Herrn

Paulus von Stetten,

Sr. Kais. Majestät Franz des Zweyten wirklichem

Rathe, und des H. R. R. Stadt Augsburg

Stadtpfleger,

wie auch

den Wohlgebohrnen und Hochweisen Herren:

Herrn

Phil. Georg Friedr. von Rauner,

auf Mühringen,

des geheimen Raths, Einnehmer, und Administrator des

Evangelischen Collegiums,

und

Herrn

Johann Thomas Amman,

des Geheimen Raths, Hospitalpfleger, und

Protoscholarchen;

Dann
den Wohlgebohrnen, Hochedelgebohrnen, Hoch-
edelgestrengen, Hoch- und Wohlweisen
Herren
Oberkirchenpflegern und Adjuncten:

Herrn
Philipp Georg Friedrich von Rauner,
auf Mühringen,
Oberkirchenpfleg-Präsidenten ꝛc. ꝛc.
Herrn
Albrecht von Stetten,
alternirendem Baumeister, Einnehmer, auch Zeugmeister,
Herrn
Christoph Paulus Sulzer,
Proviantmeister und Ungeldherrn,
Herrn
Johann Ulrich Ritter,
des Innern Raths,
Herrn
Maximilian Ferdinand Gwinner,
Handelsherrn,

und
Herrn
Gabriel Zorn,
des Innern Raths und Handwerksherrn,

wiedmet
diese Schrift
als einen schwachen Beweis seiner unauslöschlichen
Dankbarkeit

der Verfasser.

Gnädige
und
Hochverehrteste Gönner!

Darf ich es wagen, Einem Hochlöblichen Geheimen Rathe und einer Wohllöblichen Oberkirchenpflege diese geringe Schrift öffentlich zu übergeben? Darf ich von Ihnen wegen der Freyheit, die ich mir genommen habe, derselben Ihre berühmten und würdigen Namen vorzusetzen, gnädige und gütige Verzeihung erwarten? Niemand kann das Unvollkommene meiner Arbeit tiefer, und in Erinnerung der Lage, in welcher ich derselben die gewünschte Vollkommenheit zu geben nicht im Stande war, schmerzhafter empfinden, als ich. Um dieser Ursache willen kämpfte ich bey dem Wunsch, Ihnen meine Schrift zueignen zu dürfen, — sehr lange zwischen Furcht und Hoffnung, bis diese endlich über jene siegte. Dieser Sieg war auch in eben den Augenblicken gewonnen, als ich von mir selbst, auf Ihre bekannte Geduld und Nachsicht hinblickte: denn durch diesen Blick verlohr sich nicht nur größtentheils meine Schüchternheit, sondern es wurden auch in meinem Herzen die unwiderstehlichsten Triebe rege, Sie von meiner Verehrung und von meinem Dank, welchen

ich

ich Ihnen schuldig bin, öffentlich, und gleichsam in Gegenwart des Publicums, zu überzeugen. Zu diesem Danke fühle ich mich um so inniger verpflichtet, weil Sie mir seit der Zeit, als ich durch eine Nerven-Krankheit zur Verrichtung meiner Geschäfte unfähig wurde, die wiederholtesten und lautesten Beweise gegeben haben, wie einsichtsvoll und menschenfreundlich Sie Unglückliche zu beurtheilen und zu behandeln wissen. Ihrer huldreichen Geduld und Nachsicht habe ich armer, schwacher Mann — nicht nur die Befreyung von meinen Amtsgeschäften und diejenige Ruhe, in welcher ich allein in den peinlichsten Leiden meines Körpers, und meines durch den Druck derselben tiefniedergebeugten Gemüths, einige Erleichterung finde, sondern auch die vergünstigte Beybehaltung meines Einkommens zu verdanken. Sie sind es, würdigste Väter unserer Stadt, die mir bisher Ihr großmüthiges Mitleid, und Ihre menschenfreundlichste Schonung schenkten, die mir meine Leiden auf die liebreichste Weise zu erleichtern suchten, und auf Deren gnädigste Unterstützung ich auch gewiß

in

in Zukunft keine vergebliche Rechnung machen darf. Nehmen Sie für alle diese Beweise Ihrer Gnade und Huld meinen schuldigen und gerührtesten Dank hin, und seyen Sie versichert, daß ich derselben nie gefühllos vergessen, und daß ich für das Wohl Ihrer hohen Personen, so wie für den Flor Ihrer Häuser unabläßig zu Gott flehen werde. Wie glücklich schätzte ich mich, wenn ich, durch die Wiederherstellung meiner so äußerst geschwächten Gesundheit, wieder in den Stand gesetzt würde, mein Amt zu verwalten, und durch eine neue Anstrengung meiner Kräfte mich Ihrer vollen Zufriedenheit würdig zu machen! — Doch des Herrn Wille geschehe! Der einzige Wunsch, welcher mir bey meinem Unvermögen, öffentlich zu arbeiten, übrig bleibt, ist der: daß mir Gott nur so viel Kräfte wieder schenken wolle, um wenigstens in der Stille meiner Einsamkeit etwas Nützliches wirken zu können. Was bisher meine mir oft den Dienst versagenden Kräfte vermochten, das suchte ich zu leisten, und diese meine Schrift sey Ihnen ein Beweis, wie sehr ich, wiewohl nur in der Schwachheit,

und

und unter hundert Gott allein bekannten Leiden, thätig zu seyn bemühet war. Haben Sie die Güte, diesen kleinen Beweis meines stillen und häuslichen Fleißes mit Geduld und Nachsicht aufzunehmen, und lassen Sie ihrer unschätzbaren Gnade, Gewogenheit und Geduld, um deßjenigen willen, der auch ein Dulder war, — aufs gnädigste denjenigen empfohlen seyn, der mit der größten Verehrung, Hochachtung und Dankbarkeit verharret

Eines Hochlöbl. Geheimen Rathes und
Einer Wohllöbl. Oberkirchenpflege

devoteſter Diener,

Johann Gottfried Essich,

Pestilentiarius.

Vorrede.

In der ganzen Lebensgeschichte Jesu ist derjenige Theil derselben, welcher die letzten Tage seiner Leiden und seines Todes in sich faßt, zuverläßig am meisten und öftesten bearbeitet worden. Es sind über diesen Gegenstand, und zwar von den berühmtesten Schriftstellern, so viele Schriften vorhanden, daß jede andere von diesem Inhalt, beynahe überflüßig zu seyn scheint. Und doch blieb vielleicht, selbst bey diesem Ueberflusse, manchem Leser in denjenigen Stunden, in welchen er sich mit den letzten Schicksalen Jesu beschäftigen wollte, ein gewisser Wunsch übrig, diese Geschichte in einem andern Kleide bearbeitet zu sehen, als sie bisher meistens bearbeitet worden ist. Wenn man auch gern über diese Materie Predigten und sogenannte erbauliche Betrachtungen liest, so wünscht man doch mit

denselben, insonderheit alsdann abzuwechseln, wenn einem dieselbe durch eine wiederholte Lectüre und durch eine gewisse Form zu bekannt worden sind. Neben dieser sehr begreiflichen Liebe zur Veränderung, giebt es aber auch nicht wenige Leser, die zu ihrer Erbauung, in den Gedächtnißtagen der Leiden Jesu, weiter nichts zu verlangen scheinen, als eine deutliche Erzählung derselben, wodurch sie zu eigenen Gedanken und Empfindungen veranlaßt werden mögen. Die Geschichte der letzten Schicksale unsers Herrn ist auch wirklich so beschaffen, daß man sie in einer deutlichen Erzählung nur lesen darf, um durch dieselbe, ohne die Hülfe anderer, gerührt, und zu allerley wichtigen Selbstbetrachtungen veranlaßt zu werden, und es steht immer noch dahin, ob diese (in Rücksicht derer, die freylich dazu eine Fähigkeit haben müssen) nicht öfters weit natürlicher, ungezwungener, lebhafter und wirksamer seyen, als diejenige, auf welche man bisweilen von andern hingeleitet wird, die über ihrem Bemühen, alles praktisch zu machen, und

auf

auf Erbauung anwenden zu wollen, nicht selten bey ihren Lesern den Totaleindruck einer Geschichte und Erzählung schwächen, und so wie ihrem Nachdenken, also auch ihren Empfindungen Gewalt anthun. Das Einzige, was solchen Lesern, als ein Bedürfniß übrig bleiben möchte, bestünde vielleicht in dem Wunsch: diese Geschichte im Zusammenhange, und in einem solchen Vortrage zu lesen, bey welchem man nicht nur durch die Schreibart, sondern auch durch eine leichte, lebhafte Darstellung der Begebenheiten auf eine angenehme und lehrreiche Weise unterhalten, und zur Aufmerksamkeit gereizt würde. Dieser Zweck war es auch allein, auf welchen ich bey meiner Leidensgeschichte Jesu hinarbeitete. Da ich von derselben, wie ich so eben gesagt habe, meinen Lesern nur eine deutliche, lebhafte, darstellende und leicht verständliche Erzählung, bey welcher ich auch den entferntesten Schein der Gelehrsamkeit, um nicht trocken zu werden, zu vermeiden suchte, liefern wollte, (und über dieses Bemühen hinaus, auf welches auch meine eingestreuten Bemerkungen meistens

allein

allein Bezug haben, giengen bey dem von mir entworfenen Plan meine Absichten nie:) so hoffe ich also von denjenigen, die in meinem Werke das Praktische — oder vielmehr nur das Asketische vermissen, eine billige Entschuldigung. Uebrigens schmeichle ich mir doch mit der Hoffnung, daß meine Schrift nicht ganz ohne Erbauung werde gelesen werden, und wenn mir auch diese Hoffnung von manchem Asketen streitig gemacht werden sollte, so würde ich mich damit zu beruhigen suchen, daß das, was man Erbauung nennt, oft auf sehr verschiedenen Wegen erreicht wird, und daß Manches für einen nicht erbaulich zu seyn scheint, was es für den andern doch ist und seyn kann.

Wäre das Wort „praktisch" nicht für viele Leser, insonderheit aus den niedern Ständen, unverständlich, und daher auch vielleicht für manche abschreckend — hätte ich überdieß von demselben, insonderheit wenn es von einer Geschichte gebraucht wird, nicht einen sehr hohen Begriff, so wäre ich beynahe in Versuchung gerathen, auf den Titel meines Buchs „die Leidensgeschich-

geschichte Jesu praktisch erzählt" zu setzen. Allein dazu konnte ich mich um eines gewissen Gefühls willen, bey welchem ich mir meiner Schwäche, und der nothwendigen Eigenschaften eines praktischen Historiographen bewußt war, keineswegs entschließen. Uebrigens war es doch mein Bemühen, diese Geschichte so zu bearbeiten, daß man bey derselben das Praktische, oder dasjenige, was bey einer erzählten Begebenheit durch die angegebenen Ursachen gewisser Veränderungen und ihrer Folgen, durch den Zusammenhang der Dinge, durch die Schilderung handelnder Personen, durch eingestreute Bemerkungen, und was deßgleichen mehr ist, mehr Licht und Wichtigkeit geben kann, nicht ganz vermissen sollte.

Diejenigen, welche mit der traurigen Lage, in welcher ich mich schon seit sieben Jahren als ein kranker Mann befinde, bekannt sind, werden dem Mangelhaften meiner Arbeit um so mehr Nachsicht wiederfahren lassen. Und wirklich habe ich diese Arbeit unter vielen Leiden meines Körpers und Gemüthes, die Gott am besten bekannt sind, zu Ende gebracht. Sehr oft waren es nur einzelne

Stun-

Stunden des Tages, wo ich Etwas niederschreiben konnte, und auch für diese kleine Anstrengung meiner Kräfte mußte ich nicht selten mit heftigen Nervenunruhen, und Bangigkeiten büßen. Manche Tage war ich oft nicht im Stande, nur eine Linie zu schreiben. Freylich möchte mancher bey diesen Klagen sagen, daß ein Gelehrter in dieser Lage lieber nicht schreiben sollte, — aber wer weiß es nicht, daß es für denselben, selbst in seinen Leiden, eine Art der Erholung ist, wenn er nur etwas in seinem Fache arbeiten kann? Wer wünscht nicht, wenn er zu öffentlichen Geschäften unfähig ist, doch wenigstens in der Stille, und in seinem Studierzimmer auf einige Art für andere nützlich zu werden? Wem ist es nicht bekannt, wie oft es dem Gelehrten, insonderheit wenn er kränklicht wird, an hinlänglicher Nahrung gebricht, und wie er nicht selten mit vielen häuslichen Sorgen zu kämpfen hat, die er sich, so viel wie möglich, durch schriftstellerische Arbeiten zu erleichtern sucht? —

Was die Eintheilung meiner Schrift anbelangt, so habe ich, in Erinnerung dessen,

sen, daß manche in der Paßionszeit ihre täglichen Andachten zu halten pflegen, durch ganze Abschnitte für diejenige, die etwas länger zu lesen gewohnt sind, und durch die ganze Schrift fortlaufende Nummern, für die zu sorgen gesucht, welche es bey ihrer Lectüre nicht lange aushalten möchten. Das Ganze der Geschichte ist nach der sogenannten Harmonie der Leidenshistorie Jesu, welche in vielen Provinzen Deutschlands wöchentlich vorgelesen, und stückweise erklärt wird, bearbeitet worden. Für eine gewisse Klasse von Lesern habe ich bey dieser Schrift keinen Namen ausfindig gemacht. Der Zweck meines Buches brachte es vielmehr mit sich, Allen wenigstens etwas zu werden: denn wer kann auch Allen — Alles — werden? —

Für das gütige Zutrauen zu mir, welches mir meine Mitbürger dadurch zu erkennen gaben, daß sie auf meine Schrift, (welche in wöchentlichen Bogen herauskam,) mit einem unerwarteten Eifer subscribirten, sage ich denselben meinen gerührtesten Dank, so wie ich mich auch bey dieser Gelegenheit nicht enthalten kann, meine Freude darüber

zu äußern, daß ich auch sehr viele meiner katholischen Mitchristen, die ich im Herrn lieb habe, zu Lesern und Abnehmern meines Buches bekommen habe. Möge doch Gott seinen Seegen auf diese Arbeit legen, und mögen meine Leser mir Leidenden recht viele Glaubensstärke und Duldungskraft von dem erflehen, der mein Herr und Gott ist, Jesus Christus, gelobt in Ewigkeit! Diesem empfiehlt alle seine Mitchristen, Gönner, Wohlthäter, Freunde und sich

Der Verfasser.

Augsburg
den 20. Jänner 1797.

In=

Inhalt.

1.

Verschwörung des jüdischen Senats gegen Jesum. 1

2.

Fortsetzung des Vorigen. 8

3.

Mariens Beweise ihrer freundschaftlichen Liebe und Hochachtung gegen Jesum. 13

4.

Ein schiefer und ein treffender Blick auf eine edle That. 17

5.

Ein beynahe unglaublicher Entschluß von einem Freunde und Jünger Jesu. 27

6.

Judas verräth wirklich seinen Lehrer. 35

7.

Judas läßt sich für seine Treulosigkeit bezahlen. 39.

Inhalt.

8.

Jesus schickt zwey seiner vertrautesten Jünger nach Jerusalem, um daselbst durch sie die Passahmahlzeit besorgen zu lassen. 43

9.

Das Passamahl, — und die erste von Jesu verordnete Gedächtnißfeyer seiner Leiden und seines Todes. 49

10.

Eine Handlung der Liebe und Demuth — von Jesu, seinen Jüngern zur Nachahmung vorgestellt. 57

11.

Jesus giebt es öffentlich zu erkennen, daß ihm das treulose Vorhaben eines seiner Jünger nicht unbekannt sey. 66

12.

Eine ängstliche Frage der Unschuldigen, und eine schamlose Frage des Schuldigen die von Jesu angezeigte Verätherey betreffend. 71

13.

Inhalt.

13.

Judas, der Treulose, — entfernt sich, um sein Vorhaben auszuführen. 76

14

Selige Vorgefühle Jesu. 82

15.

Ein Stück aus den letzten zwey Abschiedsreden Jesu; oder Ermahnungen zur Liebe. 86

16.

Petrus verspricht seinen Lehrer viel! 91

17.

Den Jüngern stehen gefahrvolle Zeiten bevor, welche ihnen Jesus voraussagt. 97

18.

Jesus verläßt mit seinen Jüngern Jerusalem, und begiebt sich nach Gethsemane, an den Oelberg. 101

19.

Die Angststunde Jesu in Gethsemane. 107

20.

Fortsetzung des Vorigen. 111

Inhalt.

21.

Jesus erwartet ruhig seine Feinde. 118

22.

Jesus steht seine Feinden gegenüber, sie getrauen sich nicht, Hand an ihn zu legen. 120

23.

Judas verrätherischer Kuß. 127

24.

Jesus läßt sich gefangen nehmen. 132

25.

Jesus wird nach Jerusalem geführt, und dem Caiphas vorgestellt. 139

26.

Petrus, welcher seinem gefangenen Lehrer bis in den Pallast des Caiphas nachgefolgt war, kommt in eine große Verlegenheit. 145

27.

Erstes Verhör Jesu vor dem Hohenpriester Caiphas, oder eine unnöthige Frage und eine treffende Antwort. 151

28.

Petrus verläugnet seinen Lehrer öffentlich, und mehr als einmal. 158.

29.

Inhalt.

29.

Etwas zur Entschuldigung des Petrus, gegen allzuharte Urtheile über ihn. 162

30.

Falsche Zeugen. 168

31.

Jesus schweigt, und verantwortet sich gegen seine Verkläger und die gegen ihn aufgetretenen Zeugen nicht. 177

32.

Eine gerade — unerschrockene Antwort — auf die Frage eines boshaften Heuchlers: oder das Bekenntniß Jesu von seiner Messiaswürde. 182

33.

Niederträchtigkeiten und Mißhandlungen an Jesu verübt — in dem Hause des Hohenpriesters. 190

34.

Letztes Verhör über Jesum vor dem jüdischen Gericht, oder das Urtheil: Er ist des Todes schuldig. 196

35.

Judas bereuet seine That. 201

Inhalt.

36.

Judas nimmt sich aus Verzweiflung selber das Leben. 209

37.

Jesus wird zur Bestätigung des über ihn ausgesprochenen Urtheils dem römischen Gericht übergeben. 215

38.

Erste Anklage der Juden gegen Jesum bey dem Pilatus und erstes Verhör dieses Richters über den Verklagten. 224

39.

Pilatus findet Jesum unschuldig, und erklärt sich gegen den jüdischen Senat, daß er ihn nicht hinrichten lassen könnte. Er sucht diesen ihn unangenehmen Proceß dem Fürsten Herodes in die Hände zu spielen. 234

40.

Jesus vor Herodes: oder der würdigste Mann — vor dem unwürdigsten Fürsten! 243

41.

Pilatus versucht alles, Jesum in Freyheit zu setzen, aber vergeblich! 249

42.

Inhalt.

42.

Pilatus handelt an Jesu grausam und ungerecht, um den Haß und die Wuth seiner Feinde zu stillen: oder das Ecce Homo! — 260

43.

Die Juden dringen, verführt und aufgehezt von ihren Priestern — durchaus darauf, daß Jesus gekreuziget werde. Pilatus — giebt endlich aus Menschenfurcht nach. 269

44.

Jesus wird zum Tode geführt. 282

45.

Fortsetzung des Vorigen. Edle Weiberthränen. 287

46.

Jesus wirs gekreuziget — und bethet für seine Verfolger. 293

47.

Etwas unbedeutend scheinendes — und doch nicht — Unwichtiges! 304

48.

Herzrührende Auftritte bey dem Kreuze Jesu. 309

49.

Herzempörende Auftritte bey dem Kreuze Jesu. 316

50.

Inhalt.

50.

Ein Lästerer — und ein Verehrer Jesu — unter denen, welche mit ihm ein gleiches Schicksal hatten. 320

51.

Die Sonne verfinstert sich. 325

52.

Jesus stirbt. 328

53.

Die Feyer des Todes Jesu, durch außerordentliche Begebenheiten. 334

54.

Jesus ist wirklich todt! 340

55.

Sorgfalt einiger edlen Seelen für ihren geliebten Todten. Begräbniß Jesu. 346

56.

Jesus schlummert seiner Auferstehung entgegen. 353

Erster Abschnitt.

I.

Verschwörung des jüdischen Senates gegen Jesum.

Matth. 26. v. 1—5. Marc. 14. v. 1 u. 2. Luc. 22. v. 1 u. 2.

Jesus, der mit einem hellern, untrüglichern Auge, in die nahe und ferne Zukunft blickte, als irgend Einer, hatte es, nicht als einen Erfolg der Wahrscheinlichkeit, die freylich auch da war, nicht durch die Vorspieglungen eines gewissen Ahnungsvermögens, welches uns nicht selten täuscht, nicht aus einer gewissen Aengstlichkeit, die uns öfters mit und ohne Grund dieses und jenes befürchten läßt; er hatte es seinen Jüngern mit mehr als prophetischem Geist, mit der trugloseſten Versicherung vorausgesagt,

was ihm begegnen würde: und diese Erzählungen von seinen Schicksalen, betrafen auch die zufälligsten Umstände, sie giengen so ins Kleine, Unerwartete, Unvorauszusehende, Unwahrscheinliche hinein, sie waren auf Zeit, Ort, Personen und einzelne Umstände so genau begränzt, alles, was er in Rücksicht derselben voraussagte, war so bestimmt, so unzweydeutig, so zuversichtlich, daß sich ohne eine übermenschliche Vorausschungskraft, diese Anzeige, welche er seinen Jüngern, bey mehreren Gelegenheiten, und insonderheit wenige Tage vor dem jüdischen Passahfeste, von seinen bevorstehenden Leiden that, kaum erklären läßt. Seine Versicherungen trafen auch auf den Punkt ein. — Zu dem für seine Schüler Unerwartetsten wurden gerade schon damals heimliche Anstalten gemacht, als Jesus von seinem Leiden und Tode sprach. In eben der Woche, vielleicht an eben dem Tage, als er sich über sein nahes Schicksal erklärt hatte, war, wegen ihm eine Rathsversammlung, die aus den vornehmsten Priestern, Gesetzlehrern und anderen obrigkeitlichen Personen bestund, in dem Hause des Oberpriesters Caiphas, angestellt worden. Wer diesen Mann nach seinem einmal geäusserten politischen Grundsatze, (Joh 11. 50. vergl. 18. 14.) wer die stolze und heuchlerische, die rachgierige und selbstsüchtige Denkungsart der jüdischen Geistlichkeit und Priesterschaft kennt,

wer es weiß, wie auch in diesem Gericht, mancher rechtschaffene und besserdenkende Mann nicht reden konnte und durfte, — der kann es sich schon vorstellen, was in dieser Versammlung ausgemacht wurde. Es war nämlich von nichts anders die Rede, als: wie man sich auf eine listige Weise der Person Jesu bemächtigen und ihn aus dem Wege räumen könnte. Der Nazarener war ihnen schon längst verhaßt, schon längst der jüdischen Priesterschaft und Geistlichkeit ein Dorn im Auge: denn er hielte es nicht mit diesen Männern, und konnt es nicht mit ihnen halten: er schmeichelte ihrem Stolz so wenig, daß er ihnen vielmehr bey verschiedenen Gelegenheiten gerade hin, und öffentlich widersprach, daß er der Wahrheit, welche er über alles liebte, unbarmherzig ihr priesterliches Ansehen, hinter welches sie sich zu verschanzen pflegten, aufopferte; daß er ihnen die derbsten aber treffendsten Wahrheiten furchtlos ins Gesicht sagte, daß er sie für Heuchler, für Herz — und Liebeleere Frömmler erklärte, derer Heiligkeit in welcher sie so gern prangen wollten, keinen Werth hätte. — Das war ja schon genug, um diesen Mann bis in den Tod zu hassen, und ihm den Tod zu schwören. — Jesus war bey dem Volk beliebt, und bey vielen Beliebten, geschätzter, bewunderter, mehr gesucht und lieber gehört, als sie. Nichts war also, bey ih-

rer Gedenkungsart, natürlicher, als daß sie ihn hassen und anfeinden mußten. Je kleiner man ist und denkt, desto weniger kann man den Grossen neben sich dulden. Jeder Vorzug desselben erbittert das Herz um so mehr, je unwidersprechlicher derselbe ist, und je schwächer man sich fühlt, gegen denselben sein Ansehen zu behaupten und geltend zu machen. Ein gewisses Gefühl für Reinheit, Erhabenheit, Wahrheit, für jeden Vorzug des menschlichen Geistes und Herzens, welches in jedem Menschen ist, erfüllt den, welcher nicht sehen will, oder welcher durch diesen Lichtstrahl in seiner Nacht, geblendet, dessen Stolz dabey zu sehr gedemüthiget wird, mit desto grösserm Hasse gegen diejenigen, an welchen diese Vorzüge hervorstrahlen. — Und dieß war gewiß auch der Fall bey den Feinden Jesu, in Rücksicht seiner unverkennbaren Vorzüge und seines dadurch erlangten Ansehens. Es muß für sie etwas Schreckliches gewesen seyn, wenn man es ihnen erzählte, wie Jesus abermals diese oder jene grosse That, zur allgemeinen Volksbewunderung, verrichtet, — wie er wieder einen so treffenden, wahrheitsreichen, herzrührenden Vortrag gehalten, daß alles ganz Aug und Ohr war, — wie er ihre Collegen abermals durch seine weise Antworten auf ihre arglistigen Fragen, beschämt, und sich dadurch noch mehr Beyfall bey dem Volke erworben habe. Je mehr

sein Ansehen wuchs, desto mehr mußte der Haß solcher Menschen gegen ihn zunehmen. Und — wie sie endlich das hörten, und vielleicht auch selber sahen durchs Fenster ihres Hauses, wie Jesus unter dem Jubelgeschrey des Volks, unter dem hochtönenden Hosanna-Ruf in die Stadt einzog — wie man ihn als den König Israels bewillkommte — da mögen sie ohne Zweifel ausser aller Fassung gekommen seyn. Und an diesem Tage, oder bald darauf war es unstreitig, daß sich der Entschluß in ihrer Seele befestigte: Hinweg mit ihm! — Aber eben dieser Entschluß war nicht so geschwind ausgeführt, als es die Feinde Jesu wünschten. Indessen wollten sie eher nicht ruhen, bis sie ihre Absicht erreicht hätten. Dahin zwekte auch jene Versammlung im Hause des Oberpriesters ab, welche aus keiner andern Absicht zusammen berufen worden war, als sich wegen der Art und Weise zu unterreden, wie man am besten und klügsten in dieser Sache zu Werke gehen könnte. So weit waren ohne Zweifel beynahe alle mit einander eins: „Er soll und kann nicht länger unter uns geduldet werden" und wenn es wegen der Entscheidung dieser Frage je noch zu einer Berathschlagung und Stimmensammlung kam, so kann man sich das wildtönende Ja! Er soll sterben!!! welches von Mund zu Mund fortschallte, und vielleicht nur von wenigen unterbrochen wurde, vorstellen. Aber erst

mußte man ihn in seiner Gewalt haben — und sich seiner Person bemächtigen, wenn man ihn aus dem Wege räumen wollte! — Und hier zeigten sich den Feinden Jesu die meisten Schwierigkeiten. Mit Gewalt, sahen sie wohl, würden sie nicht viel, oder gar nichts ausrichten. Ihn öffentlich, am hellen Tage greifen, auf der Strasse, im Tempel, oder in einem Hause aufheben zu lassen, das war nicht rathsam, das hätte, wie ihre Politik dachte, zu viel Aufsehen gemacht. Man hätte doch nach der Ursache eines solchen gewaltsamen Verfahrens gefragt. — Jesus hatte auch, und das wußte der hohe Rath wohl, seine Anhänger, Verehrer und Freunde, und deren viele, die sich seiner würden angenommen haben. Ueberdieß wollten seine Feinde aus dem Synedrium nicht dafür angesehen seyn, daß sie die Urheber der Gefangennehmung Jesu wären, wenigstens jetzt noch nicht, bis sie das Volk durch Vorspieglungen auf ihre Seite gebracht, und eine scheinbare Anklage gegen Jesum ausgedacht hätten. Was man also durch Gewalt nicht ausrichten konnte, das mußte man durch List zu erreichen suchen. Bey dieser aber kam es jetzt, nach der Meynung des jüdischen Senats, auf etwas ganz anders an, als auf solche politische und theologische Fragen, durch welche man Jesum sonst zu fangen suchte: mit diesen, sahen sie wohl, würden sie nichts mehr

aus-

ausrichten, und mehr verlieren als gewinnen. Es was ihnen bloß darum zu thun, Jesum in ihre Hände zu bekommen, und zwar auf eine solche Weise, daß dadurch kein Aufsehen erregt würde — dieß war die List, die ihren Witz und ihre boshafte Erfindungskraft beschäftigte, die sie aber wegen dem Volk doch besorgt machte. Daher sagte ohne Zweifel ein kluger Kopf, daß man die Ausführung des Plans verschieben sollte, bis das Fest vorüber wäre, weil man dem Volk, wegen den vielen Anhängern die Jesus unter demselben hatte, nicht trauen konnte, und weil man von demselben bey einem solchen Schritt sogar vielleicht einen öffentlichen Aufstand zu befürchten hätte. Diese Furcht auch war nicht ohne Grund. — Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Sie wollte, daß es aufs Fest geschehe! Was sie zu vermeiden suchten, mußte doch, und zwar durch sie, geschehen. — So zeigte sich ihre Ohnmacht, da wo sie eine tyrannische Macht ausübten. Aber wenn sie auch gleich für jetzt noch, nicht aus Schonung sondern aus Klugheit, eine bequemere Zeit abwarten wollten, so blieb doch ihr Vorsatz — Jesum zu tödten, unerschütterlich.

2.

Fortsetzung des Vorigen.

Zu allen Zeiten waren Mörder diejenige Menschen, auf welche man mit Abscheu und Entsetzen hinblickte. Solche Menschen scheinen auch wirklich alle Gefühle der Menschheit ausgezogen zu haben, und ihre That wird uns um so unbegreiflicher, je kaltblütiger und vorsätzlicher sie dieselbe ausgeübt haben. In der Wuth einer sinnlosen Leidenschaft, in der Raserey des schäumenden Zorns morden — das läßt sich, jedoch auch nur von Menschen, bey denen wilde Leidenschaften über die edlern Gefühle die Uebermacht haben, noch denken: indessen bereuen selbst solche Menschen vielleicht schon in der nächsten kalten Stunde, das was sie gethan haben, sie erschrecken vor sich selber, sobald sie wieder zum Besinnen kommen. Aber — auf einen Mord studieren, zur Ausführung desselben Plane entwerfen, seine Gedanken darüber andern mittheilen — seinem nach blutdürstenden Vorsatz treu bleiben, und denselben je eher, je lieber auszuführen wünschen, das läßt sich kaum begreifen: bey dieser Vorstellung empört sich das Herz und jedes Gefühl. Schon der Gedanke an einen Gerichtstag, an eine gewisse Stunde, in welcher über das Leben eines Menschen abgesprochen werden soll, schon dieser Gedanke hat für

den, der menschlich fühlt, der ein Menschenleben lieber retten als verderben möchte, ob er es gleich einsieht, daß Todesstrafen bisweilen unvermeidlich seyen, — etwas Trauriges. Ein menschlichdenkender Richter wird einem solchen Tage, immer mit einem gewissen bänglichen Gefühl entgegen sehen, und ein menschlichfühlender Zuschauer, welcher das Endurtheil eines solchen Gerichts abwartet, wird nicht ohne eine gewisse Angst dem Augenblick entgegen harren, wo, durch die Mehrheit der Stimmen, Leben oder Tod bestimmt werden soll. Selbst dem verschuldetsten Missethäter möchte man bisweilen in solchen Augenblicken das Leben retten. Bey dem weniger Verschuldeten sind solche Gefühle der Theilnehmung und des Mitleidens noch grösser und lebhafter. Wüßten wir aber einen Unschuldigen, über welchen Blutgericht gehalten würde, wir würden uns darüber im Innersten empört fühlen, wir würden über Ungerechtigkeit und Grausamkeit laut schreyen oder seufzen. Solche Gefühle müssen auch nothwendig in unserm Herzen entstehen, wenn wir die Geschichte jener meuchelmörderischen Versammlung in dem Hause des Oberpriester Caiphas lesen. Es ist ein Blick, der das Herz tief verwundet, sich in den Cirkel dieser Menschen hineinzudenken. Alles, was sich bey demselben der Seele vergegenwärtiget, der Gedanke an den edlen, unschuldigen,

wohlthätigen, göttlichen, grossen Jesus — und das gegen diesen so contrastirende Bild neidischer, heimtükischer, racheschnaubender, schadenfroher, mörderischer, verfolgender Priester und Volksrichter, — alles reizt das Gefühl, bis auf das Aeusserste. Es wird einem unbegreiflich, wie es möglich war, so zu handeln, einen so offenbaren Mordanschlag verabreden und beschliessen zu können. — Und doch — was ist begreiflicher, als selbst dieses Unbegreifliche? Es giebt keine schlechte, niederträchtige That, keine verabscheuungswürdige Handlung, keine himmelschreyende Ungerechtigkeit, keine unmenschliche Grausamkeit, deren der Mensch nicht fähig wäre, sobald er es mit sich selbst und der Tugend, mit Gott und der Religion nicht redlich meynt, sobald er irgend eine Leidenschaft über sich herrschen läßt. Insonderheit ist es die Rache, und eine persönliche Feindschaft gegen einen Menschen, welche alle, auch die natürlichsten Gefühle für Recht und Billigkeit erstickt, welche das Gewissen betäubt und gegen die Stimme desselben Aug und Ohr verschließt, welche den Menschen zu Entschlüssen und Thaten verleitet, die er kurz vorher vielleicht selber für unmöglich gehalten hätte. Nie aber handelt diese Leidenschaft leidenschaftlicher, als wenn sie durch einen falschen Religionseifer irre geführt wird, oder, wenn sie unter diesem die Bosheit ihres Herzens

zens verbergen kann, und rechtfertigen zu können glaubt. — Solche Menschen waren immer die fürchterlichsten Verfolger ihrer Mitbrüder und sie sind es noch. — Ihre Gefühle der Menschheit sind durch falsche Religionsvorstellungen verstimmt und gelähmt, ihr Herz durch Heucheley vergiftet, ihr Gewissen durch den Schein eines heiligen Eifers verblendet. Das Unreine der Leidenschaften ihres Herzens, scheint ihnen ein heiliges Feuer zu seyn, welches zur Ehre Gottes und der Religion brennt. Durch diesen Eifer, hinter welchen man sich anfangs nur gleichsam als in einen Hinterhalt versteckte, um gegen die Vorwürfe anderer und seines eigenen Gewissens desto sicherer zu seyn, — durch diesen Eifer getäuscht und betrogen, — wähnt man zuletzt, daß man es wirklich gut meyne, und nun schweigt das Gewissen — und man erlaubt sich desto ungescheuter alle Ungerechtigkeiten. Aus diesen Bemerkungen läßt es sich einigermaßen begreiflich machen, wie der jüdische Rath einen so offenbaren Mordanschlag gegen den unschuldigen Jesus beschließen und ausführen konnte. Denn eben die Unschuld, deren Verfolgung und Verurtheilung unser Herz sehr empört, war es, welche die Feinde Jesu, nach ihren erbitterten Gesinnungen gegen ihn, verkannten. Bey der Leidenschaft findet keine Untersuchung des Rechts, keine Schätzung der Unschuld

und Vorzüge anderer, keine Gerechtigkeit und Billigkeit, kein Gefühl, kein Gewissen statt. Die Uebermacht des Gefühls der Rache, der Erbitterung erstickt jede andere Empfindung. Solche Menschen richten nur nach ihrem Herzen — nicht nach dem Gesetz. Man schlägt mit der Faust ins Licht, um nicht sehen zu dürfen, und je ungerechter man handelt, desto mehr sucht man Entschuldigungen auf, wodurch man sich gegen andere, und sein eigenes Gewissen, sey es auch nur zum Schein, — rechtfertigen kann. Endlich findet man sie, — das ist, man täuscht sich selber. Und nun glaubt man nicht mehr aus Leidenschaft, sondern aus Gründen zu handeln, die in solchen Fällen allemal um so schädlicher sind, wenn sie an Religion und Religionseifer angeknüpft werden. Denn alsdann muß jeder Vorwurf des Gewissensschweigen, die Rache erhält ein Privilegium, und man hält das für eine heilige Pflicht, was die größte Ungerechtigkeit ist. Und dieß war auch gewiß der Gang, welchen die Privatrache der Feinde Jesu nahm, und auf welchem sie ihre Absicht erreichte. Diesen Weg hat auch die Leidenschaft immer als den Tauglichsten gefunden, ihr Ziel zu erreichen, insonderheit, wenn sie fürchten mußte, daß ihre Absichten entdeckt werden möchten. Alsdenn machte man seine Sache zur Sache Gottes und Christus, man kleidete den Privathaß in das

Gewand des heiligen Eifers, man suchte seine Anklagen, Beschuldigungen, Verläumdungen und Lästerungen mit der Religion in Verbindung zu bringen, man affectirte den Frommen, um desto gottloser seyn zu können, man erheuchelte eine Liebe und einen Eifer für Religion und Gottes Ehre, um desto ungefürchteter die Leidenschaften seines Herzens, Eigennutz, Stolz, Rachbegierde und Verfolgungssucht befriedigen zu können. Eine falsche Politik, und ein falscher Religionseifer waren von jeher die fürchterlichsten Waffen in den Händen leidenschaftlicher Menschen. Jene und dieser brachten unsern Herrn ans Kreuz, und nach ihm viel tausend Menschen in Elend und Unglück! —

Zweyter Abschnitt.

3.

Mariens Beweise ihrer freundschaftlichen Liebe und Hochachtung gegen Jesus.

Matth. 26. v. 6 — 13. Marc. 14. v. 3 — 9. Joh. 12. v. 1 — 8.

Die Bekanntschaft Jesu mit seinen bevorstehenden Schicksalen stund mit seinem Selbstentschlusse

schlusse zu leiden, der durch die wohlthätigsten Absichten bestimmt wurde, und mit der harmlosesten Unterwerfung und Ergebung in den Willen Gottes, zu genau in Verbindung, als daß ihm je, selbst bey dem bängsten Blick in die leidenvolle Zukunft, der Gedanke kommen konnte, denselben auszuweichen. Doch wollte er sich, wie er es immer that, vor der Zeit keiner Gefahr aussetzen, die er, ohne seine Pflicht zu verletzen, und ohne dem Plan der Vorsehung entgegen zu handeln, vermeiden konnte. Seinem Entschluß zu leiden, sollte keine List und Gewalt zuvorkommen. Er vermied daher sorgfältig, vor dem Anbruch des Festes, einen längern Aufenthalt in Jerusalem, wo er wenigstens in der Nacht, nie sicher zu seyn glaubte, und hielt sich bis zur Passamahlzeit, meistens vor der Stadt, und in dem von derselben nur ungefähr eine Stunde entlegenen Bethanien auf. Dieser Ort war sein Lieblingsaufenthalt. Hier hatte er schon längst vertraute Bekanntschaften gemacht. — Er liebte die ländliche Ruhe, den stillen Naturgenuß über alles, und wo er solche Menschen antraf, wie einen Lazarus, eine Marie und Marthe, die Gefühl und Sinn für Liebe, Freundschaft, Wahrheit, Reinheit, Tugend und Gottesoffenbarungen hatten, da verweilte er gern und oft. In diesem Bethanien war er auch immer der willkommenste. Seine einnehmende Freundlich-

keit

keit und Liebenswürdigkeit, sein lehrreicher, für den geraden Menschenverstand und für das unbefangene Menschenherz so rührender Umgang, seine geist- und seelenvollen Gespräche und Unterhaltungen, nebst der grossen That, die er erst ohnlängst daselbst verrichtet hatte, — verschafften ihm bey sehr vielen Bewohnern dieses Fleckens Liebe und Hochachtung: und diese seine Freunde und Verehrer waren es, welche ihm daselbst, kurz vor seinem Leiden, in dem Hause eines gewissen Simons, wahrscheinlich auf gemeinschaftliche Kosten, ein Gastmahl veranstalteten. Bey dieser Gesellschaft befand sich natürlich auch Lazarus und seine Schwestern, eine Familie, die auf Jesum eben so viel hielt, als er auf sie hielt. Martha besorgte, wie gewöhnlich, die Küche und Aufwartung; denn ihr war es die größte Freude, ihren Freund und Lehrer zu bedienen und sich ganz für ihn in Thätigkeit zu setzen. Marie, eine Person voll Geistes und tiefen Gefühls, erschien dießmal später in der Gesellschaft, als sie gewiß jeder Leser dieser Geschichte, dem ihre Anhänglichkeit an Jesum bekannt ist, erwartet hätte. Die Ursache davon war ohne Zweifel diese: weil sie ihren Freund und Herrn mit einem Beweis ihrer Liebe und Hochachtung überraschen wollte. War es eine leise Trennungsahnung, welche gewöhnlich unsere Liebesgefühle verstärkt, und unsere Freundschaftserweisungen

verdoppelt; — oder war es sonst eine lebhaftere Empfindung, der Liebe, der Hochachtung und des Dankes gegen Jesus, welche sich ihrer Seele bemächtigte, — genug, Marie schien dießmal ihrem Freund seinen Aufenthalt so angenehm und ehrenvoll, wie möglich machen zu wollen. Und dieß glaubte sie nicht besser thun zu können, als wenn sie ihm die Ehre der Salbung erwiese, welche man jedem Gaste von ausgezeichneter Liebe und Hochachtung, wenigstens nach der Sitte der Reichern und Vornehmern, zu erweisen pflegte. Dieser Gedanke, zu dessen Erfindung freylich nur eine angenommene Sitte Gelegenheit gegeben hatte, war übrigens ganz Gedanke der Liebe und Hochachtung, und so wurde derselbe auch ganz im Geiste der Liebe ausgeführt. — Es war ohne Zweifel nicht das gewöhnliche, wohlfeilere Riechöl, dessen man sich zu diesem Gebrauche zu bedienen pflegte, sondern der köstlichste, theureste, erprobteste Nardenbalsam, welchen sie für ihren geschätzten Freund zur Salbung bestimmt hatte. Wer aus Liebe giebt, berechnet keine Kosten; er giebt allemal das Beste her, was er hat und geben kann. Die wahre Liebe ist eher verschwenderisch, als zu sparsam, wenn sie eins von beyden seyn muß; sie thut sich lieber selber Abbruch, um gegen andere desto freygebiger seyn zu können. Die Liebe zeichnet sich, bey allem, was sie thut und giebt,

auf

auf irgend eine Art aus, wodurch ihre Handlungen das Gepräge ihres Herzens erhalten. Einige Tropfen Balsams, welche man sonst über das Haupt eines Gastes und Tischgenossen träufeln ließ, oder womit man seine Füsse einrieb, schienen Marien nicht genug zu seyn. Nicht ihre Hand — ihr Herz wollte geben. — Ihre empfindungsvolle Seele ließ sich durch die Gewohnheit keine Feßeln anlegen. Wie sich das Herz, wenn es voll ist, übermäßig ergießt, so strömte der Balsam aus ihrer Freundschaftshand. — Dem Eifer ihrer gefühlvollen Seele gieng es viel zu langsam, die versiegelte Flasche erst mühsam zu öffnen, oder sie vielleicht darum anzusehen, wie viel sie aus derselben ausgiessen sollte; — sie brach sie, aus freundschaftlicher Ungeduld, oben am dünnen Halse ab, und so ließ sie all den köstlichen Balsam auf das Haupt und den Leib ihres Freundes fließen, daß von diesem erquickenden Geruch das ganze Haus duftete. —

4.

Ein schiefer und ein treffender Blick auf eine edle That.

Was die Liebe giebt, giebt sie gewiß nicht um des Dankes und Lobes willen. Kein Mensch ist weniger eitel, als der wahrhaft liebende. Es scheint ihm alles, was er that, so natürlich zu

seyn, daß er es nicht begreift, wie man deßwegen viel Aufhebens machen könne. Er thut, wie ihm sein Herz sagt, nie zu viel, aber immer zu wenig. — Sein innerliches Seeligkeitsgefühl ist überflüssig genug, um nicht nach Lob und Ehre dürsten zu dürfen. Es ist nur Ein Wunsch, den die Liebe erfüllt sehen möchte, nämlich dieser: daß sie andern durch irgend Etwas eine Freude gemacht, und daß sie, in dieser Rücksicht ihre Absicht nicht verfehlt haben möge. Weiter will und wünscht sie nichts. Indessen ist es auch unläugbar, daß ihr Vorwürfe und schiefe Urtheile über solche Handlungen, bey denen es nun einmal aufs Beste gemeynt war, keineswegs gleichgültig seyn können. Man kann sichs also vorstellen, in welche Verlegenheit Marie versetzt wurde, da ihr durch Seeligkeitsgefühl der Liebe erheitertes Auge, welches in der Gesellschaft truglos umher blickte, und welches vielleicht hätte fragen mögen: „Hab ichs so recht gemacht"? — in den Mienen und Augen dieses und jenes Etwas bemerkte, was eine gewisse kalte Theilnehmungslosigkeit — und noch mehr als diese — verrieth. Wer in solchen Fällen Erfahrung hat, der weiß es, daß es für einen Menschen von Gefühl und Empfindung keine peinlichere und drückendere Lage giebt, als wenn er sich da oder dort, in dieser oder jener Gesellschaft befindet, wo er von einer gewissen Sache

mit

mit allem Interesse sprechen, wo er andere mit allem Eifer auf edle Handlungen und Gesinnungen aufmerksam machen, wo er ein Wort zu seiner Zeit reden, eine Handlung ausüben, einen Vorschlag thun, eine Bitte vortragen möchte, die ihm die Wichtigste ist, und wo er mit allem Recht Aufmerksamkeit, Theilnehmung und Mitgefühl erwartet: — nichts ist in einer solchen Lage niederschlagender und beleidigender, als wenn man um sich her Menschen sieht, die an allem, was man sagt und thut, keinen Antheil nehmen, denen eine kalte, todte Gleichgültigkeit aus dem Aug und von der Stirne blickt, die keinen Sinn für das haben, was uns das Wichtigste zu seyn scheint, die man auf keine Weise in seine Art zu denken und zu empfinden hineinziehen kann; die auch wohl gar unartig genug sind, zu lächeln, einander zuzuflüstern, und die geistund herzenslosesten Kritiken, Bedenklichkeiten und Einwendungen anzubringen. So etwas setzt oft den Gefaßtesten auser Fassung, und kann den Sanftmüthigsten unmuthig, und den Ruhigsten unruhig machen. Je besser man es öfters meynt, desto mehr erwartet man von andern Theilnehmung an unsern Gesprächen und Handlungen, und wenn man weiter nichts wünscht, so wünscht man wenigstens dieß: daß uns andere nicht mißverstehen und unbillig oder voreilig beurtheilen mögen. Wie muß es also

Marien zu Muth gewesen seyn, da sie auf einmal ihre Handlung, und, gewiß wider alle Erwartung, so öffentlich, vor der ganzen Tischgesellschaft, mit einer beleidigenden Unhöflichkeit tadeln hörte. Der Urheber davon war Judas von Kariot. Für seine Liebe, Freundschaft, Zärtlichkeit, und was diese für andere thut, aufopfert, giebt, — schien dieser Mann nie einen Sinn gehabt zu haben: denn er war, wie es die Geschichte erzählt, geizig: und bey diesem Laster geht jede edlere, frohere, feinere, tiefere Empfindung verloren. Alles, was noch so edel, noch so schön ist, macht auf den Geizigen selten einen Eindruck, wenigstens geht dieser in eben dem Augenblick wieder verloren, als seine herrschende Begierde wieder lebhafter wird. Und dieß geschieht durch jeden Zufall, welcher ihm den Gedanken an Geld in die Seele führt. Mit diesem Gedanken verbreitet sich sogleich der Wunsch nach Besitz, und je leichter und möglicher sich der Geldgierige die Erfüllung desselben denkt, desto heftiger wird seine Leidenschaft; je mehr er den Verlust eines Gewinns bedauert, der ihm, nach seiner Art zu rechnen und zu speculiren, hätte zu Theil werden können, desto unmuthiger und unverschämter wird er. Und dieß war auch ohne Zweifel der Fall bey Judas. Demjenigen, der diesen Mann einmal kennt, ist nichts leichteres, als die Gedanken zu

errathen, welche denselben während der ganzen Handlung, womit Marie ihren Herrn beehrte, beschäftigten, so unerwartet sie einem andern auch immer seyn mögen. Wer es weiß, wie die Unzufriedenheit immer unzufriedener wird, wenn sie ihren Unmuth nicht äussern kann, der kann es sich vorstellen, wie unruhig Judas am Tische saß, und sich bald rechts und links wendete, wie er mit seinen Augen auf Marien hinwinkte, um seine Tischgenossen stillschweigend zu fragen, was denn sie von dieser Handlung hielten? — wie er es ihnen vielleicht auch zuflüsterte, ob dieß nicht eine sündliche Verschwendung sey? — Endlich konnte er nicht mehr an sich halten, und er schämte sich um so weniger, seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, da er schon eine Entschuldigung in Bereitschaft hatte, mit welcher er seinen Tadel aus Gründen rechtfertigen zu können, — glaubte. Seinem Vorgeben nach, war es ihm nämlich nur um die Armen zu thun, für welche die Summe des aus dem Balsam gelösten Geldes, wenn man denselben verkauft hätte, weit besser und wohlthätiger hätte angewendet werden können. Allerdings hatte dieses Urtheil des Judas einen Schein der Wahrheit und des Rechts, und durch diesen liessen sich ohne Zweifel einige der andern Jünger bethören, in dasselbe einzustimmen und an seinem Tadel Theil zu nehmen. Denn auch der Gute, der Besserdenkende

lende läßt sich bisweilen von unedeldenkenden Menschen verleiten, an ihren Handlungen und Urtheilen Antheil zu nehmen. Der Anstrich, den diese denselben zu geben wissen, hat nicht selten so viel Blendendes, Einnehmendes, Ueberraschendes, daß man glaubt, ihnen seinen Beyfall unmöglich versagen zu können. Solche Menschen scheinen uns oft so vernünftig, so wahr, so recht, so billig, so truglos klug, so christlich und gut zu handeln und zu urtheilen, daß wir ohne Bedenklichkeit in ihren Ton einstimmen und mit ihnen gemeine Sache machen. An böse, unredliche Absichten, hinter welche man sich nur gar zu oft durch eine vernünftig- und frommscheinende Sprache zu verstecken pflegt, denken wir bisweilen gar nicht. Dieß trift insonderheit öfters bey Menschen ein, denen es an Erfahrung, Klugheit, Menschenkenntniß, Selbstüberlegung, Selbstgefühl fehlt, die mit eigenem Aug zu sehen, mit eigenen Ohr zu hören nicht gewohnt sind, und die daher in ihren Urtheilen nicht sowohl ihrem Verstand und Gefühl, als vielmehr andern folgen. Und dieß war vielleicht auch der Fall bey denjenigen Jüngern, welche sich von dem Judas zum Tadel über Marien hinreissen liessen. Allein, so billig man auch immer über dieß ihr Betragen urtheilen mag, (von Judas, dem Niederträchtigen — ist hier gar die Rede nicht) so ist doch dasselbe gewiß manchem

chem Leser dieser Geschichte auffallend. Je natürlicher bey demselben, die Erwartung ist, daß die Jünger als Freunde Jesu, mit ganzen Herzen, an der Ehre, welche ihrem Lehrer wiederfahren ist, Theil nehmen, daß sie ihm und Marien darüber ihre Freude zu erkennen geben würden; desto mehr wird man, auf eine unangenehme Weise, durch ihren Tadel überrascht, welcher, wenn er auch gegründet gewesen wäre, doch nicht zu rechter Zeit und am rechten Ort angebracht worden war, und welcher für Marie sowohl als Jesum beleidigend seyn mußte. Um dieß zu fühlen, muß man sich an ihre Stelle denken; oder man muß sichs vorstellen, in welche Verlegenheit wir gesetzt würden, wenn wir, nach unserer Ueberzeugung und unserm Gefühl, eine recht edle Handlung ausgeübt hätten, — und denn einer käme und sagte, vor einer ganzen Gesellschaft, und in der Gegenwart dessen, dem wir Gutes thaten, „das war auch eine überflüssige, unnütze, zwecklose Wohlthat!" — Natürlich müßten wir dadurch beschämt werden; es müßte uns, wenn auch solche Tadler Recht hätten, wenigstens wehe thun, daß man unsere gute Absicht, unsern guten Willen verkannte. Auch der, dem eine Wohlthat oder Ehre erwiesen worden ist, müßte durch einen solchen Tadel, durch ein solches Urtheil, in eine kränkende Verlegenheit gesetzt werden.

Wenn er auch billigdenkend und gutmüthig genug wäre, aus solchen Vorwürfen, nicht auf den Neid anderer zu schliessen, welcher insonderheit auszeichnende Beweise der Liebe und Hochachtung, so ungerne sieht; so müßte ihm doch in solchen Fällen die Beschämung seines wohlthätigen Freundes oder seiner Freundinn auf eine sehr empfindliche Weise zu Herzen gehen. Und in dieser Rücksicht war auch der Tadel des Judas und die geäusserte Unzufriedenheit manches andern Jüngers, für Jesum gewiß tiefkränkend. Ihn dauert nur die edeldenkende Marie, und er merkte ihr ohne Zweifel ihre Verlegenheit an. Stille, — sprach er daher, mit diesen beleidigenden Vorwürfen! und ein Blick, mit welchem er ohne Zweifel seine Jünger und den Judas ansahe, und mit welchem er ihnen seine Unzufriedenheit über ein solches Betragen zu erkennen gab, sagte vielleicht noch mehr. — Was ihr an Marien tadelt, fuhr er fort, ist so wenig tadelnswerth, daß ihre Handlung vielmehr die schönste und rühmlichste ist! diese edle Seele hätte an mir nicht edler handeln können!

Bey diesem Ausspruche Jesu schlug Marien, die wohl auf nichts sehnlicher wartete, als wie Jesus diesen Beweis ihrer zärtlichsten Hochachtung aufnehmen würde, gewiß vor Freude das Herz, nicht deßwegen, weil sie ihre kalten Tadler beschämt sahe, sondern weil sie es fühlte, daß Je-

sus

sus ihre Handlung ganz so verstanden und aufgenommen hätte, wie sie wünschte, daß dieselbe von ihm aufgenommen werden möchte. Nichts thut auch, in solchen Fällen, unserm Herzen mehr wohl, als wenn wir bey unsern gutgemeyntesten Handlungen, Wohlthaten, Anstalten ꝛc. schief, dumm, boshaft, einseitig, kalt und lieblos beurtheilt worden sind — und denn einer auftritt, und uns als ein Mann von Gefühl, Muth, Unpartheylichkeit und Sinn fürs Gute und Schöne in seinen Schutz nimmt. Eine solche Ehrenrettung hält uns auch für den bittersten Tadel schadlos, und bringt uns wieder zum Freudengefühl unserer edlen Gedenkungsart zurück, in welchem wir durch andere gestört worden sind. Zu seiner Zeit erfolgt auch eine solche Ehrenrettung gewiß; nur — müssen wir warten können, und uns indessen in unsere Tugend hüllen, wenn es stürmt. —

In welcher Verlegenheit die Jünger, insonderheit Judas, durch die Vertheidigung, welche Jesus für Marie übernommen hatte, gesetzt wurde, das läßt sich leicht denken. Und doch schonte er sie, so viel als möglich. Mancher Leser erwartet es gewiß, daß Jesus dem Judas wegen seinem Geiz, den er durch eine vorgegebene Sorgfalt für die Armen, zu beschönigen suchte, einen tieftreffenden und beschämenden Wink geben würde. Aber davon spricht er kein

Wort. Seine Absicht war nur diese: die Handlung Mariens in einem solchem Licht vorzustellen, durch welches, selbst der voreilige Tadler ihren Werth erkennen, und das Gefühl desselben für diesen Beweis ihrer Freundschaft und Liebe, gereitzt werden möchte. — Daher sprach er zu seinen Jüngern: ihr habt allezeit Arme bey euch, denen ihr, wenn ihr wollt, Gutes thun könnet: — aber — mich habt ihr nicht allezeit. Auf diese letzten Worte setzte er ohne Zweifel allen Nachdruck, der wahrscheinlich durch den Blick seines Auges und durch den Ton seiner Stimme noch mehr verstärkt wurde. Durch den Gedanken an Trennung, den er damals in ihre Seele führen wollte, wollte er ihrem Herzen gleichsam die Frage vorlegen: „Wenn ihr wüßtet, daß ich bald von eurer Seite genommen würde, — daß dieß der letzte Abend wäre, an welchem wir noch bey einander säßen, würdet ihr mir nicht alle Gefälligkeiten, alle Ehre und Liebe erweisen?“ — Würdet ihr mir, eurem Freunde und Lehrer, wenn ich todt wäre, — die Ehre der Einbalsamierung versagen können? Würdet ihr diesen Beweis der Freundschaft und Liebe — für überflüssig und verschwenderisch halten? — Und seht — fuhr Jesus fort, mit diesem Auge müßt ihr das ansehen, was Marie an mir gethan hat. Ihre Salbung war meine Einsalbung zum Grabe, — die letzte Ehre, die man

einem geliebten Todten erweist. Bey diesem Ausspruch rollte gewiß von Mariens Auge eine Thräne, und die Jünger sahen ihren Herrn beschämt und zugleich gerührt an. Jetzt wurde ihnen ohne Zweifel diese Handlung ehrwürdiger; und Jesus suchte sie ihnen noch ehrwürdiger zu machen, dadurch, daß er sagte, sie würde in ewigem Andenken bleiben, und der Nachwelt mit seiner Lehre verkündiget werden. So viel Werth hatte sie in seinen Augen, und so wahr ists: das Andenken des Gerechten bleibt im Seegen und blühet immerdar! — —

Dritter Abschnitt.

5.

Ein beynahe unglaublicher Entschluß von einem Freund und Jünger Jesu.

Matth. 26. v. 14 — 16. Marc. 14. v. 10 u. 11. Luc. 22. 3 — 6.

Wenn wir es hören oder lesen, wie einem Edlen, Guten, Unschuldigen von seinen Feinden Nachstellungen gemacht werden, so trösten wir uns nicht selten, bey einer gewissen Furcht, die uns deßwegen beängstigen will, damit, daß dies-

sen

sen vielleicht doch ihr böser Anschlag nicht gelin-
gen möchte. — Die wahrscheinlichen Hinderniſſe
und Schwierigkeiten, welche ihren Plan verei-
teln, und die Ausführung desſelben, wenigstens
erschweren könnten, vermindern unſere Furcht,
und wir hoffen, was wir wünschen — Aber,
wenn es denn doch anders geht, als wir es er-
wartet und gehofft haben, wenn wir es sehen,
wie der List, der Bosheit und Gewaltthätigkeit,
alles möglich wurde, was uns beynahe unmöglich
zu seyn schien, — wenn wir sogar von Menschen
hören, welche sich, wider alle Erwartung, den
Feinden eines Verfolgten, selber angebothen
haben, ihnen zur Unterdrückung desſelben be-
hülflich zu seyn, und welche ihnen dasjenige ha-
ben ausführen helfen, was jene allein, vielleicht
nicht auszuführen im Stande gewesen wären, —
so wissen wir oft nicht mehr, was wir sagen und
denken sollen. Unser ganzer Abscheu ruht jetzt
beynahe auf dem allein, der jenen Böſewichtern
ihre Absichten befördern half, und geht gegen
denselben öfters in eine Erbitterung über, die
um so gröſſer ist, je weniger wir von einem sol-
chen Menschen, so Etwas, auch nur im entfern-
testen Schatten, geahnet hätten. Bey so offen-
baren Beweisen einer niederträchtigen Geden-
kungsart, möchten wir bisweilen an der ganzen
Menschheit irre werden, und wir können die

Fra-

Frage nicht oft genug wiederholen; war das möglich? —

Und diese Frage ist es auch gewiß, welche unser Herz bey dieser Erzählung von der Treulosigkeit des Judas aufwirft. Daß die Feinde Jesu einen Anschlag auf sein Leben machten, und auf die Ausführung desselben Tag und Nacht dachten, das läßt sich noch begreifen; — aber daß einer aus der Zahl der Zwölfen selbst, daß ein Jünger und Freund Jesu, — ihnen zu ihrem Vorhaben behülflich geworden seye, das ist uns so unerwartet, daß wir es kaum begreifen können. Der Ausdruck, dessen sich Lucas bey dieser Erzählung bedient, „daß der Satan in den Judas gefahren seye" kann uns daher so wenig befremden, daß uns derselbe, wenn er auch nicht da stünde, ohne Zweifel, bey der Lesung dieser Geschichte, selber eingefallen wäre.

Was uns in Ansehung gewisser böser Gesinnungen, Handlungen und deren Entstehung und ihrer Folgen, unbegreiflich ist, was so ganz das Gepräge einer teuflischen Gesinnungs- und Handlungsart hat, was uns, wenigstens nach unserer Gedenkungsart, in keines Menschen Herz zu kommen, möglich zu seyn dünkt, das scheint uns eine recht eigentliche Teufels-Eingebung zu seyn. Indessen ist auch unstreitig, unser eigenes Herz — Satan genug, uns zu dem Schrecklichsten, Unerklärlichsten, zu verleiten und zu verführ-

führen. — Derjenige Mensch kennt sich selber nicht, der, so lange er irgend eine Leidenschaft über sich herrschen läßt, sich nicht selber alles Böse zutrauet. Die letzte, auffallendste That, welche ein Mensch begeht, ist es nicht, die wir allein beurtheilen, die wir für unerklärlich halten, welche wir dem Satan zuschreiben müssen: — diese ist meistens nur die Frucht von einem Saamen, der schon längst in dem Herzen lag und daselbst seine Nahrung fand, ob sie gleich, vielleicht früher und grösser aufkeimte, als wir es selber erwartet hätten. Der Grund zu solchen Handlungen war oft schon lange gelegt, und das ungebesserte, unreine Herz durfte nur durch den Stoß einer heftigen Leidenschaft in starke Bewegung gesetzt werden, so stund eine That da, die freylich Erstaunen erregte, die aber dem Kenner des menschlichen Herzens doch begreiflich ist. Ueberhaupt ist kein Mensch, der von irgend einer Leidenschaft beherrscht wird, eines guten Herzens nach Grundsätzen, eines reinen Gefühls, einer wahren Tugend und Menschenliebe fähig. Er kann dazu gewisse Anlagen haben, er kann bisweilen edel zu denken, zu fühlen und zu handeln scheinen, — aber, wenn seine Leidenschaft, es sey nun, welche es wolle, gleichsam wieder in Bewegung gesetzt wird, so ist er nicht sicher, auch die schlechteste That zu begehen. Dieß bestätiget die Erfahrung durch

täg-

tägliche Beyspiele von jedem Sklaven seiner Leidenschaft, insonderheit aber auch von dem Geizigen. Es giebt durchaus keine Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit, deren der Geizige nicht fähig wäre. Ihm ist kein Freund zu theuer und kein Wohlthäter zu schätzbar, gegen welchen er nicht seine Pflichten auf das gewissen- und schamloseste verletzte, sobald mit denselben seine Habsucht in Collision kommt. Eben diese Begierde nach Geld und Gewinn, von welcher sich ein Mensch beherrschen läßt, ist es auch, die sein Herz neidisch, tückisch, falsch, mißtrauisch, verdrüßlich, mürrisch und leicht aufgebracht macht. Aus diesen Bemerkungen läßt es sich nicht nur überhaupt erklären, wie der Geizige der schlechtesten Handlungen fähig sey, sondern, wie auch die That des Judas möglich wurde. Auch Er war, als ein geldgieriger Mensch nie einer wahren Freundschaft gegen Jesum fähig, und wahrscheinlich hatte ihn nur die Hoffnung irdischer Vortheile, oder der Wahn von einem weltlichen Reich des Messias, in die Jüngerschaft Jesu getrieben. Vielleicht hätte er auch diese Gesellschaft schon eher wieder verlassen, wenn er sich nicht mit der Hoffnung besserer Zeiten getröstet hätte, oder wenn es ihm nicht um kleine Vortheile, welche er sich als Aufbewahrer der gemeinschaftlichen Gelder zu machen wußte, zu thun gewesen wäre: denn auf solchen kleinen Be-

trügereyen hatte man ihn öfters entdeckt. Indessen schien bey dem Judas, so wie bey jedem Geizigen, seine Geldbegierde immer mehr gewachsen zu seyn, je weniger er dieselbe, nach seinen Wünschen, befriedigen konnte, und so nahm ohne Zweifel mit derselben die Anhänglichkeit an seinen Herrn und Lehrer, in eben dem Grade, ab, als jene zunahm, und als sich das Vertrauen desselben gegen ihn, als einen Menschen, dem man nicht trauen durfte, verminderte. Denn man weiß es, daß niemand ehrlicher seyn will, als der Unehrliche, und daß er gegen andere auf das Aeusserste erbittert werden kann, sobald er von denselben einen Verdacht gegen sich befürchtet: denn in diesem Falle sieht er sich stets bemerkt — und in seinen Betrügereyen eingeschränkt; er fühlt sich beschämt, er fürchtet Vorwürfe, und so bemächtiget sich seiner Seele immer mehr eine Abneigung gegen diejenigen, die ihm im Wege stehen, die sich zuletzt in erklärte Feindschaft und Erbitterung verwandelt.

Wahrscheinlich hatte auch Judas von dem Befehl des jüdischen Rathes etwas gehört, welchen derselbe, ohne Zweifel mit einer versprochenen Belohnung, hatte ausgehen lassen, „daß ein jeder den Aufenthalt Jesu anzeigen sollte, sobald er ihn erfahren würde.“ Aber noch, kam ohne Zweifel, der Gedanke an das, was dieser Treulose in der Folge that, nicht in seine

Seele. Indessen entgieng auch bey dieser Gelegenheit seinen Betrachtungen, der Gewinn gewiß nicht, welcher hier zu machen wäre. — Denn es ist beynahe unbegreiflich, wie der Geizige immer zu speculiren pflegt, und wie seinem Blick durchaus nichts entgeht, was auf Geld und Gewinn nur einigen Bezug hat. Gesetzt aber auch, daß Judas schon damals an so Etwas dachte, so geschahe es gewiß nur in der Ferne, und ohne einen bestimmten, festen Vorsatz. Das Gewissen kämpfte ohne Zweifel noch mit der Leidenschaft. Allein, dieser Kampf währt nie lange, sobald man einmal einen bösen Gedanken aufgefangen oder sich vielmehr desselben schon vorher empfänglich gemacht hat: denn in diesem Falle findet er weniger Widerstand, und je mehr er sich den Wünschen und Leidenschaften unseres Herzens einzuschmeicheln vermag, desto leichter wird ihm der Sieg — und der Fortschritt zur That. Wenn man sich alsdenn gegen sein Gewissen, welches seine Rechte nie ganz vergiebt, auch nicht hinlänglich zu rechtfertigen, und gegen die stilleren oder lauteren Vorwürfe desselben, zu vertheidigen im Stande ist, so sucht man sich selber zu täuschen, oder man nimmt zu irgend einer Entschuldigung seine Zuflucht, durch welche eine Handlung weniger sträflich zu seyn scheint. Wahrscheinlich war dieß auch der Fall bey Judas, dem der Ge-

danke, seinen Herrn zu verrathen, ohne Zweifel, anfangs viel zu schaffen machte, über welchen ihm aber endlich doch seine erfinderische Leidenschaft zum Sieg verhalf, durch die betrügerische Vorstellung; „du kannst es den Feinden deines Lehrers ja sagen, wo er sich aufhält, du kannst den ausgesetzten Preis verdienen, — sie mögen dann sehen, ob sie ihn in ihre Hände bekommen!“ — — Wenn das wirklich die Gedanken des Judas waren, so läßt sich aus denselben erklären, wie ihm jetzt ein solches Vorhaben schon weniger sträflich vorkommen mußte. Denn nun betrachtete er dasselbe nicht sowohl als eine eigentliche Verrätherey an seinem Meister, durch welche er ihn einer Gefahr aussetzen wollte, als vielmehr als eine List, sich einen Gewinn zu machen, durch welchen jener keinen Schaden leiden würde. Wahrscheinlich glaubte er es auch sicher, daß sich Jesus nicht würde fangen lassen, und damit beruhigte er sich, ohne Zweifel auch, bey einem gewissen Gefühl, welches sich in ihm, wenigstens anfangs, gegen ein solches Vorhaben sträubte. Doch wankte Judas vielleicht immer noch zwischen Vorsatz und That; allein zu dieser war schon einmal durch diejenigen Gedanken, mit welchen er sich unterhalten hatte, ein Schritt gemacht, und seine Leidenschaft des Geizes durfte nur durch eine neue Veranlassung wieder in Bewegung gesetzt wer-

den,

den, sie durfte sich nur mit andern Leidenschaften des Herzens vereinigen, — so war die That vollendet. — Wenn der Geizige einen Vortheil, welchen er sich gerne zugeeignet hätte, vermissen muß, so ist er auf einen andern, und wenn er auch durch die niederträchtigsten Mittel erworben werden müßte, desto begieriger: und er darf sich nur von einem Menschen für beleidiget halten, so hilft ihm der Unmuth dasjenige ausführen, wozu selbst seine Leidenschaft, wenigstens anfangs, oft zu schüchtern war. Auf diese Weise kam auch ohne Zweifel der Entschluß des Judas, seinen Lehrer zu verrathen, zur Reife. — Der Unmuth über den Verlust eines Gewinns, den sich dieser Mann bey der Salbung Mariens in Bethanien gerne zugeeignet hätte, brachte ihn um so mehr auf, da ihm Jesus, seinen unschicklichen Tadel, welchen er bey dieser Gelegenheit geäussert hatte, öffentlich zu erkennen gab. Judas wurde darüber wahrscheinlich mürrisch, verdrossen und aufgebracht, und in dieser Lage des Gemüthes ist der Geizige um so mehr jeder Niederträchtigkeit und schlechten That fähig.

6.

Judas verräth wirklich seinen Lehrer.

Unzufrieden und aufgebracht gieng also Judas aus der Gesellschaft von Bethanien, ohne Zwei-

fel ganz in der Stille, weg, — und geraden Weges nach Jerusalem zu den Oberpriestern und Tempelhauptleuten; denn von jenen rührte, in Verbindung mit den Pharisäern, der Befehl, die Anzeige des Aufenthalts Jesu betreffend, her, (Joh. 11. 57.) und diese waren ohne Zweifel beordert, wenn eine solche Anzeige geschehen würde, die weitern und gehörigen Anstalten, zur Verhaftnehmung Jesu, zu treffen. Wahrscheinlich war es ein vorgegebener Gehorsam gegen die Befehle der Obrigkeit, durch welchen sich Judas, wenigstens anfangs, bey den Feinden Jesu zu empfehlen suchte, und wodurch er sich auch gewiß empfahl. Es sey nun, daß sie ihn als einen Schüler Jesu erkannten, oder nicht erkannten, so mußte er ihnen, in beyden Fällen, insonderheit in dem ersten, der willkommenste Mann seyn. Denn, wer konnte es besser wissen, wo Jesus anzutreffen sey? — und wie man seiner habhaft werden könnte? — als ein Schüler und Vertrauter von ihm? Der Gedanke — an Verstellung, an eine List und Betrügerey, wodurch sie hintergangen werden könnten, kam ohne Zweifel den Oberpriestern und Pharisäern, um so weniger in den Sinn, da Judas vielleicht eine gewisse Erbitterung gegen Jesus merken, und manches Wort fallen ließ, welches eine Unzufriedenheit mit demselben, zu erkennen gab. In der damaligen Stimmung

sei-

seines Gemüths war auch so Etwas nicht unmöglich. Wer es weiß, wie man im Unmuthe zu den schiefesten unbilligsten Urtheilen über andere, und selbst über seine besten Freunde verleitet werden kann, dem ist es ganz und gar nicht unbegreiflich, wie auch Judas damals über seinen Lehrer manches sagte, was wider besseres Wissen und Gewissen war: aber eben deßwegen schien man ihm um so mehr zu trauen. Gewiß ließ er es auch, um den Feinden Jesu sein Anerbiethen desto wichtiger zu machen, nicht daran fehlen, ihnen bey ihrem Vorhaben und der Ausführung desselben Schwierigkeiten zu zeigen, welche sie finden würden, wenn sie nicht den rechten Mann dazu ausersehen würden; und nachdem er ihre Aufmerksamkeit genug gespannt hatte, so erboth er sich ihnen selbst zur Ausführung ihrer Absichten. — Was der Geizige thut, Gutes oder Böses, — thut er gewiß nur um des Geldes und Profits wegen: daher war es auch die erste Frage, welche Judas an die Mirglieder des jüdischen Rathes that: was gebt ihr mir, wenn ich euch den geheimen Aufenthalt Jesu entdecke, daß ihr ihn in eure Hände bekommt? — Diese Frage entscheidet es auch ganz, was den Judas zu der schändlichen That der Verrätherey an seinem Herrn verleitet habe. Es war nämlich nichts anderes, als der Geiz, oder jene Begierde nach Geld und Gewinn, bey welcher,

wenn sie einmal Besitz von unserm Herzen genommen hat, nicht selten jedes bessere Gefühl, Gewissen, Schaam, und alles Gute, was noch in dem Menschen ist, nach und nach unwiderbringlich verloren geht. So begreiflich übrigens alle Niederträchtigkeiten sind, welche der Geizige und Irdischgesinnte zu begehen im Stande ist, so bleibt es doch immer für den Bessergesinnten und für den, in dessen Augen aller Welt Schätze den Werth eines guten Gewissens nicht aufwiegen können, unbegreiflich, wie man um eine Summe Geldes, und wären es auch Millionen, — Gefühl, Gewissen, Pflicht, Treue, Redlichkeit und Freundschaft verletzen, — wie man fordern und nehmen — und für Geld — sündigen könne. — Und doch ist nichts gewöhnlicheres, als dieser Tausch eines guten Gewissens, mit Geld. — Die Frage des Judas, „was gebt ihr mir? — war von jeher eine sehr allgemeine, von deren Beantwortung, durch eigene Berechnung eines Gewinns, welchen man zu machen hoffte, oder durch gegebene Versprechungen anderer, die Verletzung der heiligsten Pflichten, (der Furcht vor Gott, der Bewahrung der Unschuld und Reinheit des Herzens, der Ausübung der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe, der Treue gegen Freunde und seine Mitmenschen, der Gewissenhaftigkeit in seinem Beruf und der Sorge für das Wohl seiner

See-

Seele,) abhieng. Es giebt durchaus keine niederträchtige That, zu welcher der Mensch nicht durch Geld zu verleiten wäre, und verleitet worden wäre. Aber schrecklich ist es immer, sich diesen Gedanken zu denken! für Geld — Seelenruhe, Gewissen und den Himmel verkaufen! — — Das Unbesonnene dieses Tausches fühlte keiner mehr als Jesus, da er es so wahr und treffend sagte: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und an seiner Seele Schaden nähme?“

7.

Judas läßt sich für seine Treulosigkeit bezahlen.

Nach dem Verhältniß derjenigen Freude, welche die jüdischen Gelehrten und Priester über das Anerbiethen des Judas empfanden, und welche sie, so wie jeder lasterhafte und tückische Bösewicht, der sein Vorhaben begünstiget sieht, auf eine freylich verabscheuungswürdige Weise, empfinden mußten, — sollte man glauben, daß sie ihm für dasselbe grosse Summen angebothen hätten. Allein es waren nicht mehr als dreyßig Silberlinge, oder sogenannte Seckels, welche nach unserer Münze, ungefähr fünfzehn Thaler ausmachen, die sie ihm versprachen, und vielleicht auch sogleich auszahlten. Und da-

mit schien auch Judas zufrieden gewesen zu seyn, wenigstens machte er sich anheischig, sein Versprechen zu erfüllen. Eine solche geringe Summe muß freylich demjenigen auffallend seyn, der es weiß, wie viel den Feinden Jesu an dem Anerbiethen des Judas gelegen seyn mußte, und der sich aus eben diesem Grunde, die Rechnung, welche sich derselbe gemacht haben möchte, um so grösser denkt. Allein, wer den Geizigen kennt, der weiß es, daß sich derselbe auch mit einem kleinen Gewinn begnügen läßt, wenn er einen grössern nicht erhalten kann. Dieß trift insonderheit bey solchen Personen ein, die nach ihren dürftigen Umständen, in welchen sie sich befinden, sich auch den kleinsten Gewinn als groß vorstellen: indessen der reichere Geizige seine Wünsche und Forderungen höher spannt. Und dieß war vielleicht auch der Fall bey Judas, dem, als einem wahrscheinlich armen Manne, die ihm angebothene dreyßig Silberlinge, ohne Zweifel viel Geld zu seyn schienen. Indessen mag er mit dieser Summe zufrieden gewesen seyn, oder nicht, — so handelte er doch als ein Niederträchtiger. — Die Anmerkung, welche man bey dieser Geschichte, gewöhnlich zu machen pflegt, „wie Ischariot um einen so elenden Preis seinen Herrn verrathen konnte?“ steht daher keineswegs am rechten Ort, und beynahe scheint es, nach derselben, als ob das Verbrechen dieses Treulosen

weni-

weniger niederträchtig gewesen wäre, wenn er eine grössere Summe gefordert hätte. Allein, so können nur diejenigen urtheilen, welche hier den Werth der Person Jesu in Anschlag bringen wollen, der aber in solchen Fällen, durchaus nicht in Anschlag gebracht werden darf. Im Gegentheil müßten wir die That dieses Jüngers Jesu, wenn er sich mit der ihm angebothenen Summe nicht hätte begnügen lassen, mehr, wenigstens als einen Beweis seines unersättlichen und schamlosen Geizes, verabscheuen; — denn alsdann schiene es wirklich, daß er es bey sich selbst berechnet hätte, um wie viel Geld ihm sein Freund und Lehrer feil sey. Was die Handlung des Judas eigentlich niederträchtig und verabscheuungswürdig macht, war die Handlung selber und seine habsüchtige Absicht bey derselben, und der geringe Lohn, welchen er sich für dieselbe bezahlen ließ, trägt weder zur Verminderung, noch zur Vermehrung derselben etwas bey. Im Grunde handelt der, der uns um etliche Groschen, oder hundert Gulden verräth, gleich schlecht.

Auch das darf uns nicht befremden, daß der jüdische Senat eine so kleine Summe auf die Person Jesu ausgebothen, und dem Verräther desselben ausbezahlt hat. Wer niederträchtig denkt, der bezahlt auch öfters niederträchtig, und selten haben Menschen, die mit einander sündigten,

gegen einander großmüthig gedacht und gehandelt Ueberdieß schien auch der geringe Preis von Seiten derjenigen, welche ihn dem Judas angebothen haben, eine gewisse Geringschätzung gegen Jesus anzuzeigen. Er war, nach ihrer Gedenkungsart, nicht mehr werth, als ein Sklave, den man um diese Summe zu kaufen pflegte, und um welche man das Leben desselben, wenn er gewaltsamer Weise getödtet wurde, seinem Eigenthümer bezahlen mußte. Vielleicht trauete man auch dem Judas nicht ganz und wollte eben deßwegen nicht viel Geld aufs Spiel setzen. — Doch — man hätte diesem Manne schon trauen dürfen. — Auch niederträchtigdenkende Menschen halten ihr gegebenes Wort bisweilen aufs zärtlichste, und lieber sündigen sie, aus einem gewissen falschen Ehrgeiz, fort, als daß sie ihr Versprechen zurücknähmen. Die Geschichte erzählt es auch von Judas, er habe den Oberpriestern sein Wort gegeben, sein Versprechen zu erfüllen, und von dieser Zeit an habe er eine schickliche Gelegenheit abgewartet, seinen Lehrer den Feinden desselben auf eine solche Art in die Hände zu spielen, wo von Seiten des Volks kein Aufsehen und Lärm zu befürchten war.

Darum kehrte er auch jetzt wieder zu seinem Lehrer zurück, belauerte jeden seiner Schritte und Tritte, und wagte ihm auch gewiß von diesem Augenblicke an, nie wieder recht ins

Auge

Auge zu sehen, ob er es gleich ohne Zweifel an Schmeicheleyen und freundschaftlichen Zudringlichkeiten nicht fehlen ließ, um, wie er wähnte, nicht entdeckt zu werden.

Vierter Abschnitt.

8.

Jesus schickt zween seiner vertrautesten Jünger nach Jerusalem, um daselbst durch sie die Passahmahlzeit besorgen zu lassen.

Matth. 26. v. 17—19. 26—29. Marc 14. v. 12—17. 22—25. Luc. 22. 7—23.

Je näher sich der Leser dieser Geschichte die Zeit der irdischen Oster- oder Passahfeyer denkt, desto bänger wird es ihm für Jesus, in Erinnerung dessen, was derselbe, von seinen Leiden und seinem Tod, welche ihm auf dieses Fest bevorstünden, vorausgesagt hatte. Allein, von diesen bangen und doch so sehr gegründeten Ahnungen schienen die Jünger, selbst an demjenigen Tage noch nichts zu fühlen, an welchem, nach der eigenen Versicherung ihres Lehrers, grosse Gefahr für ihn zu befürchten war. Sonst pflegten sie ihn, bey der mindesten Furcht vor

Gefahr, in welche er durch die Nachstellungen seiner Feinde kommen könnte, zu warnen, und ihn zu bitten, seiner selbst zu schonen; aber dießmal sagten sie davon kein Wort, sie suchten ihn nicht nur nicht von Jerusalem zurückzuhalten, sondern sie erinnerten ihn vielmehr selber an eine Reise dahin, in dem sie ihn fragten, wo und in welchem Hause sie ihm daselbst das Osterlammsmahl bereiten sollten? — Fast scheint es also, als ob sie an das gar nicht mehr gedacht hätten, was ihnen ihr Lehrer, doch kurz vorher, in Betreff seiner Schicksale, welche ihn erwarteten, gesagt hatte. Indessen dachten sie vielleicht doch daran, nur daß sie diese traurige Gedanken nicht verfolgen wollten, oder, daß sie sonst zu irgend einer Vorstellung ihre Zuflucht nahmen, welche sie wegen ihrem Herrn weniger besorgt machte. Vielleicht erinnerten sie sich auch noch eines ernsthaften Verweises, welchen Jesus einmal dem Petrus gegeben hatte, da ihm dieser in einer Sache, welche seine Bestimmung und seine Sendung betraf, Gegenvorstellungen machen wollte; oder sie hielten ihre freundschaftliche Warnung deßwegen zurück, weil das Gesetz eine solche Reise nach Jerusalem nothwendig machte.

Kein Mensch war wohl auf die Beantwortung dieser Frage, wo Jesus das Osterlamm zu essen gesonnen sey? — begieriger als Judas, weil von derselben, ohne Zweifel die Maaßre-

geln abhiengen, die er nehmen wollte, sein Versprechen, welches er dem hohen Rath zu Jerusalem gethan, und seinen Vorsatz auszuführen. Allein Jesus, dem alles bekannt war, was sein Jünger vorhatte, vereitelte alle seine Absichten und wußte jede Störung der feyerlichen Handlung, die er mit seinen Geliebten im Sinne hatte, sehr weise abzuwenden. Anstatt einer bestimmten Antwort auf jene Frage, gab er dem Petrus und Johannes allein den Auftrag, nach Jerusalem zu gehen und die Sache zu besorgen; mit dem Bedeuten, sie würden das rechte Haus nicht verfehlen können, wenn sie einem gewissen Manne, der ihnen bey dem Eingang in die Stadt mit einem Wassergefäße begegnen würde, auf dem Fusse nachfolgten: — Denn eben dieses Haus, in welches jener Mensch gehen würde, wäre es, in welchem er mit ihnen die Passahmahlzeit halten würde. Dem Besitzer desselben dürften sie weiter nichts sagen, als: ihr Lehrer wünschte bey ihm, noch das letztemal — das Osterlamm zu essen, er möchte ihnen also ein Zimmer dazu anweisen! „Doch — sagte Jesus, gehet nur hin, und ihr werdet alles bereitet finden. Unser Gastfreund wird euch sogleich in einen Saal führen, wo für uns alle schon der Tisch gedeckt und jedem ein Platz bestimmt ist. Macht, bis ich selber komme, die weiteren, nöthigen Zubereitungen!“

So

So auffallend das Räthselhafte in diesem Auftrage, Jesu, manchem Leser dieser Geschichte, wenigstens anfangs, seyn mag, so ist es doch so schwer nicht, die Absichten zu errathen, warum er dießmal, gleichsam so geheimnißvoll sprach, und dieß that Jesus, ohne Zweifel nur um des Judas willen. Vielleicht hatte es dieser mit den Oberpriestern schon abgeredet, daß die Gelegenheit, wenn sein Meister aufs Fest, zur Ostermahlzeit kommen würde, die Beste wäre, sich seiner Person zu bemächtigen: vielleicht hatte er sich auch anheischig gemacht, ihnen das Haus, wo sich sein Lehrer aufhalten würde, anzuzeigen, damit man ihn allda nächtlicher Weile überraschen und in der Stille fortführen könnte. — Allein Jesus wollte mit seinen Schülern noch ein ruhiges Passahmahl halten, und es war ihm um so mehr darum zu thun, daß er bey demselben nicht gestört würde, weil er mit denselben noch so vieles zu reden hatte. Es sollte also dem Judas sein Anschlag nicht gelingen, und er sollte keinen Augenblick früher das Haus erfahren, wo sein Lehrer diesen Abend sich aufhalten würde, als bis er selber mit ihm dahin käme, nämlich auf den Abend, wo er sich, weil die Mahlzeit, sogleich ihren Anfang nahm, nicht wieder entfernen konnte, und wenigstens so lange aushalten mußte, bis dieselbe vollendet war. Aus diesem und keinem andern Grunde

antwortete ohne Zweifel Jesus den Jüngern auf die erwähnte Frage, so geheimnißvoll; wenigstens läßt sich sonst nicht wohl eine andere Absicht dabey denken. Freylich bleibt in dieser Geschichte manches Befremdende, unbegreiflich zu seyn Scheinende übrig — z. E. daß die Jünger gerade, als sie in die Stadt kamen, einen solchen Wasserträger antrafen — daß sich der Besitzer jenes Hauses, sogleich bereit finden ließ, ihnen, auf den geäusserten Wunsch von ihrem Lehrer, bey ihm zu herbergen, ein Zimmer einzuräumen, — daß er es ihnen zeigte, wie in demselben alles schon zu einer Mahlzeit eingerichtet war. Doch diese letzten Punkte haben die wenigsten Schwierigkeiten. Es mag insonderheit an den Festzeiten der Juden, wo so viele Fremde nach Jerusalem kamen, nichts Ungewöhnliches gewesen seyn, für dieselben Zimmer und Gastsäle bereit zu halten. Vielleicht war Jesus auch mit diesem Gastwirth bekannt, und wahrscheinlich war derselbe ein heimlicher Verehrer und Freund von ihm, so daß ihm Jesus nur wissen lassen durfte, er wünschte bey ihm zu herbergen, und bey ihm mit seiner Gesellschaft das letztemal in seinem Leben, das Passahlamm zu essen, und dieser — war bereit, ihm das größte, beste Zimmer zu überlassen Das Einzige, was bey dieser Erzählung den Leser derselben, vielleicht noch am meisten befremdet, ist dieß: wie Jesus

seinen Schülern voraus sagen konnte, daß ihnen bey dem Eingange in die Stadt ein Mensch mit einem Wassergefäß begegnen würde; und daß ihnen derselbe wirklich begegnete. — An einen Zufall kann man hier unmöglich denken, weil bey aller Möglichkeit desselben, auch eine Unmöglichkeit statt gefunden hätte, und weil diese angenomme Möglichkeit auch andere Möglichkeiten voraus setzen würde, durch welche die Jünger, wenn sie z. E. mehrere Wasserträger nach einander angetroffen hätten, oder welche andere Vorfälle sich sonst noch denken lassen, leicht hätten irre gemacht werden können. Ueberhaupt dürfen uns dergleichen auffallende Dinge in der Geschichte Jesu um so weniger befremden, da in derselben offenbare Beweise da sind, daß eine Kraft in ihm war, nach welcher er selbst die zufälligsten Dinge voraus sagte. Wenn jene Geschichte (siehe Moritz Erfahrungs-Seelenkunde,) von einem Traum, den ein Mensch gehabt haben soll, und durch welchen ihm ein gewisses, ihm unbekanntes, von ihm nie betretenes Haus angezeigt wurde, in welchem er bey dem Besitzer desselben, in einer dringenden Noth, in welcher er sich befand, Hülfe finden würde, und bey welchem er sie auch fand, und noch früher gefunden hätte, wenn er nicht anfangs in diesen Traum ein Mißtrauen gesetzt hätte, weil ihm das Gesicht desselben täuschend zu seyn schien, (wie es freylich

un-

unsere Träume meistens sind): wenn diese Geschichte hinlänglich bewahrheitet werden kann, so beweist sie wenigstens so viel, wie unsre Seelen-Augen geschärft werden können, und es könnte sich daraus auch für die, die gern alles recht natürlich erklärt haben wollen, (obgleich sie oft nur etwas Unbegreifliches mit einem andern Unbegreiflichen vertauschen) jene merkwürdige Voraussehung Jesu erläutern lassen. Freylich sollten solche Blicke vorwärts uns an Jesus nie befremden, da er unläugbar mit göttlichen Eigenschaften handelte. Aber um so etwas truglos zu glauben, dazu gehören Menschen, die Jesus kennen, wie ihn Petrus und Johannes kannten, und die gewohnt waren, auf sein Wort zu glauben und zu folgen. Wer das kann, der ist seines Glaubens an Jesus allemal froh worden.

9.

Das Passahmahl und die erste von Jesu verordnete Gedächtnißfeyer seiner Leiden und seines Todes.

Die Passamahlzeit, so wie sie nach dem Gesetz veranstaltet und gehalten werden mußte, war jetzt von dem Petrus und Johannes so weit besorgt, daß sie nur die Ankunft ihrers Lehrers und ihrer Mitjünger erwarten durften. Der Tag

neigte sich zum Abend, und mit demselben gieng das Fest an. Da kam auch Jesus mit den andern Jüngern, und man sieht ihn gleichsam vor sich — wie er ernsten Trittes, aber doch mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und Ruhe, in das Haus und Gastzimmer eintrat. Jeder nahm seinen Platz an der Speisetafel ein, und als dieses geschehen war, blickte Jesus ruhig im Cirkel seiner Jünger herum und sagte: Es war bisher immer der sehnsuchtsvolleste Wunsch meines Herzens, mit euch diese Festmahlzeit noch einmal halten zu können. — Er fühlte hier, als ein Mann von dem zärtlichsten Herzen und feinsten Gefühl, was jeder Freund empfindet, der es ahnet oder vorher weiß, daß er sich bald von seinen Lieben würde trennen müssen. In dieser Lage wünscht man nichts so innig, als mit seinen Vertrauten, ehe man von ihnen scheidet — nur noch einen Abend, — eine halbe Nacht — oder etliche ungestörte Stunden — beysammen seyn zu können, um sich noch einmal ganz zu geniessen — um sich einander zum letztenmal recht herzlich noch einmal mitzutheilen — um noch viel — viel mit einander zu reden — und einander noch alles zu sagen, was man sich sagen kann und will. — Solche Augenblicke sind es, in welchen man den Werth der Freundschaft und Liebe doppelt fühlt, weil es bald an ein Scheiden geht. — Und solche Empfindungen waren

auch

auch gewiß in der freundschaftlichen Seele Jesu, da er zu seinen Jüngern sagte: „Ich bin recht froh, noch einmal bey euch zu seyn, und mit euch das Osterlamm essen zu können!

Ja, fuhr er fort, indem er ohne Zweifel die wehmüthige Befremdung seiner Jünger bemerkte, ich muß es euch sagen, dieß ist die letzte Mahlzeit, die wir mit einander halten, — das letzte Mahl des geschlachteten Passahlamms, — vor meiner Aufopferung, wodurch alle Verheissungen Gottes werden erfüllt werden Alles, was Jesus bey dieser Gelegenheit sprach und that, deutete auf eine nahe Trennung, und doch auch wieder auf bessere, seligere, erfreulichere Zeiten hin. So nahm er auch jetzt gleich bey dem Anfang der Mahlzeit den gefüllten Weinbecher, erhub zum Geber dieses labenden Getränkes dankbar sein Auge, und, nachdem er ohne Zweifel aus demselben zuerst getrunken hatte, ließ er ihn im Cirkel seiner Jünger herumgehen. Auch dieß ist, sagte er, der letzte Labetrunk, womit ich mich unter euch letze, bis auf bessere Zeiten, wo ihr euch, mit mir und durch mich, ganz anderer, geistigerer Wohlthaten eures Gottes freuen werdet. Dann — Freunde, wenn ich vollendet bin und mein Reich gegründet habe, — dann feyre ich mit euch ein anderes Fest, — dann ist unsere Zusammenkunft kein Trennungsmahl — ein

frohes Wiedersehen zum Lob und Dank Gottes! —

Man kann es: sich vorstellen, welche heilige, wehmüthige Stille, während dieser Gespräche, unter der Tischgesellschaft herrschte; denn deutlicher konnte Jesus mit seinen Jüngern von seiner nahen und baldigen Trennung von ihnen, nicht reden, als er dießmal that, und gewiß fiel ihnen jetzt manches Wort ihrers Lehrers ein, mit welchem er früher und später auf diesen Zeitpunkt hingewinkt hätte. Doch — war es Jesu nicht bloß darum zu thun, seine Freunde auf das, was ihrem Herzen so wehe thun mußte, vorzubereiten, und sie durch die Hoffnung besserer Zeiten wieder zu beruhigen und aufzurichten; sondern er wünschte auch hauptsächlich, ihnen sein Andenken so unvergeßlich zu machen, wie möglich. So wie es jeder zärtliche Freund wünscht, daß man ihn nie vergessen möge, und wie er, zur Erleichterung dieses Andenkens an ihn, noch manches sagt und thut, was dem Gedächtniß seiner Freunde und der Lebhaftigkeit desselben zu Hülfe kommen könnte; so wünschte auch Jesus seinen Jüngern unvergeßlich zu bleiben, und ihnen, insonderheit die letzte Nacht, ehe er an seinen Tod gieng, unvergeßlich zu machen. Mit dem lebhaften Andenken an dieselbe, sollte ihnen in Zukunft alles das wieder ins Gedächtniß geführet werden, was in derselben, und auf dieselbe erfolg-

folgte: nämlich Leiden und Tod! — Dieser sollte ihnen nicht nur das Unvergeßlichste werden, — sondern sie sollten ihn auch von der Seite ansehen lernen, auf welcher er ihnen, und allen denen, die an ihn glauben würden, ewig wichtig werden und bleiben sollte. Zur Erreichung dieser Absicht knüpfte Jesus an die bereits vollendete Passahmahlzeit, gleichsam noch ein Abschiedsmahl an, durch welches er sie von ihren gewöhnlichen Festgedanken, auf welche auch der am Anfang und am Ende der Mahlzeit wahrscheinlich mit gewissen Redeformeln herumgebothene Wein und das ausgetheilte Brod einen Bezug hatte, auf andere, ihnen jetzt wichtigere hinziehen wollte. Der Hauptgedanke, womit sich die Jünger jetzt, und nach dem Wunsch und Willen Jesu, auch in Zukunft, — wenn sie, insonderheit zu religiösen Uebungen zusammen kämen, beschäftigen sollten, sollte nur sein Leiden und Tod, seyn. Und damit dieses Andenken desto lebhafter werden möchte, suchte es Jesus zu versinnlichen, oder mit gewissen äusserlichen Gebräuchen in Verbindung zu setzen, durch welche ihnen die Verdienste ihres Erlösers desto anschaulicher und genießbarer werden sollten. Zu dem Ende nahm er ein Passahbrod, sprach über dasselbe ein Dankgebeth, zerstückte es, und sagte zu seinen Jüngern, indem er ihnen dasselbe darreichte: esset es, es ist mein für euch gemarterter und

getödteter Leib! — bleibt dabey meiner eingedenk! — Eben so nahm er hierauf auch den Weinbecher, dankete Gott für denselben, und ließ ihn unter den Jüngern herumgehen, mit den Worten: trinket alle daraus! Es ist das Blut eines neuen, ewigen Bundes, welches für euch und viele Tausende als Blut der Versöhnung fliessen wird, und durch welches euch alle Verheissungen Gottes zur Beruhigung eures Herzens versiegelt werden! denkt, so oft ihr aus diesem Becher trinkt, an mich! trinkt aus demselben, wenn ihr zusammen kommt, zu meiner Gedächtniß! — Wenn auch den Jüngern Jesu, in diesen Reden ihres Lehrers, vielleicht manches noch nicht ganz verständlich war, so faßten sie doch eben so gewiß den Hauptzweck dieser Handlung auf, als sie dieselbe zuverläßig nicht ohne Rührung, und stilles Nachdenken verrichteten. Ohne Zweifel sahen sie auf Jesum, mit einem nachdenkenden, gefühlvollen Blicke hin, da sie von dem Brode, welches er unter sie austheilte, aßen und Todesgedanken berührten ihre Seele. Eben so wurde ihnen auch mit dem Wein im Kelch, gewiß sein Blut, welches er vergiessen würde, recht anschaulich. Und gewiß sprach es — aus aller ihren Herzen heraus: Nein, nie wollen wir dein vergessen! Ewig wollen wir deiner eingedenk seyn! — Und wie sie es dann wieder feyerten — das Abendmahl des Herrn,

nachdem sie tiefere und hellere Einsichten in seine Leiden und seinen Tod erhalten hatten, mit welchem frohen und dankbaren Andenken an thn — mögen sie dieß gethan haben. — Dann schwebte er ihnen, in Erinnerung der letzten Nacht, und alles dessen, was auf dieselbe erfolgte, gewiß so lebhaft vor Augen, als ob er vor ihnen da stünde — als ob sie ihn bluten und sterben sähen, — dann hielten sie gewiß im Geist gleichsam noch einmal sein Abschiedsmahl, und freueten sich aller der Gnaden und Wohlthaten, die sie ihm, und viele Tausende mit ihnen, zu verdanken hätten. Es läßt sich auch keine rührendere und ehrwürdigere Handlung denken, durch welche sich Jesus seinen Anhängern und Freunden hätte unvergeßlicher machen können, als eben diese, und es ist ewig Schade, daß man über den Streitigkeiten und gelehrten Disputen, welche hierüber geführt wurden, so oft und lange den Hauptzweck derselben, auf welchen doch alles ankommt, vergaß und aus den Augen setzte. Immerhin mögen die Meynungen und Vorstellungen der verschiedenen Kirchenpartheyen von dieser Handlung verschieden seyn, wie sie es aus gewissen Ursachen auch nicht anders seyn können, — wenn nur der Hauptzweck derselben nicht aus dem Auge verloren wird, dann wird sie gewiß allezeit, nach der Absicht ihres Stifters begangen: und wer mag es wagen, einen andern

zu richten, weil er nicht unsere Vorstellungen hat? — Pflicht bleibt es immer, nach den richtigsten, wahrsten Vorstellungen zu streben; aber selbst diese haben keinen Werth, sobald wir über denselben den Hauptzweck dieser religiösen Handlung vergessen, und über gewissen Vorstellungen des Verstandes die Rührung des Herzens vernachlässigen. Das sind und bleiben aber allemal die besten Vorstellungen vom Abendmahl des Herrn, welche uns die Hauptabsicht desselben am leichtesten und besten erreichen helfen. Abendmahl ist Gedächtniß Jesu und seiner Todesleiden, und derjenige begeht es gewiß allemal würdig, der es zum lebhaften Andenken seines Erlösers begeht, der sich bey dieser Handlung stärkt in der Liebe und im Glauben an den, der sein Leben für uns in den Tod gab, der in diesem Gedanken durch eine lebhafte Darstellung desselben, Ruhe für sein Herz und neue Kraft zur Gottseligkeit sucht, und der durch solche Gedanken auf den Entschluß hingeleitet wird: ewig will ich dich lieben, ewig dir dankbar seyn — ewig dein bleiben, der du dich mir ganz zu eigen gegeben hast! —

Fünfter Abschnitt.

10.

Eine Handlung der Liebe und Demuth, von Jesu seinen Jüngern zur Nachahmung, vorgestellt.

Joh. 13. 1 — 17. Luc. 22. v. 24 — 27.

Bald mit seinen Gedanken im Himmel bey dem Vater, bald mit denselben noch auf der Erde, bey seinen Freunden, welche er in kurzem verlassen mußte, — bald auf denjenigen Pfad blickend, den er noch zu durchwandeln hatte — bald durch das Vorgefühl seiner Vollendung entzückt — bald in seinen Gedanken mit dem beschäftiget, wie man ihn bisher verkannte und noch mehr verkennen würde, — bald voll edeln Bewußtseyns seiner Würde und dessen, was er war und werden sollte: — in dieser Seelenstimmung befand sich Jesus, da er nach dem Abendmahl unter seinen Jüngern saß und vielleicht bald redete, bald schwieg. In solchen, seinem eigenem, stillen Nachdenken gewidmeten Augenblicken, beschäftigten sich auch die Jünger mit verschiedenen Gedanken, unter welchen ihre

Lieblingshoffnung von einem Reiche des Messias die lebhafteste war. Diese hatte, während der Mahlzeit, da ihr Lehrer so manches von einem Reiche Gottes gesprochen hatte, neue Wurzel gefaßt, über derselben vergassen sie jetzt Trennung und Tod, und nur Ein Gedanke drängte sich in ihrer Seele hervor: Wann wird dieses Reich erscheinen? Und wer wird der Glückliche seyn, der in demselben am höchsten erhaben werden wird? — Je weniger Jesus solchen Gedanken und Hoffnungen Nahrung geben wollte, desto mehr mußte es ihn also befremden, da er merkte, wie sie sich dieselben einander öffentlich mittheilten, und zuletzt aus einer gewissen Eifersucht mit einander uneins wurden. Man mag von diesem Streit auch alles das absondern, was, auf ihren Charakter als Schüler des sanft- und demüthig stillen Jesus nicht das vortheilhafteste Licht fallen läßt, man mag sich diesen Streit, um gelinder zu urtheilen, auch als eine Folge ihrer Liebe zu Jesu erklären, nach welcher der eine oder andere um so mehr von ihm erwartete, weil er sich in Rücksicht seiner Freundschaft und Anhänglichkeit an seinen Lehrer, besonderer Vorzüge bewußt zu seyn glaubte; — so ist es doch unläugbar, daß ein solcher Streit und solche Gedanken, welche denselben veranlaßten, ihrer gegenseitigen Liebe unter einander schädlich werden konnten. Denn niemand ist ge-

gen

gen andere, selbst bis zur wirklichen Beleidigung, oft eifersüchtiger, als der, der liebt. Er — nur er, wünscht wieder geliebt, und von dem Geliebten allen andern vorgezogen zu werden. Seine Erwartungen sind um so grösser und anspruchsvoller, je mehr er zu denselben durch die Verdienste seiner Liebe Recht zu haben vermeynt; und unbemerkt schleicht sich in das sonst gute Herz solcher Menschen Neid und eine beleidigende Anmassung ein, die insonderheit derjenigen Liebe und Verträglichkeit, welche in gewissen engern Verbindungen so nothwendig ist, hinderlich und schädlich ist. Dieß sahe auch Jesus bey dem eifersüchtigen Streit seiner Jünger voraus. Ueberdieß waren auch ihre Gedanken, womit sie sich jetzt beschäftigten, so zweckwidrig, daß er sie durchaus von denselben abzubringen suchen mußte. Je tiefer überhaupt das Vorurtheil von einem irdischen Reich des Messias in ihren Herzen saß, desto nothwendiger war es, dasselbe auf eine Art zu vernichten, bey welcher sie es fühlen lernten, wie sehr ihre Wünsche und Hoffnungen dem Plan und den Absichten ihrers Lehrers, so wie seinem eigenen Betragen, zuwider seyen. Und so Etwas mußten auch die Jünger fühlen, da Jesus auf einmal ihr Gespräch unterbrach, da er sich in ihrer Gegenwart bis auf das Unterkleid auszog, ein Tuch um seine Lenden gürtete, und ein Gefäß mit Wasser füllete, mit

welchem er von einem zu dem andern hingieng, sich vor ihn hinknicete und ihm, wie es die geringsten Dienstbothen zu thun pflegten, die Füsse wusch.

Ohne Zweifel sahen sich hier die Jünger einander und vielleicht auch Jesum an, wollten fragen, was das zu bedeuten hätte; aber sie konnten um so weniger zur Sprache kommen, je unbegreiflicher ihnen dieses alles vorkam. Endlich kam Jesus mit seinem Waschbecken auch zu Petrus, der gewiß dieser Handlung, vom ersten Augenblick an, mit einer Aufmerksamkeit, die voll Befremdung war, zugesehen hatte, und der ohne Zweifel fest entschlossen war, diesen Dienst nicht anzunehmen. Man sieht diesen Mann gleichsam vor sich, wie er es, mit es einem ehrfurchtsvollen Blick auf Jesus, und mit einer gewissen Art von Heftigkeit, welche seinem Charakter eigen war, sagte: Du mein Herr und Lehrer sollest mir, wie ein Bedienter, aufwarten? — Mit vorgehobenem Arm, mit zurückgezogenen Füssen, und mit einer hastigen Bewegung, die er machte, um aufzustehen, wollte er Jesum gleichsam mit Gewalt von seinem Vorhaben abhalten. Allein, dieser ließ sich nicht abweisen, und suchte den Petrus einstweilen damit zu beruhigen, daß er sagte, er könnte ihm jetzt seine Absichten bey dieser Handlung, nicht sogleich erklären, er sollte sie aber bald erfahren. Mit diesem Bescheid

war

war Petrus nicht zufrieden: sein Lehrer mochte bey dieser Handlung für Absichten haben, welche er wollte, — ihm war einmal die Ehre, welche ihm dieser erweisen wollte, zu groß, und für seinen Meister zu demüthigend. — Nimmermehr, — sagte er in der Sprache des Eifers, werde ich diesen Dienst annehmen! Und doch — sagte Jesus, der nicht sowohl über seine Weigerung aufgebracht war, als ihm vielmehr die Pflicht zu erkennen geben wollte, ihm zu gehorchen, und doch — mußt du dieses geschehen lassen, Petrus! oder — unser gegenseitiges Verhältniß hört auf! du bist mein Freund und Jünger nicht mehr! — Ob Petrus diese Schlußfolge ganz verstund — oder ob er sich den Zusammenhang, in welchem seine Jesusjüngerschaft mit der Pflicht stund, sich von seinem Lehrer bedienen zu lassen, deutlich vorstellen konnte, das läßt sich nicht entscheiden. Indessen hatte er dieses Wort seines Lehrers „werde ich dich nicht waschen, so hast du keinen Theil an mir!“ kaum gehört, als der lebhaften Einbildungskraft seines schnell fühlenden Herzens all der grosse, unersetzliche Verlust vorschwebte, wenn er die Freundschaft Jesu verlöre. Nach der gewöhnlichen Heftigkeit seines Temperaments verwandelte sich jetzt sein voriges Widerstreben in eine beynahe beschwerlich fallende Zudringlichkeit. Ach ja, sagte er, lieber Meister, ich will mir ja gerne die Füsse waschen lassen.

sen. Hier hast du auch meine Hände und das Haupt, — wasche und reinige auch diese, ich will mir von dir alles gefallen lassen! Das ist, antwortete Jesus in einem sanften, den Petrus wieder froh machenden Ton, nicht nöthig. Hast du deine Hände und dein Haupt nicht schon gewaschen? Für den, der rein ist und sich gereiniget hat, ist eine solche Reinigung überflüssig. Nur die Füsse wollt' ich dir waschen, weil das ein gewöhnlicher Dienst ist, den man andern zu erweisen pflegt: Sonst hast du keine Reinigung vonnöthen. Wohl dem, der rein ist! und hier sahe Jesus ohne Zweifel auch die andern Jünger an, und sagte, gewiß mit einem bedeutenden Blicke: — ihr seyd es! doch nicht alle! — —

Fast möchte man bey diesem Ausspruch Jesu glauben, daß er sich durch die Fußwaschung eine Veranlassung nehmen wollte, seine Jünger von äusserlicher Reinigung auf Herzens-Reinheit aufmerksam zu machen, und bey dieser Gelegenheit insonderheit auf die unreinen Absichten des Judas anzuspielen. Offenbar winkten auch die Reden Jesu darauf hin, so wie es öfters seine Gewohnheit war, dergleichen Anwendungen und Anspielungen zu machen. Indessen war der Hauptzweck dieser Handlung des Fußwaschens doch ein anderer, den Jesus seinen Jüngern selbst, bald nach der Verrichtung dieses

ses Geschäftes erklärte. Er war nämlich mit demselben kaum fertig worden, als er sich wieder ankleidete, seinen vorigen Platz am Tische einnahm, und nun seine Jünger fragte: ob sie die Absicht dieser seiner Handlung nicht errathen könnten? Alles schwieg. — Ein Blick Jesu auf seine Jünger erneuerte vielleicht die Frage; aber keiner antwortete. Nun — sagte er, nicht wahr, ihr erkennt mich für euren Lehrer und Vorgesetzten? — Denn so pflegt ihr mich zu nennen, und das ist auch der natürlichste Name, den ihr mir, nach unserm gegenseitigem Verhältniß gebt. Wer lehrt, ist Lehrer, und wer das Recht hat, anderen zu gebiethen, ist Herr. Dieser ist allemal mehr, als der Schüler und Untergebene, und was jener, als Beyspiel der Nachahmung thut, das ist für diese Pflicht. Wessen sich der Lehrer nicht schämt, dessen darf sich um so weniger der Schüler schämen. Die Nachahmung, welche Schüler ihrem Lehrer schuldig sind, verbindet sie zur Nachfolge alles dessen, was er thut. — Seht also, so wie ich euch die Füsse gewaschen habe, so ist es auch Eure Pflicht, solche Dienste einander zu erzeigen. — Das, was ich that, sollte euch ein Beyspiel der Nachahmung seyn. Nicht herrschen — sondern dienen wollen, — seine Vorzüge, selbst alsdenn, wenn man sie behaupten könnte, vergessen und verläugnen, und sie den Erweisungen der Freund-

schaft

schaft und Gefälligkeit, da, wo sich dazu Gelegenheit findet, gerne und ohne Bedenken, aufopfern, — sich vor andern keine Vorzüge anmassen; sondern einander liebe- und freundschaftsvoll zu dienen, das ist die Pflicht meiner Anhänger. In weltlichen Reichen giebt es Könige, und solche die man vornehme, gnädige Herren nennt; aber in meinem Reiche nicht. — Da ist einer, wie der andere. Da ist an kein Herrschen, keinen Titel, keinen äusserlichen Vorzug zu denken. Saget, wer ist mehr, der Gast — oder Aufwärter? das weiß einjeder selbst. Und ich — euer Lehrer und Herr — habe mich doch nicht geschämt, euch, meine Jünger zu bedienen. Also — — selig seyd ihr, wenn ihr meine Lehre merket und meinem Beyspiele nach folget!

Treffender hätte Jesus seinen Jüngern ihren Wahn von einem irdischen Reich des Messias, ihren unschicklichen Streit wegen den Vorzügen, die einer vor dem andern, in demselben, behaupten würde, ihre Pflichten, welche sie, als Jünger jetzt und in Zukunft gegen einander zu beobachten hätten, nicht zu Gemüthe führen können, als er es that. Alles, die Handlung, welche er verrichtete, und die Erklärungen welche er von der Absicht derselben machte, — sein Beyspiel und die Lehre, welche er aus demselben zog, und die sich so natürlich, daraus herleiten ließ, — die beygefügten Ermahnungen

und

und Verheissungen — alles mußte es den Jüngern fühlbar machen, daß sie in ihrer Verbindung mit Jesu auf Erden, nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen, nicht zu äusserlichen Vorzügen vor einander, sondern zu gegenseitigen Liebes- und Freundschafts-Erweisungen verbunden seyen. Und diesen Geist athmet auch das ganze Christenthum. Einander zu lieben und zu dienen, jede Gelegenheit zu benutzen, wo wir andern eine Gefälligkeit erweisen können, seine Vorzüge zu vergessen und zu verläugnen, sobald es auf Liebeserweisungen ankommt, sich herabzulassen zu den Niedrigen, jedem mit Freundlichkeit und Demuth zuvorzukommen, und seinen Beruf nur darin zu suchen, andern nützlich zu werden, ihnen behülflich zu seyn, sie zu erfreuen — — das ist die Pflicht aller derer, die den Namen Jesus nennen, die Pflicht aller gegen alle! —

Sechster Abschnitt.

II.

Jesus giebt es öffentlich zu erkennen, daß ihm das treulose Vorhaben eines seiner Jünger nicht unbekannt sey

Joh. 13. v. 18 — 30.

Nachdem sich Jesus gegen seine Jünger über die Absicht der Fußwaschung erklärt, und ihnen sein Beyspiel zur Nachahmung vorgestellt hatte, so nahm er durch den kurz vorher geäusserten Gedanken, daß er sie nicht alle für rein, das ist, für seine treuen, redlichen Freunde hielte, — Gelegenheit, von seinem Verräther zu sprechen. Er knüpfte also sein Gespräch wieder an jenen Gedanken an, und suchte zuvörderst die Unschuldigen, welche, aus einer gewissen Aengstlichkeit, durch dieses Wort, leicht hätten beunruhiget werden können, damit zu beruhigen, daß er sie versicherte, er hätte nicht von ihnen allen gesprochen: und damit sie wegen einem Argwohn von seiner Seite ganz ohne Sorgen seyn möchten, sagte er, ich kenne meine Freunde, und als solche

che habe ich sie in meine Gesellschaft aufgenommen, weil ich wußte, daß sie mir treu bleiben würden. Aber, Einer — fuhr er fort, an dem bin ich irre worden; der ist ein Mensch, ganz wie er in der Schrift beschrieben wird, ein Undankbarer gegen seinen Wohlthäter, — ein Falscher gegen den, welcher es so redlich mit ihm meynte. — Einer, wie David über ihn seufzet, „der mein Brod ißt, stößt mich mit Füssen!“ Nun war es, wie es scheint, den Jüngern schon leichter, auf einen Mann unter ihrer Gesellschaft zu schließen, welcher sich irgend einer Untreue und Niederträchtigkeit gegen seinen Lehrer schuldig gemacht hatte, oder schuldig machen würde. — Allein die Sache selbst war ihnen, ohne Zweifel, noch ein Geheimniß, welches ihnen Jesus auch, durch eine bestimmte Angabe jenes Treulosen, gegenwärtig nicht auflösen konnte und wollte. Für desto nothwendiger aber hielte er es, sie einstweilen, mit dem, was geschehen würde, bekannt zu machen, damit sie in der Folge nicht glauben möchten, daß ihm etwas Unerwartetes begegnet sey, und damit sie aus eben diesem Grunde an ihm selbst und seiner Person nicht irre werden möchten. Der Erfolg seiner Vorausverkündigung sollte sie vielmehr in ihrem Glauben an ihn, als den, der sein Schicksal vorher wußte, und vorher sagte, stärken. — Ohne Zweifel gab Jesus bey dieser Gelegenheit seinen

Jüngern, eine Ermahnung zur Beständigkeit und Treue in ihrem Beruf, und damit sie ihre Würde, als seine Abgesandten fühlen möchten, sagte er: daß sie die Stellvertreter wären, wie er der Stellvertreter des Vaters, — daß sie also standhaft und getrosten Muthes seyn sollen, weil es ihnen nicht an Menschen fehlen würde, die sie als Bothen des Messias auf — und ihre Lehre annehmen würden.

Jetzt erfolgte vielleicht eine Stille. In diesen Augenblicken schwebte Jesus, ohne Zweifel, das Vorhaben des Judas, in all' seiner Abscheulichkeit, wieder besonders lebhaft vor Augen. Auch ihn — hatte er zu seinem Jünger erwählt, daß er sein Reich ausbreiten sollte, auch ihm hatte er so viel Liebe und Freundschaft bewiesen, — auch ihn liebte er noch. — Aber es war an diesem Menschen alles vergebens. — Diese Vorstellungen griffen die Seele Jesu heftig an, und er gerieth in eine solche Bewegung seines Gemüths, daß ihm gleichsam das Herz weinte, und daß er seinen innerlichen Kummer nicht verbergen konnte. Ja so ists! — sagte er, es ist nur allzugewiß, Einer meiner Tischgenossen wird an mir zum Verräther werden! — Und Er sitzt unter uns — dessen falsche Hand mich den Feinden in die Hände spielen wird. — — Wer es weiß und erfahren hat, wie jede Niederträchtigkeit, die an uns verübt wird, so unaussprech-

lich weh thut, wie sie das Herz krampfartig zusammen zieht, wie sie uns oft die bittersten Thränen auspreßt, und zu Seufzern veranlaßt, welche sich nur mühsam aus der gepreßten Brust emporheben können; wer es weiß, wie tief eine entdeckte Falschheit von einem solchen Menschen kränkt, den wir bisher als unsern Freund behandelt haben, wie es unser Herz zerschneidet — einen solchen Treulosen, der uns schon eine Grube gegraben hat, unter uns — mit der heuchlerischen Miene der Freundschaft und Vertraulichkeit — wandeln zu sehen; — wer es weiß, wie die sanftmüthige Liebe, die, ohnerachtet aller Beleidigungen, doch gerne verzeihen möchte, um so mehr und tiefer gekränkt wird, wenn ihr Feind keiner Verzeihung, — keiner Ermahnung weiter fähig ist: — wie in der Seele edeldenkender Menschen der Gedanke schmerzt, daß irgend ein Mensch durch seine Gesinnungs- und Handlungsart Schaden an seiner Seele leiden möchte, — und wie dieser Gedanke uns noch schrecklicher ist, als alles Böse, welches wir selber von einer solchen Person zu befürchten haben; — wer es weiß, dem ist nichts begreiflicher, als wie Jesus bey dem Gedanken an den Judas und sein Vorhaben in eine so tiefe Bewegung seines Gemüthes versetzt werden konnte. Das Herz Jesu fühlte, wie das Herz eines jeden andern Men-

schen fühlt. Und je feiner seine Empfindungen waren, je edler er dachte, — desto mehr mußte er fühlen, als andere. Was uns in einem ähnlichen Falle weh thun würde, daß mußte ihm doppelt weh thun: und diese seine Betrübniß war so wenig Schwachheit, wie sie gewisse herz- und empfindungslose Menschen und Weisen, auf ihren bequemen Polstern, die nie so bittre Erfahrungen gemacht haben, oft nennen, daß sie vielmehr die edelste Seelen-Grösse verrieth. Von alle dem, was Tausende in dieser Lage gegen einen solchen Falschen gefühlt, und von ihm, oder zu ihm gesprochen haben würden, liest man von Jesu kein Wort. Er schien mehr die schlechte That seines Jüngers, als ihn selber zu verabscheuen: und vielleicht hätt' er auch davon geschwiegen, wenn er nicht davon, um seiner übrigen Jüngern willen, ein Wort hätte reden müssen. — Er schonte den Judas soviel, als möglich. Kein Wort sagte er von ihm, da er von einem Verräther sprach. Aber dieß — that ihm eben so weh, daß dieser — einer von seinen Jüngern und Vertrauten seyn soll. Und welchem Weisen — und Helden — würde das nicht weh thun? Menschlich fühlen — ist keine Schande, — und der größte, erhabenste Mensch darf sich solcher Empfindungen um so weniger schämen, daß er vielmehr Gefahr lauft, seinem Herzen eine nachtheilige Gewalt anzuthun, wenn

er

er sie unterdrücken und verläugnen will. Was wohl macht, thut wohl: und was weh macht, thut weh. — Dieß müssen und sollen alle Menschen fühlen; ohne dabey ihre Pflicht zu vergessen, selbst bey den unangenehmsten Empfindungen, die uns andere verursachen, an sich zu halten, die Störer unserer Ruhe, so viel, als möglich, zu schonen, und unser Herz von allem dem, was dasselbe durch Leidenschaften erbittern und verunreinigen könnte, rein zu erhalten.

12.

Eine ängstliche Frage der Unschuldigen, und eine schamlose Frage des Schuldigen, die von Jesu angezeigte Verrätherey betreffend.

Es ist nichts natürlicher, als daß die Jünger durch die Anzeige ihrers Lehrers von einem Verräther unter ihrer Gesellschaft, in die äusserste, sichtbarste Verlegenheit gesetzt wurden; denn sie war eine unausbleibliche Folge des Unerwarteten, beynahe Unglaublichen, was Jesus gesagt hatte. Da keiner dem andern etwas Böses, am allerwenigsten eine solche That — zutraute; da sie also nicht wußten, auf wen sie dieses Wort von einem Verräther anwenden sollten, so bemächtigte sich ihrer Seele jetzt eine grosse Unruhe und Bangigkeit. Wie wir in dergleichen Fällen, wenn wir etwas Unerwartetes, oder

etwas solches hören, worüber wir zu unserer Beruhigung nähere Aufschlüsse zu haben wünschen, umherblicken, und andere mit dem Auge, gleichsam stillschweigend, fragen, wie ist das möglich? — Wie ist dieß zu verstehen? — Von wem mag die Rede seyn? — so blickten auch die Jünger voll Unruhe umher, und einer sahe den andern stillfragend an, wen doch ihr Lehrer meynen möchte? — Das Gewissen sprach die Unschuldigen frey, und doch befanden sie sich in der peinlichsten Verlegenheit. Allein, darüber dürfen wir uns nicht befremden. Es giebt gewisse Lagen, in die wir kommen können, wo selbst das reinste Gewissen an uns zum Verräther zu werden scheint, wo uns das beste Bewußtseyn unserer selbst muthlos macht, und wo wir anderen durch unsere Mienen, Gebärden, durch eine erröthete Wange, durch ein erbleichtes Angesicht, und durch eine gewisse Aengstlichkeit und Bewegung, die wir nicht verbergen können, beynahe selber zum Argwohn Gelegenheit geben. Es kann auch dem Rechtschaffensten begegnen, daß er bey Erzählungen von schlechten Handlungen, deren Thäter noch unbekannt ist, erröthet und eine gewisse Unruhe und Verlegenheit verräth, insonderheit, wenn eine solche Entdeckung durch gewisse Einschränkungen auf einen engern Cirkel von Freunden, Anverwandten, Hausgenossen, und dergleichen überraschend ist.

ist. Aber alles dieses beweist nichts gegen Unschuld und ein reines Gewissen. Der schlechtdenkendste Mensch ist oft der Unverschämteste, und weit gefehlt, daß man von einer gewissen äusserlichen Fassung, und scheinbaren Ruhe auf die Unschuld und Reinheit solcher Menschen schliessen könnte, so ist jene vielmehr oft ein Beweis, wie sehr diese ihre Gefühle durch Heucheley, und mancherley Ränke und Schlechtigkeiten unterdrückt, und ihre Stirne verhärtet haben, daß man auf derselben nicht mehr die Vorwürfe ihres Herzens lesen kann. Der versunkenste Mensch hört nicht selten die treffendsten Vorwürfe mit einer Gleichgültigkeit an, als ob sie ihn gar nichts angiengen, indessen der besserdenkende oft wie ein Schuldiger dasteht, — wenn von schlechten Handlungen, die in irgend einem Hause oder einer Familie, wo er Bekanntschaft hatte, begangen worden seyn sollen, die Rede ist. Er erröthet darüber und ihm wird bange; aber nicht sowohl darüber, daß er einer solchen schlechten That fähig wäre, als vielmehr, daß man ihm, aus Argwohn, etwas Böses zutrauen möchte. Doch — dieß konnte bey den Jüngern, die ihren billigdenkenden Lehrer kannten, kaum der Fall seyn. Es war also vielmehr die Befremdung, über das, was Jesus gesagt hatte, überhaupt das Ueberraschende, Unerwartete seiner Rede, was ihnen so bange machte. Da-

her anfangs das ängstliche Nachsinnen über den, von welchem Jesus geredet haben möchte, daher ihre Fragen, auf wen dieses alles gedeutet werden könnte? — daher, weil keiner dem andern Bescheid geben konnte, ihre Fragen an Jesus, die man sich nicht ängstlich — zärtlich genug denken kann: Bin ichs? — ichs? — ichs, — von dem du sprachest? — Durch diese peinlich — gespannte Lage, in welcher sich die Jünger nothwendig befinden mußten, bewogen, — glaubt man Jesum überreden zu müssen, sich über seinen Verräther deutlicher zu erklären. Denn jeder Leser fühlt es gewiß mit denselben, wie viel ihnen an einer solchen Antwort gelegen seyn mußte. — Allein Jesus antwortete abermals weiter nichts, als: Einer meiner Tischgenossen ists! Einer aus unserer Gesellschaft! — — Und bey diesem Ausspruch wandelte ihn ohne Zweifel wieder eine gewisse Wehmuth an, welche sein Herz beklemmte wegen diesem Treulosen. — Doch, sagte er, es muß ja so gehen! Mein Schicksal hängt, wie das Schicksal eines jeden Menschen, nicht vom Ungefähr ab! — der Weg, den ich gehe, ist von einer höhern Hand vorgezeichnet und schon längst vorausverkündiget worden! Aber dem Falschen! dem Treulosen — o es wäre ihm besser, wenn er des Tages Licht nie erblickt hätte! Vielleicht fragten hier die Jünger, immer begieriger und ängstlicher gemacht, noch einmal, ob

er

er sie meyne? Und nun mußte Judas, zum Schein seiner Unschuld, auch fragen. — Er fragte aber gewiß nur in der Stille, und sich zu Jesus hinneigend, weil ihm sein Herz, bey einer solcher schamlosen Dreistigkeit, keine laute Frage erlaubte, ohne befürchten zu müssen, entdeckt und beschämt zu werden. Und eben so leise und unmerkbar, aber gewiß mit einer Miene und mit einem Ton, der den falschen und unverschämten Jünger tief treffen sollte, antwortete ihm Jesus auf seine Frage: Ja! du — du bists!

Aber dieß schien keiner der übrigen Jünger gehört und bemerkt zu haben, und sie waren noch immer in Unruhe. Daher gab jetzt Petrus, der, nach seinem Charakter, gewiß einer der unruhigsten und ungeduldigsten war, bis seine so sehr und peinlich gespannte Neugierde befriediget wurde, dem Johannes einen Wink, Er — möchte sich bey Jesu erkundigen, von wem die Rede wäre? Johannes saß zunächst an der Seite Jesus, und war einer seiner vertrautesten Lieblinge. Gegen diesen, — dachte Petrus, erklärt sich Jesus gewiß, und er kann auch am besten fragen, weil er ihm der nächste ist. — Johannes verstund auch sogleich seinen Wink, und weil es ihm ohne Zweifel selber darum zu thun war, den Verräther, von welchem sein Lehrer gesprochen hatte, kennen zu lernen, so schmiegte er sich näher an denselben hin, und lispelte es ihm, unbemerkt

ins

ins Ohr: Herr! sag mirs, wer ists, von dem du redest?

13.

Judas, der Treulose entfernt sich, um sein Vorhaben auszuführen.

Je weniger Jesus bisher geneigt zu seyn schien, die Fragen seiner Jünger in Rücksicht seines Verräthers, bestimmt zu beantworten, desto begieriger ist man, es zu erfahren, ob er dem Johannes einen befriedigenden Bescheid geben würde. Und dieß that er auch: denn diesem Jünger, der so ganz mit ihm gleichdachte und fühlte, konnte er nicht leicht eine Antwort auf seine stille, ruhige, bescheidene Fragen vorenthalten. — Ueberdieß war auch auf die Frage des Johannes leichter eine bestimmte Antwort möglich, als sie es bey den Fragen der andern Jünger war. Diese hatten ihren Lehrer laut und öffentlich gefragt, und Jesus wollte den Judas noch immer schonen. — Ihre Fragen waren bisher meistens so gestellt gewesen, daß Jesus auf dieselbe nur mit Nein antworten konnte: aber selbst dieses Nein! würde eben so viel, als eine deutliche Bekanntmachung des Verräthers gewesen seyn; denn am Ende würde, wenn er zu jedem auf seine Frage, bin ichs? Nein! gesagt hätte, die Sache doch auf den Judas herausgekom-

kommen seyn. Aber Jesus wollte seinen Namen durchaus noch verschweigen, vielleicht auch aus dem Grunde, weil es einem hitzigen Petrus leicht möglich gewesen wäre, sich an seinem Mitjünger, wenigstens mit Worten und Vorwürfen zu vergreifen, und weil Judas dadurch eben so leicht gegen ihn und die andern Jünger hätte erbittert, und zu einer Rache veranlaßt werden können, zu welcher sich, bey seinem Vorhaben, ohne Mühe eine Gelegenheit gefunden hätte. Bey der stillen Frage des Johannes hingegen schien keine Gefahr zu befürchten zu seyn. Aber gleichwohl nennete Jesus den Namen seines Verräthers nicht. Es scheint, als ob es ihm zu weh gethan hätte, denselben auszusprechen. Ueberdieß war jetzt die Aufmerksamkeit der Jünger, insonderheit des Petrus, zu sehr gespannt, als daß Jesus den Namen Judas! — auch so leise als möglich, hätte aussprechen können, ohne daß man ihm auf den Mund gesehen, und aus der Bewegung desselben den Namen des Verräthers errathen hätte. Aber dieses wollte Jesus durchaus nicht thun, insonderheit, weil es unter den Jüngern noch einen andern Judas gab, gegen welchen gleichfalls, wenigstens auf eine Zeitlang, hätte ein Verdacht geschöpft werden können. Er sagte also zu dem Johannes auf seine Frage, weiter nichts, als: der ists — dem ich jetzt ein eingetauchtes Stück Brod darreichen werde! —

Und

Und in diesem Augenblick nahm Jesus ein Stück Brod, tauchte es in eine Schüssel mit Brühe ein, und gab dasselbe dem Judas Ischariot. Gesetzt, daß auch dieser von dem, was Jesus mit dem Johannes gesprochen hatte, nichts wußte und hören konnte, so muß es ihm doch auffallend gewesen seyn, daß ihm jetzt sein Lehrer, und zwar nur ihm allein — ein Stück Brodes darreichte; und wahrscheinlich ahndete er eine besondere Absicht, die Jesus dabey gehabt hätte, welche ihm sein böses Gewissen in Erinnerung der Worte „der mein Brod ißt, tritt mich mit Füssen" — noch wahrscheinlicher machen mußte. Er hielte sich, ohne Zweifel für entdeckt und bezeichnet: — und in dieser Lage — kann man es sich vorstellen, wie verlegen Judas seyn mußte. Man denke sich einen Menschen, der etwas Böses im Sinn hat, der es aber nicht vermuthet und glaubt, daß seine Herzensgedanken andern bekannt wären, — wie mußte es demselben zu Muthe seyn, wenn er sich auf einmal als einen Bösewicht bekannt gemacht sieht? Solche Menschen möchten vor Schaam in die Erde versinken; — aber eben diese Schaam, die in vielen Fällen oft gute Wirkungen hat und haben kann, ist es nicht selten, welche sie gleichsam noch verstockter, erbitterter, rasender — macht, welche sie zu neuer, verdoppelter Rache gegen den entflammt, der ihre Gesinnungen und Absichten of-

fenbarte. Und dieß schien auch der Fall bey Judas gewesen zu seyn. Daher heißt es in der Geschichte: „nach dem Bissen, den er genommen habe, sey der Satanas in ihn gefahren.“ Der Mann, welcher dieß erzählt, war Johannes, welcher den Judas ohne Zweifel, in diesen Augenblicken genau beobachtete, und in seinen Mienen und Gebärden etwas las, was ihn vor demselben zurückschreckte, — und was ihm wahre Satansgesinnungen zu erkennen gab.

Unmöglich konnte Judas in der Gesellschaft, in welcher er sich befand, und wo er von allen entdeckt zu seyn glaubte, ruhig seyn, unmöglich konnte er es daselbst länger aushalten. Dem Bösen ist nirgends bänger, als in der Nähe guter Menschen und solcher, die ihn kennen. Der Tag hatte sich auch bereits schon tief zum Abend geneigt, und die Nacht, in welcher er seinen Vorsatz ausführen wollte, brach ein. Er machte wahrscheinlich immer Bewegungen aufzustehen und fortzugehen. Dieß merkte Jesus, und darum sagte er zu ihm: Geh nur! es ist Zeit! Laß dich weiter nichts von deinem Vorhaben abhalten! So spricht man öfters zu einem Menschen, dem man es zu erkennen geben will, daß man seine bösen Absichten wisse, den man aber, so sehr man es auch wünschte, von der Ausführung derselben nicht mehr zurückhalten kann. Ein solches Wort ist bisweilen nichts anderes, als, die letzte ver-

suchte Warnung, die man einem Menschen noch geben will, ohne sie geben wollen zu scheinen, — der letzte Angriff, den man auf sein Herz machen will, wenn dasselbe je noch eines Gefühls fähig ist, wann es je noch durch das Böse, welches man ihm zutrauet, beschämt, und von demselben abgehalten werden kann.

Auf den Judas machte dieß Wort seines Lehrers keinen Eindruck, er hörte es an, als ob es nicht zu ihm gesagt wäre, als ob er es nicht verstände — und gieng fort. — — Mit welchem Auge ihm Jesus und Johannes nachsahen, — welche Gedanken und Empfindungen sich in der Seele des Judas durchkreuzten, — wer mag das beschreiben? Jeder, der diese Erzählungen liest, — möchte ihn zurückhalten, möchte ihm zurufen, wo willst du hingehen? — er möchte über sein Weggehen, — wahrscheinlich ohne Abschied, — vielleicht mit einem bitterdrohenden Blick, der es sagte: „Wir werden uns schon wieder sehen" und bey welchem sein Herz voll Galle war, — eine Thräne fallen lassen! — Was ist schrecklicher, — als der Gang zu einer bösen That? —

Auch die andern Jünger hatten es gehört, was Jesus zu dem Judas gesagt hatte: aber keiner wußte sich diese Rede zu erklären. Jesus sprach also gewiß, so wenig leidenschaftlich gegen den Judas, daß er vielmehr selbst da, wo

andere durch den Ton ihrer Stimme, und durch ihre Mienen und Geberden, die Gedanken und Bewegungen ihres Herzens verrathen hätten, ganz ruhig und gleichgültig zu reden schien. — Die Jünger dachten an alles eher, als an das, was Jesus dem Judas eigentlich sagen wollte, und erklärten sich den Ausspruch ihres Lehrers als einen gewissen Auftrag, welchen er dem Ischariot gegeben hätte. Sie glaubten nämlich, weil dieser gewöhnlich die gesellschaftlichen Gelder in Verwahrung hatte, daß ihm Jesus die Anweisung gegeben hätte, sich mit dem Nothwendigen auf das Fest, welches mehrere Tage nacheinander gefeyert wurde, zu versehen, oder unter die Armen etwas auszutheilen. Ohne Zweifel ist es manchem Leser dieser Geschichte befremdend, wie den Jüngern jezt der Gedanke an Einkauf und Allmosenaustheilung kommen konnte, da es bereits schon Nacht war. Es war aber dieser Gedanke auch weiter nichts, als eine Muthmaßung, die vielleicht nur deßwegen für sie eine Wahrscheinlichkeit hatte, weil sie sich die Worte Jesu, „was du thust, das thue bald!“ sonst nicht erklären konnten. In solchen Fällen kommt man oft auf die sonderbarsten Einfälle, und stößt nicht selten auf offenbare Unwahrscheinlichkeiten. Indessen wäre auch der Einkauf gewisser Lebensmittel, selbst bey dem Einbruch der Nacht nichts unmögliches gewesen.

An Gassenbettler darf man freylich bey dem Allmosen, welches Jesus durch den Judas, nach der Meynung der Jünger, austheilen lassen wollte, nicht denken, aber desto wahrscheinlicher ist es, daß Jesus, diejenige Dürftigen, welchen er wohlthun wollte, schon gekannt, und selbst in der Nacht durch seine Jünger da oder dort aufzufinden gewußt habe. Dem sey, wie ihm wolle, so freuet es gewiß jeden Leser dieser Geschichte, es, gleichsam zufälligerweise, erfahren zu haben, wie auch der arme Jesus seine milde Hand gegen die Armen aufthat. O wie wahr ists, es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, zur Schande — oder Ehre — eines Menschen! —

Siebenter Abschnitt.

14.
Selige Vorgefühle Jesu.

Joh. 13. v. 31 — 38. Luc. 22. v. 31 — 38.

Beynahe sollte man es vermuthen, daß Jesus nach der Entfernung des Judas, noch tiefer in diejenigen traurigen Empfindungen und Gedan-

Gedanken, welche ihn schon vorher wegen seinem Verräther beunruhiget hatten, versunken wäre. Allein seine Seelenstimmung war dießmal eine ganz andere. — Er blickte in diesen Momenten gleichsam über das, was ihm Unangenehmes begegnen würde, über Leiden und Tod hinweg, und faßte mit erhabener Seele nur die Folgen davon, Gottes- und Selbst-Verherrlichung, ins Auge. Diese Aussicht mußte ihm auch nothwendig nicht nur Ruhe, sondern eine Heiterkeit schenken, die aus dem Herzen heraus gewiß in seinem Angesicht wiederstrahlte. „Die Zeit ist da — sagte er mit einem Vorausblick in die Zukunft, — wo der Verkannte erkannt — wo es zu seiner Ehre offenbar werden wird, wer er sey, — wo auch durch ihn die liebevollen Absichten Gottes, zu dessen allbeseligender Erkenntniß und Verehrung werden bekannt gemacht werden. — Er ist es, durch den die Gottheit, als der einzige, ewige, liebevolle Vater der Menschen wird verherrlichet werden, und dafür wird ihn Gott auch wieder verherrlichen; und die Zeit ist nahe, wo dieses geschehen wird: — bald wird seine verkannte Würde offenbar werden, und seine Herrlichkeit aus der Hülle der Menschheit hervorleuchten!“ Wie wir aus dieser Rede Jesu sehen, so schwebte bey derselben sein Geist mehr in der Zukunft, als über der Gegenwart und Vergangenheit. Denn bisher war

noch das wenigste von dem, was Jesus hier sagte, in Erfüllung gegangen; wenigstens in eine solche Erfüllung, bey welcher ein bleibender Eindruck zu erwarten war. Es wurde zwar seine Würde bey verschiedenen Gelegenheiten auf eine unverkennbare Weise, zur Bezeichnung seines göttlichen Ansehens, offenbar; aber alle diese Beweise für dasselbe, und alles das, was er selber zur Verherrlichung seines Vaters bisher gethan und gelehret hatte, schien, anstatt der gewünschten Wirkungen, jetzt vielmehr, durch die letzten Auftritte seines Lebens, nicht nur wieder vergessen und verdunkelt zu werden, sondern es hatte auch das Ansehen, als ob es jetzt um seine Ehre, und um die Ausführung seines Planes zur Ehre Gottes gethan wäre. —

Allein Jesus war mit den Absichten Gottes, welche durch ihn verrichtet werden sollten, zu bekannt, er war seiner Bestimmung zu gewiß, er wußte alles das, was ihm begegnen würde, und wie durch eben diese seine Schicksale der Plan Gottes ausgeführt werden sollte, zu genau; er blickte zu weit vorwärts und in die Zukunft hinein, als daß ihn die Vergangenheit und Gegenwart hätte irre und muthlos machen können. Er wußte es am besten, daß sich erst nach seinen Leiden und nach seinem Tode — alles so entwickeln sollte und würde, wie es zur Verherrlichung Gottes und seiner selbst nothwendig und möglich war.

Und

Und dieser Blick, den Jesus beständig vorwärts, — und nicht nur über drey- oder vierzig Tage, nämlich über die frohen glorreichen Tage der Auferstehung und Himmelfahrt, sondern vielleicht auch über Jahrhunderte und Tausende that, wo der Vater geehrt würde durch den Sohn, und der Sohn durch den Vater — dieser Blick, welcher Gegenwart und Zukunft fest ins Auge faßte, war es, welcher ihn gleichsam der Leiden, die ihm noch bevorstunden, vergessen machte, welcher ihm die herrlichsten Aussichten wegen der Verherrlichung Gottes und seiner selbst eröffnete. Ein solcher Blick in die Zukunft ist es auch, an welchen wir uns gewöhnen müssen, wenn wir unter der Last der drückenden Gegenwart nicht versinken, wenn wir unter dem Druck peinlicher Gefühle und banger Erwartungen nicht muthlos werden wollen. Es ist ein Hauptgedanke, den wir uns alsdenn, wenn wir uns unserer Unschuld, unserer guten Absichten, unserer Berufstreue, unseres Tugendeifers bewußt sind, — denken müssen, zu unserm Trost und zu unserer Ermunterung: du duldest und leidest für Gott! und so wie du ihn als Märtyrer der Wahrheit und Tugend, — so wie du ihn durch dein Verhalten im Leiden verherrlichest, und deinem Glauben an ihn Ehre machest: — so wird dich Gott auch wieder verherrlichen, und deine Treue krönen! Und — ach — über solchen Gedanken

vergißt man der Leiden dieser Zeit, welche nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbahret werden, man blickt von der Laufbahn, die man noch zu vollenden hat, ans Ziel hin — man ahndet Seligkeitsgefühl, und vergißt über der bessern Zukunft, was noch zu dulden ist.

15.

Ein Stück aus den zwey letzten Abschiedsreden Jesu: — oder Ermahnungen zur Liebe.

Gewiß genoß Jesus durch den Blick, welcher ihm in die Zukunft vergönnt wurde, wo der Vater geehrt würde durch den Sohn, und der Sohn durch den Vater, die seligsten, erquickendsten Augenblicke: — aber eben dieser Blick führte ihn, nach einer sehr natürlichen Gedankenverbindung, wieder auf seine Leiden selbst, die ihm bevorstunden, und insonderheit auf seine Trennung von den Jüngern zurück. Doch jene waren es keineswegs, die ihn beunruhigten: desto mehr schienen ihm diese seine geliebten Freunde am Herzen zu liegen, die er bald verlassen mußte. Er durfte sie auch nur ansehen, so mußte sein zärtlich fühlendes Herz wehmüthig werden, und um so mehr darauf sinnen, ihnen seinen Abschied zu erleichtern. Und

dahin

dahin zielten alle die Unterhaltungen und Gespräche ab, welche er noch mit ihnen hielt. Der Inhalt von denselben, wie ihn Johannes im 13, 14, 15, und 16. Capitel seines Evangeliums aufgezeichnet hat, ist äußerst rührend und lehrreich, und ganz nach den Bedürfnissen der Jünger eingerichtet. Sie wegen der bevorstehenden Trennung von ihnen zu beruhigen, und mit der Hoffnung des Wiedersehens, und eines ewigen Beysammenseyns in einer bessern Welt, zu trösten, — sie zu stärken im Glauben an ihn — und in der Folgsamkeit gegen seine Vorschriften, — sie zum Gebeth zu ermuntern, und ihnen durch die kräftigsten Verheissungen, dazu Muth zu machen, — ihnen auf diejenigen Zeiten, wo sie seiner persönlichen Gegenwart beraubt seyn würden, die nothwendige Unterstützung vom Geiste Gottes, zur Erfüllung ihres Amtes zuzusichern, — ihnen die Unentbehrlichkeit einer liebe- und glaubensvollen Verbindung mit ihm und seinem Vater einzuprägen, — sie auf ihre künftigen Schicksale vorzubereiten, und aufmerksam zu machen, — sie zur Liebe und Eintracht gegen einander zu ermuntern, — das war der Hauptzweck dieser Abschiedsgespräche, welche Jesus endlich mit einem Geistvollen Gebethe, das auf diese ganz eingerichtet war, beschloß und versiegelte. Insonderheit war es ihm vor allem andern auch darum zu thun, daß seine Jünger stets

in Liebe und Einigkeit miteinander leben möchten. Dem Liebevollen lag nichts mehr am Herzen, als die Ausübung der Liebe. Wie er die Seinen liebte, so wünschte er auch, daß sie sich unter einander liebten. Daher kehrte er in seinen letzten Unterhaltungen öfters auf diesen Gegenstand zurück. Kinder! lieben Kinder! sagte er einmal voll Zärtlichkeit, zu seinen Jüngern; es ist nur noch eine kurze Zeit, daß ich bey euch bin! Bald werdet ihr mein Angesicht nicht mehr sehen. Euer Herz wird sehnsuchtsvoll nach mir schlagen, euer Auge wird mich suchen, aber ihr werdet mich nicht finden. Mein Weg führet mich dahin, wo ihr mir nicht nachfolgen könnet, — wo ich dem Forschen der Liebe, so wie den Verfolgungen des Hasses, wie ich es einmal zu den Juden gesagt habe, unerreichbar bin. Wir müssen uns jetzt bald trennen. Ach, daß ihr das doch nie vergessen möchtet, was ich euch so oft gesagt habe: liebet einander! Ich sage es euch noch einmal, als ob ichs nie gesagt hätte: Liebe — Liebe, diese laßt euch als meine erste und letzte Vorschrift empfohlen seyn! — Wie ich euch liebe und geliebet habe, so liebet einander auch. Wer liebt, — nur der ist mein Jünger. Liebe ist das einzige untrügliche Kennzeichen, woran man euch als meine Freunde und Anhänger erkennen kann und erkennen wird. Ganz gewiß hatten die Jünger schon öfters der-

gleichen Ermahnungen zur Liebe gehört, sie war ja auch in dem jüdischen Gesetz als eine Hauptpflicht empfohlen, und aus eben diesem Grunde konnte ihnen das Geboth derselben eben so wenig neu seyn, als es dasselbe an und für sich wirklich ist. — Denn, was ist natürlicher und leichtbegreiflicher, als die Pflicht gegenseitiger Liebe? Schon der in jedes Menschenherz gepflanzte Wunsch, geliebt zu werden, und alle die natürlichen Anlagen desselben zur Liebe, Freundschaft, Zärtlichkeit, Mitfreude und zum Mitleiden, welche unverkennbar in jedem Menschen sind, und welche nur geleitet und genährt werden dürfen, um aus diesem Saamen die Frucht der Liebe zu erzeugen, — machen uns diese Pflicht zu der natürlichsten, die uns je ein göttliches Gesetz vorschreiben konnte. Und all die Vorurtheile, welche wir selbsten davon einerndten, wenn wir lieben, wohlthun, gegen andere dienstfertig, freundlich, liebreich, friedfertig sind — all das belohnende Seligkeitsgefühl der Liebe selbst, so wie die unläugbaren, für die Ruhe des Herzens, für den frohen Lebensgenuß so schädlichen Folgen, welche Lieblosigkeit, Feindschaft, Erbitterung, Uneinigkeit, nach sich zieht — alles dieß beweist es durch einen leichten Schluß: Liebe sey das natürlichste, und also das erste und älteste Gesetz, wozu wir gegen einander verpflichtet sind, und uns um so mehr für verpflichtet halten sol-

len, in je engern Verhältnissen wir mit einander leben. Denn eine allgemeine Liebe — läßt sich ohne die Ausübung derjenigen, welche in einem engern Cirkel statt findet, kaum denken und all das Reden von Menschenliebe — ist ohne Familien- Freundes- Amtsgenossen- Liebe nicht selten die prahlerhafteste Lüge, die man aussprechen kann, und womit man sich selbst und andere täuscht. Aber eben diese natürlichsten Pflichten sind es, die wir nicht selten am ersten zu vergessen und zu vernachlässigen pflegen. Es findet oft nirgends weniger Liebe statt, als unter solchen Personen, von welchen man sie am ersten erwarten sollte. Für viele ist das älteste Gesetz der Liebe immer ein neues, vorzüglich in Rücksicht dessen, was nach der Lehre und dem Beyspiele Jesu Liebe ist und heißt, wie und gegen wen man dieselbe erweisen soll. Selbst für den Geübten in der Liebe — giebt es in dieser wichtigen Pflicht, aus welcher alle andere Pflichten herfließen, welche uns zur Erfüllung aller andern geschickt und fähig machen, ohne welche keine wahre Gottesverehrung, kein ächtes Christenthum statt findet, — täglich etwas Neues zu lernen. Sie bleibt also immer ein neues Geboth.

16.

Petrus verspricht seinem Lehrer viel! —

Ja! wir wollen uns lieben! — das war gewiß der heiligste, festeste Entschluß aller Jünger, da ihnen Jesus die Ermahnung zu einer brüderlichen Liebe und Freundschaft ans Herz legte. Aber das, was ihr Lehrer kurz vorher von einer baldigen Trennung und Entfernung gesagt, und woran er seine Ermahnungen angeknüpft hatte, dieß alles — schien ihnen noch immer ein Geheimniß zu seyn, welches sie sich, insonderheit Petrus, dessen Aufmerksamkeit solche Reden am allerwenigsten entgiengen, durchaus nicht erklären konnten. Wer diesen Mann kennt, dem ist seine Frage, welche er an Jesum that, nämlich die Frage: wo willst du denn hingehen? — so wenig unerwartet und befremdend, daß er sich vielmehr darüber verwundert, wie er mit derselben so lange an sich halten konnte. Und gewiß kostete es ihm auch viel Mühe, seiner Neugierde eine Zeitlang Schranken zu setzen, weil diese mit seiner Liebe und Anhänglichkeit an Jesum in so genauer Verbindung stund. Aber desto ernstlicher und dringender war, nachdem Jesus seine Rede vollendet hatte, seine Frage: Wo willst du denn, wie du sagtest, hingehen? — Und — was soll das für ein Ort seyn, wohin dir dei-

ne Freunde nicht sollten nachfolgen können — Für den Liebenden ist nichts peinlicher, als die Unbekanntschaft mit einem Ort, wo sich der Geliebte seines Herzens aufhält, und die Unmöglichkeit — ihm dahin zu folgen, insonderheit, wenn für denselben Gefahr zu befürchten ist. Man kann sich also die doppelte Verlegenheit des Petrus denken, als ihm Jesus auf seine Frage antwortete: „wohin ich gehe, kannst du mir nicht nachfolgen! — wenigstens jetzt nicht. „Selbst die Versicherung, welche er ihm gab, daß er ihm zu einer andern Zeit folgen würde, konnte für ihn um so weniger ganz beruhigend seyn, je sehnlicher sein Wunsch war, jetzt nicht nur zu wissen, wo sein Lehrer und Freund hingienge, sondern ihn auch allüberallhin begleiten zu können: und sie würde für ihn vielleicht noch weniger, in Rücksicht seiner selbst und seines Lehrers beruhigend gewesen seyn, wenn er den Sinn derselben so verstanden hätte, wie wir denselben aus der Geschichte von den Leiden und dem Tod der Apostel, wodurch sie ihrem Herrn nachfolgten, verstehen.

Und warum, sagte daher Petrus, sollte ich dir dießmal nicht folgen können? — der standhafte Entschluß, mit welchem er Jesu auf seinen ersten Ruf zur Jüngerschaft nachgefolgt war, — der Muth, mit welchen er ihn überallhin begleitet hatte; das Bewußtseyn seiner Treue und

Freund-

Freundschaft gegen seinen Lehrer — das Gefühl von Herzhaftigkeit, welches in ihm war, — alles dieses machte ihm unbegreiflich, warum er seinen Herrn dießmal nicht sollte begleiten können? An einen solchen Ausgang des Lebens Jesu, wie er wirklich erfolgte, dachte er ohne Zweifel nicht; und doch sagte ers, ich bin bereit für dich, auch mein Leben aufzuopfern! Das glaubte auch Petrus gewiß thun zu können, und in dem Augenblick, da er dieß sagte, war es vielleicht auch sein fester Entschluß, für seinen Lehrer alles — Leben und Blut zu wagen — aber von einem solchen Entschluß bis zu der Ausführung desselben, bis zu der That, — ist noch ein sehr weiter Weg. Gute Entschlüße zeigen zwar immer von einem guten, wenigstens von einem solchen Herzen, welches des Guten noch fähig ist; allein, sie lehren uns so wenig unser Herz kennen, daß wir vielmehr um derselben willen, durch die Erfahrung belehrt, gegen uns selbst mißtrauisch werden müssen. Man glaubt in gewissen Stunden und Augenblicken, insonderheit, in solchen, wo Gefühle und Leidenschaften rege gemacht worden sind, so viel thun zu können und zu wollen, und man ist am Ende, wenn es zu der That kömmt, der Feigeste, — Muthloseste, — eben deßwegen, weil man sich zuviel zutrauete; — weil man bey diesem oder jenem Entschluß mehr seinen vorübergehenden Gefühlen und Leidenschaf-

ten, als der Ueberlegung und dem Nachdenken folgte, weil man sich auf die wahrscheinlichen Fälle von all den Schwierigkeiten und Hindernissen, welche uns begegnen könnten, nicht gehörig vorbereitete, kurz, weil man sich selbst nicht kannte. Daher sagte Jesus zu dem Petrus, der so voll kühner Entschlüsse war, indem er ihn ohne Zweifel bedenklich ansahe: Du? du — solltest dein Leben für michlassen? Simon! Simon! fuhr er fort, gewiß in einem Ton und mit einem Blick, welcher ihn und seine Mitjünger auf das, was er sagen wollte, aufmerksam machen sollte. Wenn der Weizen, sprach er, von der Spreu und dem Afterkorn gereiniget werden soll, so muß er erst im Sieb geschwungen werden, und leicht geht ein Körnchen, welches durchfällt, oder vom Winde weggeführt wird, verloren. Merkt euch das: es ist eure Prüfungs- und Reinigungszeit noch nicht vorüber. — Der Verführer hat schon längst daran gedacht, durch einen Angriff auf eure schwächste Seite, eure Treue gegen mich zu erschüttern! Es ist Gefahr da! das Zutrauen zu sich selbst sichert nicht vor Verführung und Abfall. Doch — mein Gebet, welches ich für dich gethan habe, wird dich retten, daß du mir nie ganz treulos werden wirst. Aber — wenn du wieder zum Besinnen kommst, und es reuevoll einsehen wirst, wie leicht man zu einer Untreue verleitet werden kann, so vergiß es nicht,

deine

deine Erfahrung zur Stärkung und Ermunterung schwacher Brüder zu benützen.

Man sollte denken, daß Petrus durch diese Rede Jesu nachdenklicher und gegen sich selbst mißtrauischer gemacht worden wäre. Sein Lehrer hatte es ihm zwar nicht mit deutlichen Worten gesagt, welcher Untreue er sich an ihm würde schuldig machen, aber er gab ihm doch solche Winke, welche leicht zu verstehen und anzuwenden waren. — Schon die Frage: Solltest du dein Leben bey mir lassen? — in welcher jedes einzelne Wort voll Nachdruck ist „du? — bey mir? — das Leben lassen? — — " und welche durch den Ton, mit welchem sie Jesus ausgesprochen haben mag, gewiß noch mehr Eindruck machen mußte, schon diese Frage sollte den sonst standhaften Petrus erschüttert, und ihn auf ein gewisses Mißtrauen, welches sein Lehrer in ihn und seine Versicherungen setzte, aufmerksam gemacht haben. Allein eben dieses Mißtrauen, welches Jesus in ihn zu setzen schien, und welches er ihm auch zu erkennen gab, machte ihn gleichsam noch beherzter — entschlossener — vermessener Und dieß ist der Fall bey vielen Menschen in ähnlichen Lagen, was aber nicht selten ihren Fall befördert, und von den traurigsten Folgen ist. Aus einem gewissen Ehrgeiz will man in gewissen Augenblicken immer mehr seyn als man ist, mehr thun, als man thun

kann,

kann, mehr versprechen und wagen, als man zu versprechen und zu wagen im Stande ist. Man will eben deßwegen noch mehr leisten, weil andere in unsern Muth und in unsere Kräfte ein Mißtrauen zu setzen scheinen. Man giebt alsdann auf keinen Wink — keine Ermahnung und Warnung Achtung, und glaubt um so weniger darauf achten zu müssen, weil man es nach seinen Vorstellungen wirklich gut meynt, weil man es bey Gott betheuern könnte; daß unsere Entschlüße und Vorsätze ganz mit unserer Gedenkungsart übereinstimmen. Und dieß war auch der Fall bey Petrus. Er bestätigte also, ohnerachtet des warnenden Winks, welchen ihm sein Lehrer gegeben hatte, noch einmal seine Versicherung und sagte: Ich bleibe bey dir! und wenn es auch in den Kerker und zum Tod gehen sollte! Ich begleite dich überall, wo du hingehest! — Das war viel versprochen, und gewiß schätzte auch Jesus die gute Meynung seines Jüngers; aber eben so gewiß bedauerte er ihn auch in seinem Herzen, weil er wußte, wie wenig er von seinem Versprechen halten würde, — und eben für so nothwendig hielt er es, ihm noch einmal eine Warnung zu geben, und zwar eine solche, bey welcher dem Petrus kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte. Petrus! sagte er daher zu ihm, du Standhafter! du Held! — so viel du versprichst, so wenig wirst du halten!

ten! — Rede nicht mehr von Kerker und Tod, in welchen du mir folgen willst, — Sieh! ich sage dirs voraus, und so ist es, ehe der Morgen grauen wird, und in dieser Nacht schon — wirst du sogar die Bekanntschaft mit mir weggeläugnet haben! — Ohne Zweifel war einem Petrus diese bestimmte Vorherverkündigung das Unbegreiflichste, was er sich denken konnte; aber sie scheint tief in sein Herz hineingedrungen zu seyn, weil er sich in der Folge derselben wieder so bald, und gewiß nicht ohne tiefe Kränkung und Beschämung erinnerte. Denn nichts kostet mehr Reue — Schaam und oft die bittersten Thränen, als eine verachtete und abgewiesene, nicht geglaubte und nicht benützte Warnung, insonderheit für den, der sich selber so viel zutrauete.

17.

Den Jüngern stehen gefahrvolle Zeiten bevor, welche ihnen Jesus voraussagt.

Mit dem Tode Jesu, welcher nicht mehr ferne war, stund den Jüngern auch in Ansehung ihrer Schicksale eine große Veränderung bevor, auf welche ihr Lehrer zwar schon öfters hingewinkt hatte, die er ihnen jezt aber um so weniger verschweigen wollte, weil er es, ohnerachtet ihrer gegenwärtigen Standhaftigkeit, von

welcher ihn, insonderheit Petrus so zudringlich versicherte, vorausſahe, daß sie das Unvermuthete derselben noch mehr bestürzen würde. Bisher waren sie, als seine Gesellschafter und Abgeordnete, von Niemand, oder nur von Wenigen angefochten, sie befürchteten keine Gefahr, und wo sie in ihrem Berufe hinkamen, fanden sie bey gutdenkenden Menschen Unterhalt und Unterstützung. Daher fragte sie auch Jesus jetzt: ob es ihnen, wenn er sie in seinen Geschäften ausgesendet hätte, je an etwas gemangelt habe — ohnerachtet sie sich, (weil er es so haben wollte,) weder mit Geld noch vorräthigen Lebensmitteln, und den nothwendigsten Reise- Kleidungsstücken versehen hätten? Nie — antworteten sie, haben wir Mangel gelitten, und damit wollten sie auch ohne Zweifel so viel sagen, wir haben überall gute Menschen gefunden, welche uns um deinetwillen mit Liebe aufnahmen und beherbergten. Mancher Leser dieser Geschichte erwartet hier vielleicht einen Trost, den Jesus seinen Jüngern geben würde, daß sie auch in Zukunft, so wie bisher, wegen ihrer Sicherheit und Unterhaltung unbesorgt seyn sollten. Denn immer sind diejenigen Beweise, welche wir bisher von der Fürsorge Gottes zu unserm Besten eingesammelt haben, die beruhigendsten Trostgründe, welche uns zur Befestigung unsers Vertrauens auf dieselbe, auch in Zukunft, gegeben wer-

den

den können. Allein Jesus schien von jener Frage an seine Jünger nur einen Uebergang nehmen zu wollen, sie auf das vorzubereiten und aufmerksam zu machen, was er ihnen jetzt sagen wollte und mußte. Das — waren freylich andere Zeiten, sprach er: aber nun — wird es ganz anders gehen! Jetzt kann man bald nicht mehr auf andere und ihre Freundschaft rechnen. ein jeder von euch muß sich für die Zukunft selber mit dem Nothwendigen, mit Geld und Proviant versehen. Ein jeder muß für sich selber sorgen, und nicht nur für seinen Unterhalt, sondern auch für sein Leben! — Es wäre jetzt beynahe nothwendig, man verkaufte sein Kleid, und schafte sich dafür ein Schwerdt an zu seiner Vertheidigung und Sicherheit. So gefahr- und unruhvoll sind die gegenwärtigen Zeiten! denn ich sage euch, mein Loos wird das Schicksal eines Verbrechers seyn! — So ists in den heiligen Büchern vorausgeschrieben; und alles dieses wird an mir erfüllet werden, und zwar in kurzer Zeit. Offenbar wollte Jesus durch diese Rede seine Jünger nur auf eine nahe Gefahr, welche ihm und ihnen bevorstünde, und welche durch den Erfolg der Geschichte bestätiget wird, aufmerksam machen, und alles das, was er von Waffen sagte, womit man sich versehen sollte, ist so wenig ein Befehl, daß er eben dadurch seine Jünger, die nur allzuherzhaft seyn wollten

ten, davon abzuschrecken gedachte. An Vertheidigung seiner Person konnte er wohl nicht denken, denn sonst würde er ja die Gefahr, welche ihm bevorstund, zu vermeiden gesucht haben, er würde seinen Feinden lieber entgangen seyn, als es erst auf eine Gegenwehr ankommen zu lassen. In diesem Falle würde er auch wohl früher für Waffen und Vertheidiger gesorgt haben, als jetzt erst, da dieses nicht mehr möglich war: auch für die Sicherheit seiner Jünger auf eine bevorstehende Gefahr, — dachte er gewiß nicht auf ein solches Mittel, und wenn wir gegen eine solche Behauptung von einer aufgeforderten Vertheidigung weiter keinen Grund hätten, so wäre es der, daß Jesus sagte, als ihm die Jünger zwey Schwerder vorzeigten, Es sey genug! — Wozu aber sollten eilf Männern, gesetzt daß sie nur mit einer Anzahl von eben so viel Feinden zu kämpfen hätten, die ihr Lehrer doch in größerer Anzahl erwarten konnte, zwey Schwerdter dienen? — Ueberdieß scheint scheint dieser Ausdruck, dessen sich Jesus bediente, Es ist genug! — mehr die Absicht gehabt zu haben, seine Jünger von solchen Gedanken an Gegenwehr und Gewaltthätigkeiten abzulenken, als sie darauf aufmerksam und begierig zu machen. Er schien von dergleichen Dingen nichts wissen zu wollen, und darum sagte er, laßt dieß alles gut seyn! Niemand konnte auch weniger

an

an Gegenwehr denken, als Jesus, der ja sein Schicksal eben so genau voraus wußte, als er immer bereitwillig war, den Weg zu gehen, der ihm zur Beglückung der Menschheit vorgezeichnet war. Um seinetwillen sollte keine Gewaltthätigkeit begangen, kein Tropfen Menschenbluts vergossen werden, denn er wußte Menschenleben und Menschenblut zu schätzen, und liebte es mehr als sein eigenes.

Achter Abschnitt.

18.

Jesus verläßt mit seinen Jüngern Jerusalem, und begiebt sich nach Gethsemane, an dem Oelberg.

Matth. 26. v. 30—46. Marc 14. v. 26—42. Luc. 22. 39—46. Joh. 18. v. 1 und 2.

Unter den mancherley Gesprächen, welche Jesus mit seinen Jüngern, am Passahabend hielt, war bereits die Nacht eingebrochen. Geschwind flogen die Stunden des letzten Beysammenseyns vorüber, und die Zeit der Trennung rückte immer näher heran. Auf einmal brach also Je-

sus seine Unterhaltungen ab, und machte Anstalten zum Aufbruch. Die Osterlammsmahlzeit wurde mit den gewöhnlichen Lobgesängen aus dem 113—118. Psalm geschlossen, und nun machte sich Jesus mit seinen Freunden auf den Weg, den er öfters zu gehen pflegte, nämlich über den Bach Kidron, nach dem Oelberge. In dieser stillen, ruhigen Gegend, die er vielleicht durch den Reitz der Natur, vielleicht auch durch die alte Geschichte liebgewonnen hatte, hielt er sich öfters auf, um daselbst auszuruhen, und sich in der Einsamkeit mit sich selbst und Gott beschäftigen zu können, vielleicht auch, weil er sich daselbst, insonderheit nächtlicher Weile, vor den Nachstellungen seiner Feinde am sichersten hielt. Es war also den Jüngern nichts ungewohntes, da sie ihn den Weg nehmen sahen, und sie folgten ihm alle nach. Aber vielleicht ahneten sie es nicht, daß dieß der letzte Gang sey, den sie mit ihrem Herrn thun würden, — die letzte Nacht vor seinem Leiden und Tod. — Indem sie aber so miteinander hinwandelten, und sich vielleicht nach Ruhe und Schlaf sehnten, wandte sich Jesus, der bisher in Gedanken vertieft vor sich selber hingegangen zu seyn scheint, zu ihnen um und sagte: „das ist eine gefährliche Nacht, — wo eure Hochachtung gegen mich, eure Freundschaft und Treue — in große Versuchung wird gesetzt werden, wo ihr an mir beynahe

nahe werdet irre werden, — mich verlassen werdet! Denn die Zeit ist da, wo das ganz wahr werden wird, was in den heiligen Büchern geschrieben stehet: wenn der Hirt umkommen wird, so werden die Schafe auseinander fliehen.“ So weh' es gewiß dem Herzen Jesu that, die Aufmerksamkeit seiner Jünger auf solche Scenen hinzulenken, welche für sie nicht anders als niederschlagend und beunruhigend seyn konnten, so konnte er davon doch nicht schweigen, wenn er nicht befürchten wollte, sie in diesem Falle, durch die Vorenthaltung dessen, was geschehen würde, noch mehr irre zu machen. „Ich habe ihnen alles vorausgesagt,“ das war vielleicht sein Gedanke, — darum wird ihnen mein Schicksal weniger befremdend seyn, — darum werden sie bey einer Untreue, die sie an mir begehen werden, desto eher und leichter wieder zum Besinnen kommen können.“ Es war auch das, was Jesus seinen Jüngern voraussagte, nichts weniger, als ein bitterer Vorwurf, welchen er ihnen machen wollte, und er schien sie dabey, wegen ihrer Schwäche, die jetzt beynahe über Vermögen versucht werden sollte, mehr bemitleiden, als streng tadeln zu wollen. Er liebte sie doch — seine Jünger, wenn er es gleich voraussahe, daß sie ihn verlassen und verläugnen würden, denn er wußte es, daß dieses nicht mit Vorsatz, sondern aus

Schwachheit und Betäubung geschähe. Er wußte es, daß sie ihm wieder treu werden würden, und sein innigster Wunsch war es, sie zu erhalten in der Verbindung mit ihm. — Die Trennung, durch welche sie eine Zeitlang von ihm geschieden, und gleichsam wie Schaafe ohne Hirten zerstreuet würden, gieng seinem Herzen so nahe, daß er, anstatt seinen Jüngern wegen ihrer bevorstehenden Flucht und Untreue Vorwürfe zu machen, sie vielmehr damit zu beruhigen suchte; daß er ihnen sagte; er wollte seine Schaafe schon wieder sammeln. Sie würden ihren Hirten in Galiläa, wenn sie nach dem Fest dahin zurückkehrten, wieder finden, und dort wolle er ihnen wieder lebend erscheinen.

Allein dieser freundschaftliche Trost scheint von den Jüngern nicht verstanden und beynahe ganz überhört worden zu seyn. Ihre Gedanken waren jetzt nur mit dem beschäftiget, was Jesus von Aergerniß, — Gefahr, — Zerstreuung gesagt hatte, und sie schienen jetzt wirklich mehr Gefahr zu ahnen, als anfangs; aber es war auch ihr fester Entschluß, derselben, um ihres Lehrers willen, zu trotzen. Insonderheit zeigte sich Petrus abermals, als den muthigsten und entschlossensten. Nein! sagte er, und wenn dir Alle untreu werden, — wenn dich alle verlassen sollten, ich — nicht! — — Nimmer-

mehr wird das geschehen! — Aber der immer feurige Petrus, der es übrigens gewiß redlich meynte, dachte nicht an die Stunde der Versuchung. Daher sagte ihm Jesus, er sollte ja nicht zu viel versprechen, und betheuerte noch einmal seine Muthlosigkeit, nach welcher er sogar die Bekanntschaft mit ihm, in einer Zeit von wenigen Stunden öfters würde abgeläugnet haben. Allein Petrus konnte sich alles das, was ihm sein Lehrer zur Warnung sagte, nicht als möglich denken, so wie wir uns öfters, ehe unsere Tugend in Versuchung gesetzt wird, vieles nicht als möglich vorstellen können. Es scheint uns alsdenn, so manche Ermahnung, Bitte und Warnung von einem Freund und Lehrer überflüßig zu seyn, und nicht selten halten wir uns dadurch sogar für beleidiget. Wir wähnen, gewisser Gesinnungen und Handlungen, vor welchen man uns warnt, nimmermehr fähig zu seyn — glauben, daß es nicht so weit mit uns kommen könnte, — Es fällt uns auch nicht ein, daß es möglich wäre, so tief zu fallen. Wir wissen ja, heißt es, was Pflicht ist, — wir haben ja die besten Vorsätze, — wir meynen es gut, — wir haben also keine Gefahr zu scheuen. Wir halten uns, in solchen Augenblicken für Helden, — die aber gar oft, wenn sich Gefahr zeigt, am ersten die Flucht ergreifen, oder muthlos unter dem Schwerdt des Feindes sinken. —

O es ist so ganz was anders, in seinen Gedanken streiten mit dem Feind, als: wenn er wirklich vor uns steht: so ganz etwas anders, gute Vorsätze haben — und denselben treu bleiben. Aber dieses glaubt der unerfahrene Streiter nicht, und er ist nie muthiger, als wenn man an seinem Muthe zweifelt. Daher sagte Petrus abermal zu Jesu, welcher ihn so eben gewarnt hatte; „und wenn ich auch mit dir sterben müßte, wollte ich nie treulos werden! — und ihm sagten es auch die andern Jünger nach, ob vielleicht gleich manchem unter ihnen das Herz zitterte. Aber — sie wollten nicht weniger zu seyn scheinen, nicht weniger versprechen, als Petrus, ohnerachtet sie weder seine noch ihre Kräfte kannten, und darum fielen sie auch — (wie dieß der Fall bey vielen Menschen ist, die sich, ohne sich selbst zu kennen, zu viel zutrauen und anmassen,) — mit dem Starken. Die wahre Weisheit lehrt uns, um anderer willen, uns weder zu viel, noch zu wenig zuzutrauen, und lieber weniger versprechen, und viel halten, — Auch hier bleibt es wahr: den Demüthigen giebt Gott Gnade! —

19.

Die Angststunde Jesu in Gethsemane.

Nach einem kurzen Wege, kam endlich Jesus an demjenigen Orte an, wo er seine Feinde erwarten wollte. Es war derselbe ein Landgut am Fuße des Oelberges, welches ohne Zweifel einem Freunde und Bekannten Jesu gehörte, und unter dem Namen Gethsemane, oder Oelpresserey, vermuthlich weil daselbst Oel gemacht wurde, bekannt war. In diesem Landgut oder Meyerhof war auch ein anliegender Garten, in welchen Jesus mit seinen Jüngern öfters hingieng, und welcher also auch dem Judas bekannt seyn mußte. So wie sich diese nach Ruhe sehnten, so sehnte sich ihr Lehrer nach einer stillen Gebethsstunde, in welcher er sich auf seine bevorstehenden Leiden vorbereiten und stärken konnte. Er sagte ihnen also, indem er ihnen einen gewissen Ort zeigte, sie sollten daselbst zurückbleiben, bis er wieder käme, — er wolle sich nur auf einige Augenblicke und Schritte entfernen, um zu bethen. — Alles dieses konnte den Jüngern um so weniger auffallend seyn, da ihr Lehrer öfters alleine, und in der Einsamkeit zu bethen pflegte; auch dieß befremdete sie vielleicht nicht so sehr, daß er nur einigen aus ihrer Gesellschaft, nämlich dem Petrus, Jacobus und

Johan-

Johannes winkte, mit ihm zu gehen; aber desto unerwarteter war es gewiß für diese, da sie an ihrem Lehrer auf einmal eine große Veränderung bemerkten. Es war eine tiefe Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, welche sich auf einmal seiner Seele bemächtigte, und welche in seinen Mienen nur allzusichtbar war. Schauer und Zittern erregte seine Glieder, und eine unbeschreibliche Angst und Bangigkeit fiel über ihn her. — Es ist, sagte er zu seinen Jüngern, eine wahre Todesangst, die ich fühle. — Verlaßt mich nicht! bleibet bey mir und seyd wachsam! Man sieht bey dieser Erzählung ganz den tiefgeängsteten Jesus vor sich, der seinem beklommenen Herzen gegen seine Freunde Luft zu machen suchte, und in ihrer Gegenwart eine Erleichterung zu finden glaubte. In solchen bangen Stunden ist es schon ein Trost, daß man es einem Anwesenden sagen kann, wie es uns ist, — und wenn uns auch andere nicht helfen, nichts für uns thun können, — so beruhiget es uns doch, sie bey, und um uns zu haben. Doch schien es unserm Herrn, bey den Ermahnungen, welche er seinen Jüngern gab, bey ihm zu bleiben und mit ihm zu wachen, nicht allein um seiner selbst, als vielmehr um ihretwillen zu thun gewesen zu seyn. Er wußte es sehr gut, wie eine Gefahr, wenn man von derselben im Schlaf und Taumel überrascht wird, doppelt muthlos

oder

oder verwegen macht; und eine solche Gefahr war für die ohnehin schwachen Jünger nahe. Daher empfahl ihnen Jesus, insonderheit auch das Gebeth, weil er wußte, wie viel dasselbe vermöge, den Schwachen zu stärken, und sich auf Gefahren vorzubereiten. —

Zu diesem nahm er auch selber seine Zuflucht, und hielt sich an dieser Stütze um so fester, je bänger und bänger es in seiner Seele wurde. Es muß eine schreckliche Angst und Bangigkeit gewesen seyn, welche er in diesen Augenblicken empfand. Daher konnte er gleichsam an keinem Ort ruhig bleiben, die Angst trieb ihn hin und her, bald von seinen Jüngern zum Gebeth zu Gott, bald von diesem wieder zu jenen. So gern er ihnen nahe war, so unwillkührlich drang es ihn, sich wieder von ihnen zu entfernen, um sie durch seinen Anblick nicht noch bestürzter zu machen, und um seinem Vater all den Jammer zu klagen, der seine Seele niederdrückt. Bald stürzte er nieder auf seine Kniee, — bald beugte er sich mit seinem Angesichte zur Erde hin — lauter Stellungen, welche die Inbrunst seines Gebethes, und sein demüthig — schmachtendes Flehen um Gnade und Erhörung zu erkennen gaben. Aus der Tiefe des beklommensten Herzens, seufzte er: wenn es doch nur möglich wäre, — daß diese Angststunde vorübergienge! — Vater sagte er, mein Va-

ter — Allmächtiger Helfer! befreye mich doch von diesem bittern Leidens — und Todes — Kampf! — Dreymal trug er diese Bitte, Gott mit heissem Gebeth und Flehen vor: dreymal wiederholte er sie in verschiedenen Augenblicken, zwischen welchen er, zu seinen Jüngern, die er über seinen Herzensangelegenheiten nie vergessen hatte, zurückkehrte, gleichsam als ob er bey ihnen Erleichterung suchen wollte. — Aber bey diesen fand er so wenig Trost und Unterstützung, daß sie ihm vielmehr wegen ihrer Schläfrigkeit, bey der auch ihnen bevorstehenden Gefahr, noch bänger machen mußten. Es mußte ihn beynahe reuen, sie mit sich genommen haben, denn sie hatten sich alle, auch der sonst so muntere Petrus dem Schlummer überlassen, oder sie waren vielmehr von demselben aus einer entkräftenden Traurigkeit und Wehmuth übermannt worden, und antworteten Jesu oft ganz irre. Dieß mußte freylich für ihn in in seiner Lage höchst peinlich seyn, indessen hätte er ihnen gewiß gerne den Schlaf gegönnt, wenn er nur nicht um desselben willen für sie doppelte Gefahr befürchtet hätte: aber diese war es eben, welche ihm für sie bange machte. Daher wiederholte er noch einmal die Ermahnung, die er ihnen schon vorher zum Gebeth und zur Wachsamkeit gegeben hatte, und gab insonderheit dem Petrus seine Verwunderung darüber

zu erkennen, daß er es nicht eine einzige Stunde bey ihm schlaflos aushalten könnte. Ach! sagte er, um diese seine Ermahnung wichtig zu machen, — „man kann sich viel vornehmen, und die besten, festesten Entschlüsse haben, aber darum — sind sie noch nicht ausgeführet! Wenn es dazu kommt, unterliegt oft der Starke seiner menschlichen Schwäche!“ Und er fühlte es ja selber, wie bang und gefahrvoll die gegenwärtige Zeit seye, und mußte eben deßwegen noch ungleich besorgter für seine Jünger seyn. —

20.

Fortsetzung des Vorigen.

Schrecklich müssen die Bangigkeiten und Angstqualen gewesen seyn, welche Jesus empfand: — denn sie glichen der fürchterlichsten Todesangst, welche ihm einen solchen Schweis auspreßte, daß derselbe, wie schwere Blutstropfen auf die Erde fiel. Es ist beynahe unmöglich, diesem Auftritt in der Geschichte Jesu ohne die bängsten Mitgefühle und Erwartungen zuzusehen. Je mehr man bey Jesu, so wie man ihn aus seiner Lebensgeschichte kennt, an Beweise und Standhaftigkeit und Geistesgegenwart, die er überall zu erkennen gab, gewohnt ist, je ruhiger und gelassener man ihn noch kurz vorher von seinen

Leiden

Leiden reden hörte, und denselben entgegen gehen sah: desto befremdender ist es, ihn auf einmal von einer so großen Angst und Bangigkeit überwältiget zu sehen, und desto natürlicher ist der Wunsch, sich die Ursache davon erklären zu können Man möchte dem, den man so hochschätzt und hochschätzen muß, wenn man ihn, selbst im heissesten Kampf, dennoch so Gottergeben, und alles dem Willen seines Vaters anheimstellend sieht — wenn man es ihn so demüthig und kindlichfolgsam sagen hört: „Nicht mein, — sondern dein Wille geschehe!" — alsdann möchte man Jesu, durch ein voreiliges Urtheil um so weniger Unrecht thun, man möchte seiner Seelengröße nicht gern zu nahe treten, — man möchte ihn nicht gern zu einem veränderlichen und muthlosen Menschen herabwürdigen: man sehnt sich also um so mehr über die Ursachen einer so unerwarteten Erscheinung nähere Aufschlüße zu erhalten, je weniger man sich dieselbe erklären zu können glaubt. Es werden auch in der Geschichte dieser Seelenleiden Jesu in Gethsemane, sowohl was diese Leiden selbst, als auch insonderheit was die Veranlassung zu denselben anbelangt, immer Lücken übrig bleiben, welche vielleicht nie durch eine hinlängliche und befriedigende Erklärung derselben werden ausgefüllt werden. Indessen würde dieser Auftritt in dem Leben Jesu vielleicht doch etwas mehr an Licht

und

und Begreiflichkeit gewonnen haben, wenn man es über dem Glauben an seine höhere, göttliche Würde nie vergessen hätte, daß er ein Mensch war — wie wir, menschlich fühlte, wie wir, und daß er auch als unser Vorgänger so fühlen sollte und mußte. — In dieser Rücksicht wird uns die Angst Jesu am Oelberge, (deren Ursache er selber zu erkennen giebt, wenn er zu seinem Vater bethet, daß er ihn doch dieses Kelches überheben, das ist, daß er ihn von denjenigen Leiden, welche seinem Geiste so lebhaft vorschwebten, befreyen möchte:) als eine, sey es auch nur entferntere Folge vor einer menschlich natürlichen, und der bevorstehenden Gefahr sich entgegensträubenden Furcht, schon etwas begreiflicher. Jede Gefahr, wenn sie auch nicht unerwartet kommt, wenn man sie auch voraus weiß und voraus sieht, wenn man ihr auch selber entgegen geht, und sich auf dieselbe hinlänglich vorbereitet hat, erschüttert das menschliche Herz. Sie wäre ja sonst nicht Gefahr, wenn wir gleichgültig dabey blieben, und das, was man Muth und Standhaftigkeit nennt, würde nicht Muth und Standhaftigkeit seyn, wenn wir dergleichen Gefühle nicht hätten. Bey solchen Empfindungen von einer gewissen Angst, welche durch eine bevorstehende Gefahr erregt werden, verliert die Seelengröße eines Mannes, in den Augen des Menschenkenners, so wenig, daß sie

vielmehr dadurch gewinnt, wenn wir, dieser bangen Gefühle unerachtet, unsern Muth zu behaupten suchen, und unserm Entschluß — zu leiden und zu dulden, — getreu bleiben. Es ist entweder eine Lüge oder Schwärmerey, oder sonst eine gewisse unnatürliche Stimmung der Seele, — wenn es jemand behaupten wollte, daß ihn keine Gefahr schrecken könnte. — Sollten diejenigen, welche wir als Helden bewundern, freymüthige Bekenntnisse von sich ablegen, sie würden es sagen müssen, daß ihnen öfters in ihrem gefahr- und leidenvollen Leben das Herz gezittert habe. Nichtsdestoweniger würden sie nach dem Urtheil des Menschenkenners doch Helden bleiben, — die zwar menschlich fühlten, deren Geist aber endlich doch über die Schwäche ihrer Natur siegte. Der Mensch bleibt bey aller Seelengröße, die er besitzt, doch ein Mensch, und er wäre es nicht, wenn er nicht menschlich fühlte. — Warum wollen wir also die Seele Jesu über die natürlichsten menschlichen Empfindungen erheben, da er doch Mensch war, und also menschlich fühlte und fühlen sollte, als der, welcher zum mitleidsvollen Helfer und Retter der Menschheit und seines schwachen Brudergeschlechtes auf Erden bestimmt war? Diese Bangigkeiten, welche Jesus wegen seinen bevorstehenden Leiden empfand, dürfen uns auch um so weniger befremden, da er es schon einmal

mal in den ruhigeren Stunden seines Lebens sagte: ich muß mich taufen lassen mit einer Taufe, — und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde! — Jesus sah also bisweilen schon in die Ferne, mit menschlich bangem Blick auf seine Leiden hin, ob er sie gleich aus Großmuth dulden wollte. Aber es ist nicht selten, etwas so ganz anderes, — Leiden in der Ferne und in der Nähe zu sehen. In jenem Falle schweben uns oft noch alle die Gründe lebhaft vor Augen, mit welchen wir uns beruhigen und aufrichten können; aber, wenn es zum Leiden selber kommt, fühlt es der Mensch, daß der Geist willig, — aber das Fleisch schwach sey, und oft verschwindet in solchen Augenblicken alles, womit wir uns sonst zu beruhigen pflegten. Unser Geist fühlt alsdenn mehr als jemals den Druck des Körpers, und wenn wir uns bisweilen eines Trostes erinnern, der uns aufrichten könnte, so fühlen wir doch die Kraft desselben nicht. Es ist bey uns fester Vorsatz zu dulden und zu leiden, — wir sind es überzeugt, die Wege des Herrn sind gut, — wir ringen durch Gebeth und Glauben nach dieser Ueberzeugung, aber in die Tiefe des Herzens hinein kann dieses erquickende Licht nicht dringen. Nacht bedeckt alsdenn unsere Seele, und bey diesem Mangel frohherer Gefühle drückt die Last der Leiden noch schwerer auf uns. Un-

sre Blicke schränken sich in solchen bangen Stunden nur auf unsre Leiden ein, sie vermögen nicht vorwärts zu dringen, wo alles Leid in Freude wird verwandelt werden. Wäre Jesus in diesen angstvollen Augenblicken und in der damaligen Stimmung seiner Seele eines hellen Blickes in die Zukunft, — auf seine zu erwartende Krone und Herrlichkeit, auf den Seegen, welcher sich durch ihn über die Welt verbreiten würde, so fähig wie sonst gewesen; alle seine Angst und Bangigkeit wäre vielleicht auf einmal verschwunden. — Aber solcher lebhafter, beruhigender Empfindungen war er jetzt nicht empfänglich, und auch darum war diese Stunde für ihn so bang, und mußte es seyn, weil er alle die schrecklichen Qualen und Leiden, die ihn betreffen würden, haarklein voraus wußte. Es ist kein Kinderspiel, — zu sterben, am allerwenigsten eines solchen martervollen Todes, wie ihn Jesus sterben mußte. Ein je edlerer, und unschuldigerer, feinfühlenderer Mensch er war, destomehr mußte ihn eine solche Aussicht entsetzen, wo er unter Mörderhände gerathen, und wie ein Mörder und Verbrecher würde behandelt werden. Es ist wahr, die Unschuld kann sich mit einem guten Gewissen trösten, sie kann sich durch die Hoffnung der Vergeltung und ihrer künftig erfolgenden Rechtfertigung aufrichten: aber sie muß Mißhandlungen doch als solche —

fühlen; und sie kann ihre menschlichen Empfindungen bey denselben nicht verläugnen. Und so mußte auch Jesus die ihm bevorstehenden Leiden angstvoll fühlen, ohnerachtet er sich seiner Unschuld bewußt war, und seiner Belohnung gewiß seyn konnte. Doch alles dieses erklärt uns den so schrecklichen Seelenkampf unseres Herrn nach allen seinen Ursachen bey weitem nicht ganz befriedigend, so wie sich derselbe auch nie ganz erklären lassen wird. Wahrscheinlich und beynahe ganz gewiß waren es tausend Empfindungen und Gedanken, welche damals seine Seele durchkreuzten oder vielmehr bestürmten. Und wer mag diese alle errathen und bestimmen? — Fühlte er nicht in diesen Augenblicken als Erlöser ganz die drückende Last der Sünde, und alles das Elend, welches um derselben willen auf der Menschheit lag? Waren nicht, — doch — wer mag die Ursachen alle errathen, welche ihn so unaussprechlich ängsteten? Ohne Zweifel wurde seine Seele von den traurigsten Vorstellungen bestürmt, ohne die Kraft der Beruhigungsgründe gegen dieselbe zu fühlen, er blickte nur in eine Nacht hinein, aus welcher ihm kein erquickendes Licht entgegenstrahlte. Solche Stunden giebt es ja bisweilen in dem Leben des Christen: aber sie dürfen uns nicht irre machen. Nichts thut alsdenn unserem Herzen mehr wohl, als ein Blick auf den, dem es einst auch um

die Seele so bange war, — der auch durch solche Nächte durchwandelte, aber endlich wieder zum Licht des Trostes durchdrang.

21.

Jesus erwartet ruhig seine Feinde.

Die schreckliche Angst, welche Jesus in Gethsemane erduldet hatte, hörte nach und nach auf, und es wurde wieder ruhiger in seiner Seele. Wahrscheinlich trug dazu auch jene himmlische Erscheinung viel bey, von welcher die Geschichte erzählt, ob es gleich nach der von Lucas angegebenen Zeitfolge der erzählten Begebenheiten scheint, als ob er durch dieselbe nur zu neuen Kämpfen gestärkt worden. Dem sey wie ihm wolle, so mußte diese Erscheinung der Seele Jesu gleichsam eine neue Schwungkraft geben. Jener Engel, den er wirklich in einem Lichtglanz sahe, zu einer Zeit, wo alles düster und Freudenleer um ihn her war, mußte ihm den Gedanken in die Seele führen, daß ihn der Vater im Himmel nie verlassen werde! — und gewiß waren es himmlische Tröstungen, welche ihm dieser Geist gab, oder, welche er aus seinem verklärten Angesicht las. — Mit dem letzten Gebeth, in welchem er mit Gott rang, schien in seiner Seele die gewünschte Ruhe und die

nöthige Standhaftigkeit zu der bevorstehenden Gefahr ganz wieder zurückzukehren; er stund auf von der Erde, wo er sich hingekniet hatte, gieng zu seinen Jüngern, fand sie aber wieder im Schlummer. Traurigkeit und Wehmuth hatten sie so geschwächt, daß sie ihrer selbst nicht mehr mächtig waren. Aber jetzt — wär es die höchste Zeit, daß sie sich ermannten, und beynahe wurden Jesu seine fruchtlosen Ermahnungen zur Wachsamkeit, empfindlich Ihr schlaft auch immer! — sagte er, indem er sie aufweckte, und es ist jetzt gar keine Zeit mehr, sich dem Schlummer zu überlassen! ermuntert euch! — In wenigen Augenblicken bin ich ein Gefangener. Der euch Bekannte, und der Welt Unbekannte, wird bald in den Händen der Heiden seyn, und von diesen zum Tod fortgeschleppt werden! — — Man denke sich die Jünger, wie es ihnen bey dieser sie so überraschenden Anzeige, mußte gewesen seyn. — Auf! sagte Jesus, wir wollen uns jetzt auf den Weg machen. Sehet! dort nähert sich schon mein Verräther; aber werdet nicht muthlos, und bethet, daß euch Gott in diesen Augenblicken stärken, und euch Kraft geben möge, mir treu zu bleiben! —

Neunter Abschnitt.

22.

Jesus steht seinen Feinden gegen über, sie getrauen sich nicht, Hand an ihn zu legen.

Matth. 26. v. 47—56. Marc 14. v. 43—52. Luc. 22. v. 47—54. Joh. 18. v. 2—11.

Man kann sich den Schrecken der Jünger nicht groß genug vorstellen: da sie auf einmal bey ihrer Rückkehr aus dem schattigen Garten, in der Nähe des Meyerhofs eine große Volksmenge mit brennenden Lichtern und Fackeln, und blinkenden Waffen erblickten. Ohnerachtet ihnen Jesus die Gefahr, welche ihm in dieser Nacht bevorstehen würde, vorausgesagt hatte, so war es doch beynahe unmöglich, daß sie durch den Anblick von so vielen Soldaten und Gerichtsdienern, welche alle bewaffnet, und mit Keulen und Springstöcken versehen waren, nicht hätten bestürzt werden sollen. Eine solche Erscheinung mußte sie nothwendig nicht nur für ihren Lehrer, sondern auch für

sich selbst das Schlimmste befürchten lassen. Denn nun konnte ihnen kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß man ihn und sie mit ihm gefänglich einziehen wollte. Dieß war auch, in Rücksicht der Person Jesu die Absicht jener von dem jüdischen Senat abgeordneten Mannschaft, deren Anzahl sich immer auf etliche Hundert Mann, diejenigen Vornehmen und Geringen ungerechnet, die Neugierde und Schadenfreude herbeygeführt hatte, — belaufen haben mag: denn es fanden sich unter diesem Zug auch mehrere Personen von der jüdischen Geistlichkeit, die sich ohne Zweifel unter diesen Haufen von Soldaten und Amtsbedienten aus einer gewissen Wollust, ihrer Schadenfreude und Rachsucht ein Opfer gebracht zu sehen, gemischt hatten. Indessen kann es auch seyn, daß sie mit dieser Mannschaft, die theils aus der gewöhnlichen Tempelwache, theils aus einem kleinen Haufen römischer Soldaten bestund, womit jene gewöhnlich an hohen Festen wegen zu befürchtender Unruhen verstärkt wurde, zur Oberaufsicht über die ganze Ausführung des Mordanschlages mitgeschickt wurden, weil man vielleicht dem Judas, als einem Jünger Jesu nicht hinlänglich trauete, oder was davon sonst die Ursachen gewesen seyn mögen. Das Synedrium, oder der hohe Rath vermeynte auch ohne Zweifel, Gründe zu haben, eine verstärkte Macht gegen Jesus aus-

rücken lassen zu müssen. Vielleicht erwarteten sie einen Widerstand nicht sowohl von Jesu und seinen Jüngern selber, (denn mit diesen hätten sie bald fertig werden können), als vielmehr von seinen anderen Anhängern, welche sich bey ihm auf den möglichen Fall einer nöthigen Vertheidigung versammelt haben möchten. Vielleicht glaubten sie, daß sich Jesus verstecken, oder durch diesen oder jenen Ausweg zu entkommen suchen würde, — und daß also eine Vertheilung ihrer Macht nothwendig wäre. Wahrscheinlich waren auch die Feinde Jesu besorgt, es möchte, wenn sie ihn in die Stadt zurückbrächten, ein Lärmen entstehen, und er von seinen Anhängern ihren Händen entrissen werden. Sie wollten ihrer Sache so gewiß seyn, als möglich. — Daher wurde auch ohne Zweifel mit dem Judas eine Abrede genommen, daß er den bewußten sogleich der Wache zu erkennen geben sollte, damit man im Getümmel nicht allenfalls den unrechten, welchen man nicht haben wollte, ergreifen möchte: und dieser Abrede zufolge, nach welcher Judas einen Kuß, den er dem, welchen man greifen sollte, geben wollte, zum Zeichen der Verhaftnehmung bestimmt hatte, waren die Feinde Jesu um so gewißer, ihre Absicht nicht verfehlen zu können. Doch stellte man sich die Ausführung der Sache nicht so leicht vor, als Jesus dieselbe seinen Feinden wirklich machte.

Denn er gieng ihnen, weil er sein Schicksal voraus wußte, und bereit war, sich dem Willen seines Vaters zu unterwerfen, selber auf einige Schritte entgegen. Jedermann erwartet es, daß jetzt Judas, seinem Versprechen gemäß, sich Jesu nähern und ihn durch das Zeichen des Kusses der Wache kennbar machen würde. Aber es scheint, als ob dieser Mann nicht hätte von der Stelle gehen können, — als ob ihn der erste Anblick seines Lehrers betäubt hätte. — Die Wache wußte also nicht, was sie thun sollte, — und war um so betretener, als ihr Jesus auf die Frage, wen sie hier suchten? — und auf ihre Antwort: Jesum aus Nazareth! „sagte: der sey er! — War es der bloße Anblick der Person Jesu, welche durch ihre Erhabenheit den Soldaten eine Ehrfurcht gegen ihn einpflanzte, — oder war es der Nachdruck, mit welchem er sie fragte, und ihnen mit demjenigen Ernst der Würde, Ruhe, Entschlossenheit und Furchtlosigkeit antwortete, welche sie von ihm nimmermehr erwartet hätten, — oder war es sonst irgend etwas, was von seinem Aeußerlichen auf ihr Innerliches wirkte, genug — die Wache hatte nicht nur keinen Muth ihn anzugreifen, sondern sie trat, wie vom Blitz gerührt, zurück, und sank zur Erde nieder. Es ist zwar nichts Ungewöhnliches in der Geschichte, daß durch den Anblick großer, erhabener Menschen, durch

die

die Unschuld, welche aus ihrem Angesicht hervorleuchtete, durch die Würde ihres Betragens, durch ihre freymüthigen Reden, Fragen und Antworten, und durch alles das, was auf ein menschliches Herz Eindruck machen kann, bisweilen selbst rohere Soldaten und erkaufte Bösewichter sind gerührt von ihrem Vorhaben abgeschreckt worden, und in der Geschichte Jesu selber kommt einmal der Fall vor, daß einige Gerichtsbediente, welche abgeordnet waren, ihn zu ergreifen, unverrichteter Sachen, wieder zurückkehrten und sagten, sie hätten dieses unmöglich thun können, weil noch kein Mann durch seinen Vortrag ihr Herz so angegriffen hätte, wie er. Indessen ist das, was uns die Geschichte von den Wirkungen jener Anrede Jesu an die Soldaten erzählt, zu außerordentlich und zu unerwartet, als daß man dem, der durchaus etwas über die Art, wie eine so seltene Erscheinung sich leichter erklären ließe, zu lesen wünscht, etwas anders, als eine Vermuthung geben könnte. Was vielleicht keiner von den Jüngern sahe, weil sie hinter ihrem Herrn stunden, und was sie also auch nicht beschreiben und erzählen konnten, das sahen vielleicht die Gefangennehmer Jesu, — nemlich einen Verklärungsglanz in seinem Angesicht, der ihre Augen blendete, und vor dessen Strahlen sie zurück sanken. Auch sie sollten es, wahrscheinlich nach der Absicht

sicht Jesu hiebey, fühlen, daß sie ihn nimmermehr würden greifen können, wenn er sich ihnen nicht selber gefangen geben wollte. Freylich scheint es, nach dieser Muthmaßung, als ob selbst die beherztesten Soldaten dadurch hätten abgeschreckt werden müssen, ihr Vorhaben auszuführen, welches aber so wenig geschahe, daß sie nicht nur auf eine zweyte Frage Jesu: wen sie hier suchten? — noch einmal sagten: Jesum von Nazareth, sondern daß sie auch bald Hand an ihn legten. Indessen läßt sich auch dieser ihr unerwarteter Muth doch begreiflich machen. So mancher Bösewicht, Lasterhafte, und freche Religionsspötter, wurde schon bey einem heftigen Donnerwetter, durch einen neben ihm niederfahrenden Feuerstrahl, durch eines fürchterlichen Knall des Donners im Innersten erschüttert, sein Herz bebte bey einem unerwarteten, gewaltsamen Erdstoß, und wenn die Gefahr und der erste Schrecken vorüber war, so spottete und lachte er wieder, und suchte alsdenn, um sich selber nicht zu beschämen, destomehr seinen vorigen frechen Muth zu behaupten, ob er sich vielleicht noch kaum von seiner Furcht erholt hatte. Es giebt einen gewissen Muth, der nichts weniger, als wahre Herzhaftigkeit ist, den man aber doch erheuchelt, um nicht für furchtsam angesehen zu werden, und den man nicht selten wider besser Wissen und Gewissen auszuüben

sucht. Gewiß sagt es manchem Soldaten sein Herz, daß er da oder dort menschlicher handeln sollte, — und er greift und haut doch zu, — weil man das, was oft die größte Grausamkeit ist, Tapferkeit nennt, und weil er aus mißverstandenen Begriffen nicht für weichherzig und muthlos angesehen seyn will. Böse Menschen fühlen es oft nur allzulebhaft in ihrem Herzen, daß sie nicht so handeln sollten, wie sie handeln, — ihre innerlichen Gefühle streiten mit ihren Vorsätzen, — der letzte Rest ihrer guten Empfindungen empört sich gleichsam gegen sie selber, sie hören in sich eine Stimme: thue das nicht! — — und sie thun es doch, — sie gehen blindlings vorwärts, und treten den letzten Funken ihres Gewissens nieder, weil sie ihre Ehre mehr bey Menschen, als bey Gott suchen, weil sie sich eines zurückgenommenen Entschlusses, einer unausgeführten That, wozu sie sich anheischig machen ließen, aus Menschenscheue, Ehrgeiz, Furcht und mißverstandenen Begriffen von Muth, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit in seinen Versprechungen, und Berufspflicht schämen. Insonderheit ist es auch diese Letzte, durch welche gewisse Menschen wähnen, sich zu allen Ungerechtigkeiten, trotz dem Widerspruch ihres Gewissens und ihrer Gefühle, gebrauchen lassen zu müssen. Und dieß war vielleicht auch der Fall bey denjenigen Soldaten, welche Je-

sum

sum gefangen nahmen. Doch müssen wir diese nie als eigentliche Feinde Jesu ansehen, — ob sie uns gleich in Rücksicht jenes Entsetzens, welches sie durchschauert, und welches ihnen gewiß zu verschiedenen Gedanken Veranlassung gegeben hatte, ein Beweis sind, wie geschwind selbst die kräftigsten Eindrücke auf unser Herz verloren gehen können.

23.

Judas verrätherischer Kuß.

Der wahre Freund ist, selbst in der größten Gefahr, immer mehr für seine Freunde, als für sich selbst besorgt. — Wenn er nur diese retten kann, — so ist sein Herz beruhiget, und er scheuet keine Gefahr und keinen Tod, wenn er nur die Geliebten seiner Seele in Sicherheit weiß. Um dieser Ursache willen gab sich ohne Zweifel auch Jesus seinen Feinden sogleich zu erkennen, und machte es bey der furchtlosen Versicherung, daß er derjenige sey, welchen sie suchten, gleichsam zur Bedingung, daß sie seinen Jüngern einen freyen Abzug vergönnen sollten! Diese Forderung konnte er auch, mit desto größerem Recht an sie thun, weil sie nach ihrem eigenen Geständniß, nur den Auftrag hatten, den Jesus von Nazareth gefänglich einzuziehen.

ziehen. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß Jesus für seine Jünger, weil vielleicht mancher Soldat und Gerichtsdiener auf dieselbe den Blick gerichtet hatte, wirklich Gefahr befürchtete; er suchte sie also um so mehr in seinen Schutz zu nehmen, und ihnen Sicherheit zu verschaffen, je ängstlicher er ihretwillen in einer so gefahrvollen Lage war, und je näher es seinem zärtlich fühlenden Herzen gieng, einen, seiner ihm von Gott geschenkten Freunde, die so viel Liebe zu ihm, so viel Sinn für ihn und seine Würde hatten, zu verlieren. Gewiß schätzte auch nie ein Mensch den Werth eines Freundes so hoch, als ihn Jesus zu schätzen wußte. — Ihm war er eines der schätzbarsten Geschenke Gottes, und um destomehr hielt er sich verpflichtet, für die Sicherheit, für das Leben, für die Ruhe, für das äußerliche und innerliche, zeitliche und ewige Wohl desselben zu sorgen, wie für sein eigenes. Je mehr er seine Freunde in diejenige Verbindung mit ihm zu ziehen wußte, deren Absicht nur eine war, — Wahrheit, Tugend, Reinheit, Gottesverherrlichung, Menschenwohl — zu befördern: — desto mehr war es ihm darum zu thun, daß sie ihm nicht treulos werden möchten, destomehr kam er ihrer Schwachheit, da, wo er Gefahr befürchtete, — zu Hülfe, — desto inniger, inbrünstiger bath er zu seinem Vater, für sie, daß

er

er dieselben in der Verbindung mit ihm erhalten wolle. Gewiß hat es nie einen so zärtlichen, aufrichtigen, redlichen, wohlmeinenden Freund gegeben, wie Jesus, und doch — hatte er an dem Judas, den treulosesten Freund, den vielleicht je ein Mensch gehabt hat. Denn eben dieser war es, der sich jetzt von der Seite hervorschlich, und seinen Lehrer, unter dem Scheine der Freundschaft, und eines brüderlichen Kusses und Grußes den Feinden desselben in die Hände lieferte. Es läßt sich kaum denken, daß Judas dieses mit derjenigen Gleichgültigkeit gethan habe, mit welcher versunkene Bösewichter auch die abscheulichsten Thaten auszuüben im Stande sind: und ohne Zweifel war es ein schwerer Kampf, den er damals mit sich selber zu kämpfen hatte. Sein Herz sagte ihm gewiß in diesen Augenblicken, daß er ein Niederträchtiger sey; er konnte sich unmöglich das Schändliche seiner That wegläugnen, er wäre vielleicht lieber zurück — als vorwärts getreten, — seine Zunge stammelte — seine Lippen erblaßten vielleicht auf dem Munde seines Lehrers, er getraute sich wahrscheinlich nicht, ihm ins Gesicht zu blicken, und gesetzt auch, daß er seine Rolle so gut spielte, als möglich, so mußte er sich dabey gewiß die größte Gewalt anthun: er mußte jeden Augenblick die beschämendste Entdeckung seiner schwarzen Seele befürchten. Und doch — führte er

sein Vorhaben aus. — — Es ist beynahe unmöglich, diese Geschichte zu lesen, ohne sich im Innersten gegen denjenigen empört zu fühlen, der einer solchen niederträchtigen That — einer solchen verabscheuungswürdigen Falschheit fähig war. Schon der Vorsatz des Judas verdient Abscheu und Verachtung, aber in einem noch häßlicheren Licht erscheint uns dieser Mann, wenn wir ihn unter der Maske der Freundschaft sich Jesu nähern, und ihm, zum Zeichen des Angriffs, einen Kuß geben sehen. Bey diesem Anblick möchte der Redliche weinen, — und jeder möchte die Hand ausstrecken, um den Treulosen zurückzustoßen, welcher das heiligste Siegel der Liebe, Freundschaft und Treue so schändlich entweyhete, welcher Kuß und Gruß, und den ehrfurchtsvollesten Namen eines Lehrers und Freundes zu der niederträchtigsten Absicht mißbrauchte. — Auch Judas selber, mußte es, so wie jeder Falsche, fühlen, daß er ein schändlicher Mensch sey, und gewiß schlug sein Herz bänger, als er Jesum umarmte; — aber — er hatte einmal das Versprechen von sich gegeben, seinen Lehrer zu verrathen; er hatte mit andern ein Bündniß gemacht, Böses zu thun, er fürchtete, im Fall eines zurückgenommenen Versprechens, ihre Rache und Verfolgung, die freylich unvermeidlich gewesen wäre; er hatte schon öfters wider Gefühl und Gewissen gehan-

handelt, und so wurde er, nach vielen vorhergegangenen Treulosigkeiten und Falschheiten endlich der größten fähig. Auch unserm Herrn mußte die Untreue und Falschheit seines Jüngers weh thun: denn er hatte das feinfühlendste Herz, und wer es weiß, wie tief jede Falschheit, insonderheit von einem Freunde, kränkt, der kann es sich vorstellen, daß Jesus durch den Anblick und den Kuß des Judas, einen schmerzlichen Dolchstich empfunden. Und doch hören wir aus seinem Munde keinen bittern Vorwurf, — kein Drohwort, — er sagte weiter nichts zu ihm, als: Freund! — Du bist auch hier? Und dieß sagte er ohne Zweifel noch, ehe ihm Judas den Kuß gab, er ließ sich auch von ihm willig küssen und umarmen: aber jetzt, — sahe er ihm tiefer und ernsthafter ins Angesicht, und sprach es, in einem Ton, und mit einer Rührung, die dem Verräther ins Herz gehen mußte: Judas! mein Jünger! wie ists möglich, daß du an mir den du doch besser kanntest, zum Verräther werden konntest? — Und zwar auf eine so falsche Art? — Als Freund kommst du zu mir, als Feind handelst du. — Wenig Worte waren es, die Jesus zu dem Falschen sagte, aber jedes hatte ein Centnergewicht, welches schwer auf seine Seele fallen mußte. Schon der Freundes-Name, mit welchem ihn sein Lehrer angeredet hatte, und mit welchen er ihn an die ehemalige Freundschaft erinnern wollte,

te, muß den Treulosen tief zu seiner Beschämung getroffen haben. Und gewiß sprach Jesus denselben, so wie den Namen Juda! — in einem solchen Tone und mit solchem Nachdruck aus, daß in dem Herzen seines Jüngers ähnliche Wirkungen und Empfindungen hervorgebracht werden mußten, wie diejenige sind, welche in uns erregt werden, wenn es uns jemand durch eine bedeutungsvolle Nennung unseres Namens zu verstehen geben will, „ob wir Der noch seyen, der wir sonst waren? — Alles, was Jesus sagte, jedes einzelne Wort: — Du? Mein Freund und Jünger? — ein Verräther? durch das Siegel der Liebe und Hochachtung? an mir, den du doch besser kennen solltest? — alles hatte einen herzerschütternden Nachdruck, den gewiß auch Judas fühlte. — Aber jetzt war es zu spät. — Denn in diesem Augenblick drang die Wache auf Jesum los, und bemächtigte sich seiner Person.

24.

Jesus läßt sich gefangen nehmen.

Bisher waren die Jünger noch immer unthätige und furchtsame Zuschauer, dessen, was vorgieng. Allein, je ernsthafter und gefahrvoller die Auftritte wurden, welche vorfielen, desto

mehr

mehr schien auch in ihnen ein gewisser Muth aufgeweckt zu werden, der bisweilen durch den Trieb des Ehrgeizes, oder durch eine leidenschaftliche Wallung des Geblütes, selbst den Furchtsamen beseelt, der es aber, bey aller Hitze, mit welcher er anfangt, nie lange aushält Nicht selten gränzt auch ein solcher Muth bey dergleichen Personen an wirkliche Verwegenheit und Unbesonnenheit hin, welche keiner Ueberlegung fähig ist, und welche sich und andere, ohne etwas auszurichten, in noch größere Gefahr stürzt. Und dieß war auch der Fall bey den Jüngern Jesu. Der Eifer ihrer Freundschaft für ihn, welcher ohne Zweifel durch die Erinnerung dessen, was sie ihm versprochen hatten, noch mehr verstärkt wurde, und eine gewisse auffliegende Hitze, die sich ihrer bemeisterte, da sie sahen, wie man ihren Lehrer, gleich einem Missethäter binden und fortschleppen wollte, ließ es sie, in diesem Augenblick, vergessen, mit welch einer Uebermacht sie es zu thun hätten, und wie fruchtlos ihre Vertheidigung seyn würde. Es war die größte Thorheit, deren Folgen sie nicht überlegten, sich einer solchen Menge zur Gegenwehr setzen zu wollen: gleichwohl fragten sie ihren Lehrer, ob sie dieß thun sollten? Im Grunde aber war diese Frage vielleicht nichts anders, als ein Beweis, den sie ihm von ihrer Herzhaftigkeit und Entschlossenheit geben wollten, oder in Rücksicht der

Furchtsamen, ein stillschweigender Wunsch, das Gegentheil zu hören. Doch — diese letzte Vermuthung findet am allerwenigsten bey Petrus statt, denn, ehe sich Jesus noch über jene Frage der Jünger erklärt hatte, und erklären konnte, hatte er schon sein Schwert gezogen, und mit demselben nach einem hohenpriesterlichen Bedienten Namens Malchus gehauen. Wahrscheinlich war es dieser Mensch, welcher vor andern mit Ungestümm auf Jesum los gieng, oder welcher vielleicht auch selbst an den Petrus seine Hand legen wollte. Genug, — dieser setzte sich zur Gegenwehr, und wollte ihm einen Streich auf den Kopf beybringen, der aber nur das Ohr verwundete. Indessen läßt es sich leicht vermuthen, daß durch eine solche Gewaltthätigkeit die Feinde Jesu noch mehr erbittert werden mußten, und wahrscheinlich würde es nicht nur in diesem Augenblicke blutige Auftritte gegeben haben, sondern man würde auch Jesus in der Folge wegen seinen Jüngern zur Verantwortung gezogen haben, wenn er nicht sogleich über diesen Schritt sein Mißfallen auf eine solche Art bezeugt hätte, daß es seine Feinde merken mußten, wie unangenehm ihm dieser Vorfall sey, und daß eine solche Art zu handeln, durchaus seinen Absichten und seinem Willen widerspräche. Daher rief er sogleich seinen Jüngern, die wahrscheinlich auch Bewegun-

gen

gen zu einer Gegenwehr machen wollten, zu: zurück! — noch ernsthafter sagte er es zu Petrus, „in die Scheide mit deinem Schwert! — wer sich Gewaltthätigkeiten erlaubt, und Blut vergießt, dessen Blut wird wieder fließen. Und gewiß war es nicht bloßer Schein, was Jesus von Nichtvertheidigung, von Ansichhaltung und Mäßigung der Hitze seiner Jünger, gesagt hatte: denn ihm war jeder Tropfen Menschenbluts theuer, — um seinetwillen sollte kein Mensch Schaden leiden, und darum heilte er auch den von seinen Jüngern verwundeten Maichus auf der Stelle. Was diese eben so großmüthige als wundervolle That, für einen Eindruck machte, weiß man nicht; man kann sich auch von demselben bey solchen Menschen, mit welchen Jesus umgeben war, keine solche Wirkung versprechen, welche einen vortheilhaften Einfluß auf sie zur Beförderung desjenigen Sinnes gehabt hätte, durch welchen sie ihm, als Einem, der mehr als Mensch war, der wie ein Gott handelte, hätten näher gebracht werden können. Aber — wissen sollten sie es doch, — daß sie seiner nimmermehr mächtig seyn würden, wenn er sich ihnen nicht selbst übergäbe. — Darum sprach er zu dem Petrus, es ist mir gar nicht um Vertheidigung und Rettung zu thun, aus den Händen meiner Feinde; wenn ich das wollte, so dürfte ich nur

um himmlischen Schutz bitten, und glaubst du nicht, daß mir tausend und aber tausend Engel zu meiner und euerer Bedeckung zu Hülfe eilten? — doch fuhr er fort, es ist ja meine Bestimmung, daß ich dieses leide. — Soll ich mir das nicht gefallen lassen, was ich nach dem Willen meines Vaters dulden soll? — — Was mir begegnet und begegnen wird, geschieht nicht von ungefähr. Alles geht seinen, durch die Hand der Vorsehung bezeichneten und in den heiligen Büchern vorausbestimmten Gang. Und diese feste Ueberzeugung war es auch, welche Jesu diesen Muth, diese Entschlossenheit und Bereitwilligkeit zu dulden gab, und an welcher es keinem Menschen fehlen kann, der sich angewöhnt hat, alles was geschieht, und was ihm auf seinem Pilgerpfad durch das Thal dieses Lebens begegnet, mit dem Auge des Glaubens an eine Vorsehung zu betrachten, ohne deren Willen und Wissen keine einzige Thräne quillt, und kein Haar unserm Haupte entfällt. Ein solcher Blick, mit welchem wir alle unsere Schicksale betrachten, macht uns, selbst, auf dem dornichtsten Wege, den wir wandeln müssen, um so muthiger und gelassener, je unerschütterlicher unsere Ueberzeugung ist, daß Gott die ewige Liebe und Wahrheit seye, und daß am Ende über dem dunklen Pfad, den wir wandeln müssen, ein heller Tag aufgehen wird,

in

in dessen Strahlen wir unsere Thränen abwischen, und uns der guten gesegneten Wirkungen, welche unsere Leiden für uns und andere hatten, freuen werden. Oft scheint es freylich, als ob unser Schicksal ganz Menschen überlassen wäre, — als ob diese mit uns anfangen dürften, was sie wollten. So schien auch Jesus ganz seinen Feinden und ihrer Gewalt überlassen zu seyn, und sie behandelten ihn nicht anders, als den strafwürdigsten Missethäter. Daher sagte er auch zu ihnen; es hätte das Ansehen, als ob sie ausgegangen wären, einen Mörder in Verhaft nehmen zu wollen, gegen den man sich mit Schwertern und Spießen bewaffnet. Und wirklich hätte man gegen den gefährlichsten Böswicht keine nachdrücklichern Anstalten zu seiner Verhaftnehmung machen können. Und doch war außer dem Privathaß der jüdischen Geistlichkeit keine Ursache da, Jesum für einen gefährlichen strafwürdigen Mann zu halten, dessen Person man sich, insonderheit auf eine solche Art, bemächtigen mußte. Daher gab er auch den Oberpriestern und Anführern der Tempelwache, so wie den andern Mitgliedern des Senats, welche ohne Zweifel bey seiner Gefangennehmung die Hauptrolle spielten, seine Verwunderung über diese Gewaltthätigkeit, zu erkennen. Wie oft, sagte er, hättet ihr Gelegenheit gehabt, mich in dem Tempel, wo ich neben euch

saß und lehrte, greifen zu lassen? Aber, nicht wahr, damals wagtet ihr es nicht? — damals durftet ihr es auch nicht wagen, weil euch mein Leben noch nicht in eure Hände gegeben war. Jetzt wurde endlich euer Wunsch erfüllt. Die Nachtstunde begünstigte euer schwarzes Vorhaben. Doch würde euch eure Bosheit nimmermehr gelungen seyn, wenn mein Schicksal nicht längst vorher so bestimmt, und vorausverkündiget worden wäre! — Wahrscheinlich machte man jetzt Anstalten, Jesum zu binden und fortzuführen. Vielleicht faßte auch die Wache manchen von seinen Jüngern ins Auge, und fragte, ob man diese auch mitnehmen sollte, welches um so weniger unwahrscheinlich ist, weil sie einen Widerstand leisten wollten, und weil Petrus wirklich Gewalt gebraucht hatte. Allein dieses alles versetzte sie in einen solchen Schrecken, daß sie sämtlich die Flucht nahmen, und sich auseinander zerstreueten. So sahe sich also Jesus von allen seinen Freunden, die ihm so viel versprochen hatten, verlassen; — und doch war es ihm vielleicht, in gewissen Rücksichten lieb, daß sie durch ihre schreckenvolle Flucht abgehalten wurden, ihn zu begleiten. Denn, aller Wahrscheinlichkeit nach, würde man sie nicht aus dem Auge gelassen, und zuletzt vielleicht auch an sie Hand gelegt haben. Dieß läßt sich um so eher vermuthen, weil die Soldaten

daten wirklich nach einem Jüngling, den sie ohne Zweifel für einen Anhänger Jesu hielten, ohnerachtet ihn vielleicht nur die Neugierde aus seinem Schlafzimmer gelockt hatte, greifen wollten, und der sich nur mit Zurücklassung seines Bettanzuges, bey welchem man ihn faßte, nothdürftig retten konnte.

Zehnter Abschnitt.

25.

Jesus wird nach Jerusalem geführt, und dem Caiphas vorgestellt.

Matth. 26, 57. 58. 69—75. Marc 14, 53. 54. 66—72. Luc. 22, 54—62. Joh. 18, 13—27.

So wurde also Jesus jetzt, wie der gefährlichste und verdächtigste Mensch, — gefesselt, — von der römischen Wache, und unter der Bedeckung jüdischer Gerichtsdiener nach der Stadt geführt. Willig und ohne Widerstand folgte er seinen Feinden, ob ihm gleich dieser Gang unstreitig sehr sauer wurde! Jeder, der es erfah-

ren hat, weiß es, daß es keine peinlichere Plage geben kann, als unter boshaften, rohen, gefühllosen Menschen zu seyn, die sich unseres Unfalles freuen, und wahrscheinlich mußte Jesus auch auf dieser Seite, von seinen Feinden, die gleichsam im Triumph mit ihm daherzogen, und ihn ihre hämische Freude darüber fühlen liessen, daß sie ihn nun in ihren Händen hätten, — viel leiden. Manche traurige Gedanken mögen Jesu auf diesem Wege durch die Seele gegangen seyn, wo wohl jetzt seine Jünger seyn, und wie es ihnen gehen möchte? Wie unaussprechlich seine gute Mutter sich betrüben, und wie nahe es seinen Freunden gehen würde! — Was diese sagen, denken — fühlen würden, — wenn sie sein Schicksal erführen. Denn je fühlender unser Herz ist, je liebevoller und freundschaftlicher wir denken, desto gewöhnlicher ist es, daß wir in solchen Fällen mehr für unsere Freunde und Geliebten, als für uns selbst besorgt sind. Ohne Zweifel floß ihm auch eine bittere, aber unbemerkte Thräne vom Auge, als er Jerusalem, der Stadt seines Gottes, deren Einwohner ihre Hände bald mit seinem Blute beflecken würden, nahe kam, und man kann sich seinen Eintritt in dieselbe nicht ohne Wehmuth denken. Der Weg, den er zu dem Pallast des Caiphas geführt werden sollte, brachte ihn an dem Hause des Hannas vorbey, welcher des damaligen

Ober-

Oberpriesters Schwiegervater war. Und daselbst hielt der Zug ein wenig inne. An ein Verhör, welches hier angestellt worden wäre, läßt sich kaum denken, theils weil Hannas nicht mehr regierender Hoherpriester war, theils weil sich die meisten Mitglieder des Senates, und der vornehmen Priesterschaft bereits in dem Hause des Caiphas versammelt hatten. Wahrscheinlich hatte sich es Hannas von seinem Tochtermann ausgebethen, daß er ihm doch, sobald als möglich, Nachricht geben möchte, wie die Sache mit der Verhaftnehmung Jesu abgelaufen; oder dieser glaubte sich jenen um so mehr verbindlich zu machen, wenn er ihm den gefangenen Jesus wirklich vorführen ließ. Es war also vielleicht schon ein Befehl unter das Thor vorausgeschickt, daß man den Nazarener vor der Wohnung des Hannas vorbeyführen, und diesen selber einen Augenzeugen seyn lassen sollte, wie glücklich alles abgelaufen sey. Dem seye, wie ihm wolle, so ist bey dieser Erzählung eine gewisse Schadenfreude unverkennbar, welche diese beyden Männer über die Verhaftnehmung Jesu empfunden, und welche uns den nachtheiligsten Blick in ihr Herz werfen läßt. Denn eben dieses Vergnügen, welches der Oberpriester seinem Schwiegervater zu verschaffen glaubte, wenn er ihm den gebundenen Jesus vorzeigen ließ, so wie die Begierde, mit welcher Hannas den

Erfolg

Erfolg der Sache bis in die späte Nacht hinein, mit Aufopferung der für einen Greisen so nöthigen Ruhe und des Schlafes, abwarten wollte, geben uns ihre Gesinnungen gegen Jesum nur allzudeutlich zu erkennen. Es war ein gemeinschaftliches Interesse, welches sie an dem Untergang Jesu nahmen, eine gemeinschaftliche Freude, welche sie miteinander darüber empfanden, daß alles so ganz nach ihren Wünschen, und beynahe wider ihre Erwartungen ausgefallen sey. Aber eben diese Freude ist es, welche uns diese Männer um so verächtlicher macht, je ausgemachter es ist, daß sich nur Menschen von einem sehr schlechten Herzen über den Unfall eines andern freuen können, und daß derjenige von dem Herzen eines andern keine gute Begriffe haben könne, der ihm durch den Anblick von Unglücklichen, oder durch dergleichen Erzählungen ein Vergnügen machen zu können, vermeynt. Auch an der Freude kann man einen Menschen kennen lernen. — Wer sich des Guten, Edlen, Schönen freut, ist gewiß kein böser, so wie derjenige, der sich des Bösen freut, kein guter Mensch ist. Selbst der Untergang des Lasterhaften, des Bösewichts, des Unterdrückers, des Ruhestörers ist dem edeldenkenden Menschen nie ein Gegenstand der Freude. Wer über den Unfall eines andern frolocken und triumphiren kann, der verläugnet dasjenige Mit-

leiden

leiden, welches wir jedem Unglücklichen, und auch dem Selbstverschuldetsten schuldig sind. Aber sich freuen — einer gelungenen Bosheit und List zur Unterdrückung eines andern, der uns im Wege stund, weil er besser und edler dachte, wie wir — das ist die wahre Freude der Hölle. — Und von dieser Freude war in dem Pallast des Caiphas gewiß alles beseelt, da man auf einmal, von der Ferne her, den in der Stille der Nacht, rauschenden und wiederhallenden Fußtritt der Schaar, welche Jesum gefangen hielt, hörte. Und — wie sie ihn selber erblickten, gebunden und wehrlos — und nun — ihrer Gewalt und ihrem Gericht übergeben, — welch ein heimliches oder öffentliches Frolocken mag dieß gewesen seyn! — Und doch waren sie jetzt vielleicht seinetwegen in Verlegenheit, insonderheit wegen dem Volk, von welchem sie, wenn dieser Vorfall demselben kund würde, alles zu befürchten hatten. Es wurde also beschlossen, diese Nacht noch, über ihn Gericht zu halten, und es in diesem Proceß wenigstens so weit zu bringen, daß den folgenden Tag nur die Klagpunkte aufgesetzt uud dem römischen Prätor, mit der Ueberlieferung der Person Jesu, durften übergeben werden, denn alsdann glaubten sie, nicht nur von dem Volke nichts befürchten zu dürfen, sondern auch ihren Zweck desto eher erreichen zu können. An die Rechtmäßig-

keit oder Unrechtmäßigkeit der Verurtheilung Jesu dachte man nicht, denn diese war schon, ehe noch Gericht gehalten wurde, voraus beschlossen, und was gegen dieselbe allenfalls noch von den Besserdenkenden und Klügern hätte eingewendet werden können, das wurde durch den politischen Machtspruch des boshaftlistigen Caiphas, „lieber opfert man Einen auf, als daß „man eine ganze Nation in Gefahr „setzt:„ umgestossen. Ob sich dieser Grundsatz des Caiphas, welchen er schon einige Tage vorher im Rath geäußert hatte, und durch welchen er beweisen wollte, daß die Römer durch die Anhänglichkeit des Volks an Jesus als an einen Meßias, oder König — auf einen Verdacht von Rebellion könnten gebracht werden, der schädliche Folgen haben möchte — ob dieser Grundsatz des Hohenpriesters wirklich seine Ueberzeugung gewesen, das läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen: Genug, er wußte durch denselben das Volk und diejenigen, welche ihn nicht kannten, und welche zu denken und zu prüfen gewohnt waren, zu blenden; er verstund die Kunst der Weisen dieser Welt, unter der vorgegebenen Sorgfalt für das öffentliche Wohl seinen Privatabsichten zu verbergen, und seinen Leidenschaften, die hier gewiß mehr, als Vaterland und Mitbürger im Spiele waren, einen blendenden Anstrich zu geben. Im Grunde aber war

diese

diese aufgestellte Meynung nichts anders, als das Werk einer sogenannten Politik, die im erborgten Strahlenglanz der Weisheit prangt, durch welche man andere zu blenden sucht, und sich blenden läßt, — und welche oft nichts weniger, als Volkswohl — — sondern nur Privatinteresse, geheime Absichten, und bisweilen auch die schlechtesten Zwecke zum Grunde hat.

26.

Petrus, welcher seinem gefangenen Lehrer bis in den Pallast des Caiphas nachgefolgt war, kommt in eine große Verlegenheit.

Indem sich vielleicht mancher Leser dieser Geschichte die Jünger Jesu, welche bey der Gefangennehmung ihres Lehrers, alle die Flucht ergriffen hatten, weit weg denkt, so erblickt er auf einmal den Petrus wieder, und zwar in dem Pallast des Oberpriesters selber. Er war es, der sich am geschwindesten von seinem ersten Schrecken wieder erholt, der neuen Muth gefaßt hatte, und Jesu — doch nur in der Ferne, bis in die Stadt nachgefolgt war. Die Geschichte erzählt auch noch von einem andern Jünger, mit dem Petrus gegangen wäre, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Es läßt sich also auch nicht bestimmen, wer derselbe gewe-

sen seye. Vielleicht war es gar keiner aus der Zahl der Zwölfen, sondern nur überhaupt ein Freund und Anhänger Jesu. Vielleicht war es aber auch Judas Ischariot, und diese Muthmaßung ist nicht ganz unwahrscheinlich, wenn wir auf das Rücksicht nehmen, was von jenem Jünger erzählt wird; daß er nämlich in dem Hause des Oberpriesters bekannt gewesen. Dieß war zwar auch bey den andern Jüngern ein möglicher Fall: allein diese Bekanntschaft, um derentwillen der ungenannte Jünger sogleich in den Pallast eingelassen wurde, scheint von der Art gewesen zu seyn, nach welcher man ihn nicht nur für keinen Freund Jesu hielt, sondern auch von dem Gegentheil überzeugt seyn zu können glaubte. Und dieses alles läßt sich bey dem Judas weit eher vorausetzen, als bey irgend einem andern Jünger und Freund Jesu. Wahrscheinlich war es in dem Hause des Caiphas, wo er sich den Feinden seines Lehrers als Verräther desselben angebothen hatte, und in welchem er, vielleicht schon an der Pforte, der Thürhüterinn die Absichten seiner Ankunft entdeckt hatte. Wenigstens läßt es sich begreiflich machen, wie man ihm sogleich ohne Bedenken die Thüre öffnen, und auf seine Fürsprache, auch dem Petrus Eingang verschaffen konnte. — Nur dieß Einzige scheint mit dieser Muthmaßung noch zu streiten, wie Petrus mit dem Judas so

ver=

vertraut werden konnte, ohne von seiner Falschheit gegen Jesum, auch für sich selber, das Schlimmste zu befürchten. Indessen kann es auch seyn, daß Judas damals gegen den Petrus schon wieder bessere Gesinnungen geäußert, daß er den Schritt, welchen er gethan hatte, bereuet, daß er ihm den Erfolg desselben weniger gefährlich vorgestellt, und ihn ermuntert hat, mit ihm zu gehen, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde. Doch, wie gesagt, es ist dieß immer nur eine Muthmaßung; gewöhnlich wird Johannes dafür gehalten, der treueste, vertrauteste Freund Jesu. Dem sey nun, wie ihm wolle, so erreichte Petrus, nicht nur seine Absicht nicht, um derentwillen er in den Pallast zu kommen gewünscht hatte, nämlich den Gang, den diese Sache nehmen würde, zu beobachten; sondern er kam auch in die größte Verlegenheit: denn so wie er in den innern Hof des Hauses trat, war alles helle von dem Schein eines Wachtfeuers, welches die Soldaten und Gerichtsdiener wegen dem Nachtfrost angezündet hatten, und um welches sie herumgelagert waren, sich zu erwärmen. Der durch diesen Anblick schüchtern gemachte Petrus verlohr in diesem Augenblick den andern Jünger, welcher ihm ohne Zweifel vorangieng, aus dem Gesicht, und weil er entweder den Weg nach dem Gerichts-Zimmer nicht wußte, oder weil er es nicht

wagte, vor der Wache vorbey zu gehen, indem er vielleicht fürchtete, gefragt zu werden, wo er hin wollte? — so blieb er zurück und stellte sich neben den Soldaten an das Feuer hin, als ob er sich wärmen wollte. Wahrscheinlich aber sprach er selber nichts, sondern horchte nur zu, um zu hören, was die andern von seinem Lehrer sagten, und was er für denselben zu fürchten, oder zu hoffen hätte, oder er ließ nur hie und da ein Wort, eine Rede und Frage mit einfließen. Genug, sein Reden und Schweigen schien eine gewiße Aufmerksamkeit auf ihn zu erregen, welcher der Furchtsame in beyden Fällen selten entgeht. Denn in diesem Fall, wirft man in Rücksicht solcher Gespräche, an welchen andere mit allem Interesse Theil nehmen, wenn er schweigt, den Verdacht auf ihn, daß er einer andern Meynung sey, und daß er sich nicht zu reden getraue, weil er andern nicht widersprechen wolle: und in jenem Fall verräth sich der Aengstliche und Furchtsame nicht selten selber durch gewisse Fragen, Antworten, die durch ihren Ton, in welchen sie vorgetragen werden, durch das Abgerissene, Unerwartete derselben, durch eine nicht zu verbergende Befremdung, Verwunderung, Bestürzung über den Reden anderer, für den Beobachter auffallend seyn müssen, insonderheit in solchen Gesellschaften, wo gleichsam alles in einen Ton einstimmt.

stimmt. Mit diesem Blick wurde vielleicht auch Petrus von der Pförtnerinn in dem Hause des Hohenpriesters am Feuer betrachtet. Der Mann schien ihr eher ein Freund als ein Feind des Galiläers zu seyn. Vielleicht wußte sie es auch nicht mehr, daß er der nämliche sey, den sie selber auf die Fürsprache des Judas, oder wer immer dieser, welcher dem Petrus den Zutritt in dieses Haus verschaffte, gewesen seyn mag, in das Haus hereingelassen habe, oder es wollte sie wieder gereuen, daß sie dieses gethan hätte, oder sie wollte nur eine Probe machen, ob Petrus erschrecken würde, wenn sie ihm ihren Verdacht gegen ihn zu erkennen geben würde. Genug, sie sagte zu ihm, du bist gewiß auch Einer aus der Galiläer Gesellschaft, und ein Schüler Jesu? — Und dieß sagte sie vor allen Soldaten und Gerichtsdienern, man kann sich also die Verlegenheit denken, in welcher sich Petrus befand, und um so mehr befinden mußte, je unerwarteter ihm diese Rede war. In diesem Fall nimmt der Schüchterne, der einen gegründeten Argwohn oder eine Beschuldigung von sich ablehnen will, gewöhnlich zu einer Lüge, oder zu einer Versicherung des Gegentheils seine Zuflucht, welcher er um so mehr Nachdruck zu geben glaubt, je dreister und ernstlicher er das Gegentheil behauptet, und je weniger er alles das, wovon die Rede ist, zu verstehen

scheinen will. Dieß that auch Petrus, er widersprach nicht nur der Pförtnerinn im Angesichte aller, und läugnete es durchaus weg, daß er ein Jünger Jesu sey, sondern er gab auch vor, diesen Mann nicht einmal zu kennen, und stellte sich, als ob ihm das die unbegreiflichsten Dinge wären, von welchen diese Weibsperson gesprochen hatte. Er konnte es, nach seiner Versicherung, nicht einsehen, wie sie auf solche Gedanken, daß er — zu der galiläischen Gesellschaft gehöre, kommen könnte. Und doch mußte ihm sein Herz sagen, daß jene Pförtnerinn die Wahrheit gesagt habe, er schämte sich auch in demselben gewiß der Jüngerschaft Jesu nicht, es that ihm ohne Zweifel selber wehe, wider seine Ueberzeugung reden zu müssen: aber, — die Furcht. — — — Man denke sich ganz in die Lage des Petrus hinein, — und ehe man ihn richtet, frage sich ein jeder Leser selbst, was er würde gethan haben? — Uebrigens ist es unläugbar, daß Petrus fehlte, — und daß ihm in der Folge diese Untreue an seinem Herrn, oft schwer auf dem Herzen liegen mußte. Die Fehler anderer dienen uns zur Warnung, nicht zur Entschuldigung. Je mehr ein Mensch seine Fehler und Verirrungen zu entschuldigen sucht, desto leichtsinniger ist er, desto weniger kennt er sich selber. Gegen sich selber streng — und gegen andere nachsichtsvoll und billig seyn, um

nicht über uns selber bey ähnlichen Fehltritten ein Urtheil aussprechen zu müssen, — das ist die Pflicht der Weisheit und Liebe.

27.

Erstes Verhör Jesu vor dem Hohenprie-ster Caiphas, oder eine unnöthige Frage, und eine treffende Antwort.

Kein Mensch will gerechter seyn, als der ungerechteste, und in keinem Gericht giebt man sich öft mehr den Schein der Wahrheitsliebe, der Unpartheylichkeit und der ruhigen Untersuchung, als in solchen Gerichten, wo Wahrheit und Recht jeder schändlichen Leidenschaft aufgeopfert werden. Indessen will man das doch zu seyn scheinen, was man nicht ist. Daher beobachtete man auch bey dem Verhör Jesu alle diejenigen gerichtlichen Gebräuche, welche man gewöhnlich nach den Rechten zu beobachten pflegt, das heißt, man ließ Zeugen auftreten, gab sich das Ansehen, eine Untersuchung der Sache anstellen zu wollen, man forderte den Verklagten zur Verantwortung auf, und was dergleichen mehr ist. Indessen war bey allem diesem Schein des Rechts die größte Unordnung, die offenbarste Gesetzwidrigkeit, die ränkevolleste Bosheit, die sichtbarste Partheylichkeit,

und die unläugbarste Gewaltthätigkeit in diesem Gerichte unverkennbar, davon überzeugt uns der Erfolg der ganzen Geschichte. Schon die erste Frage, welche der Oberrichter an Jesum in Ansehung seiner Lehre und seiner Jünger that, war in gewisser Rücksicht nicht nur unnöthig und überflüßig, sondern es war auch bey derselben nicht schwer, eine offenbare Verstellung dessen, der eine Untersuchung anstellen wollte, zu entdecken. Dieß merkte und fühlte auch Jesus. Das beste also, was er in dieser Lage, und auf diese Fragen, die ohne Zweifel auch mit gewissen Vorwürfen begleitet waren, antworten konnte, war dieses: daß er sich auf seine Zuhörer, und auf das Zeugniß aller dejenigen, welche bey seinen Religionsvorträgen gegenwärtig gewesen wären, berief. Mehr kann derjenige, welcher sich seiner Unschuld und gerechten Sache bewußt ist, nicht thun, als daß er sagt, man soll seine Handlungen und Reden öffentlich durch Nachfragen und Zeugnisse untersuchen lassen. Und eine solche Untersuchung scheuete Jesus um so weniger, da er sichs bewußt war, daß er in seinen Vorträgen weder der herrschenden Religion, noch der Landesobrigkeit zu nahe getreten, daß er niemals schädliche, verderbliche Grundsätze geäußert habe, und, daß, wenn es auch übeldenkende Menschen geben sollte, welche seine Lehren verdrehen könnten, sich wie-

der

der hundert andere finden würden, welche ihn gegen die Beschuldigungen derselben rechtfertigen, und zur Steuer der Wahrheit seine Ehre und Unschuld retten würden. Meine Lehre, sagte er daher, kann euch nicht unbekannt seyn, denn ich habe sie öffentlich, in den Synagogen, im Tempel, den gewöhnlichen und volkreichen Versammlungsplätzen der Gelehrten und Ungelehrten, der Lehrer und ihrer Zuhörer vorgetragen, und zwar ohne Zurückhaltung und Zweydeutigkeit: ich habe nie verborgene Zusammenkünfte gehabt, und aus meiner Lehre ein Geheimniß zu machen gesucht. — Jesus redete hier ganz in demjenigen Ton, in welchem jeder Mensch spricht, der sich seiner guten Sache bewußt ist. Er wollte es auch durch diese Antwort seinen Richtern zu verstehen geben, daß er sich vor keiner Untersuchung fürchte. Darum sagte er zu ihm, er sollte sich nur bey andern nach seiner Lehre erkundigen, und deren Zeugniße würden solche Fragen überflüßig machen, und unpartheyischer seyn, als alle Antworten, welche er selber auf dieselbe geben könnte. So treffend und freymüthig diese Rede Jesu war, so kann sie darum noch nicht als eine Beleidigung und Verletzung einer der Obrigkeit gebührenden Hochachtung angesehen werden; denn nicht alles ist Unbescheidenheit, was man öfters so zu nennen pflegt. — Der

Vorwurf dieses Fehlers rührt oft nur von dem Stolz gewisser Menschen her, die keine freymüthige Antwort, keinen Tadel, selbst den gegründetsten Widerspruch nicht ertragen können. Schon das, was ein anderer, auf ihre Fragen und Beschuldigungen zu seiner Vertheidigung sagen will und muß, wird von ihnen Unbescheidenheit genennet, und je treffender, wahrheitsvoller, kräftiger, unwiderleglicher, und durch Gründe beschämender dergleichen Verantwortungen sind, desto aufgebrachter werden nicht selten solche Menschen gegen diejenigen, durch deren Furchtlosigkeit sie in Verlegenheit gesetzt werden, und durch deren Uebermacht an Geistesgröße sie sich gedemüthiget fühlen — Dieß war auch wahrscheinlich der Fall bey der Antwort, welche Jesus dem Hohenpriester auf seine Frage gegeben hatte. Weil dieser das Richtige und Treffende derselben fühlte, und auf eine beschämende Weise fühlen mußte, wurde er in Verlegenheit gesetzt, und wußte wahrscheinlich nicht sogleich, was er antworten sollte Allein desto sichtbarer war ohne Zweifel in seinem Angesicht ein gewisser Unmuth, den er nicht verbergen konnte, und vielleicht sahe er mit einem Blick in der Versammlung umher, welcher andere auf diese unbescheidene Antwort Jesu aufmerksam machen sollte. Diesen Blick verstund auch ein Gerichtsdiener, und ehe sich es Jesus

versahe, bekam er von demselben einen Faustschlag ins Gesicht, mit den Worten, was das für eine Antwort für einen Hohenpriester sey? — — Kaum kann man sich, indem man dieses liest, besinnen, wo man als Zuhörer oder Zuschauer sich befinde, — unter den rohesten pöbelhaftesten Menschen, vor deren Mißhandlungen man keinen Augenblick sicher ist, oder vor einem obrigkeitlichen Gericht, in welchem die angesehensten Männer, Gelehrte, und die vornehmste Geistlichkeit versammelt waren. Man ist bey diesem Vorfall voll Verwunderung, wie sich vor einer so feyerlichen Versammlung — ein Gerichtsdiener — eine solche Freyheit herausnehmen, — und wie der Hohepriester dazu schweigen konnte. — Allein, schon daraus lernt man die Mitglieder des jüdischen Senats und ihre vorsitzenden Richter kennen. Jener schamlose, rohe Mensch, der Jesum ins Gesicht schlug, würde sich gewiß nimmermehr getraut haben, dieses zu thun, wenn er es nicht gleichsam vorausgesehen hätte, daß diese Gewaltthätigkeit ungeahndet bleiben, und daß er sich dadurch auch wohl gar bey den Anwesenden empfehlen, und ihnen einen Gefallen erweisen würde. In diesem Falle hat die Bosheit roher, gefühlloser Menschen keine Gränzen, und sie wird um so dreister und unverschämter, je weniger sie einen Widerstand befürchtet, und je mehr sie in den

ihr bekannten Gesinnungen gewisser Personen gegen andere, eine Aufmunterung zu dergleichen Mißhandlungen und Unbilligkeiten zu finden glaubt. In eben dem Grade, als sich böse Menschen vor dem rechtschaffenen und edeldenkenden scheuen, als sie durch die Gegenwart desselben im Zaum gehalten werden, wächst ihr Muthwille, ihre Frechheit und Bosheit, sobald sie bey andern eine ähnliche Gedenkungsart mit der Ihrigen vermuthen oder voraussetzen können, sobald sie bey der Aeusserung einer schlechten Gesinnung, und einer That, welche sie ausüben wollen, keinen Verweis, keinen Tadel, keine Strafe und Ahndung befürchten, und noch mehr, wenn sie hoffen können, dafür wenigstens einen stillschweigenden Beyfall, oder wohl gar eine Belohnung einzuärndten. Und aus diesem Grunde erlaubte es sich auch jener Gerichtsdiener, sich an Jesu zu vergreifen: und Niemand — gab ihm deswegen einen Verweis. — Allein diese Frechheit war zu unerwartet und zu groß, als daß Jesus bey derselben hätte gleichgültig bleiben und schweigen können. Er wendete sich also zu diesem Menschen um, und sagte: wenn diese meine Antwort, um derentwillen du mich schlägst, ein Vergehen war, — so beweise es! so gieb mir Gründe an, daß — und wie ich anders hätte reden können und sollen! Kannst du dieses? — und wenn du es nicht kannst, wer

gab dir das Recht und die Erlaubniß dazu, mich zu mißhandeln? — Dieses sagte Jesus zu dem Gerichtsdiener, aber — auch seine Richter sollten es wissen, daß ihm, und zwar nicht ohne ihre Schuld, Unrecht geschehen sey; — sie sollten sich schämen lernen, daß sie eine solche Gewaltthätigkeit ungeahndet hingehen lassen könnten. Wenn sie auch noch einiges Gefühl hatten, so mußten sie sich schämen. Denn der Vorwurf, welchen Jesus diesem Menschen gemacht hatte, traf auch sie, und die Gründe seiner Verantwortung waren unwiderleglich. Bey aller Schadenfreude, welche die Feinde Jesu über diese Mißhandlung empfunden haben mögen, war es doch beynahe unmöglich, daß sie es nicht sollten gefühlt haben, es sey ihm Unrecht geschehen. Keiner aber konnte das Unrechtmäßige dieses Verfahrens mehr und schmerzhafter fühlen, als Jesus selber, und doch blieb er gewiß gelassen, — denn daß er sich vertheidigte, das beweist nichts gegen seine Ruhe und Gelassenheit. So wie Dulden und Schweigen zu seiner Zeit Pflicht ist, so ist auch Reden und Vertheidigung seiner selbst Pflicht zu seiner Zeit, nur muß es nie in der Leidenschaft, sondern immer nur mit Gründen und mit derjenigen Würde und Mäßigung geschehen, welche Jesus bey solchen Fällen allezeit eigen war.

28.

Petrus verläugnet seinen Lehrer öffentlich, und mehr als einmal.

Seit jener ersten Frage, mit welcher die Pförtnerinn den Petrus so unvermuthet überrascht hatte, war er noch unruhiger und ängstlicher als vorher; denn nun fürchtete er alle Augenblicke entdeckt und ergriffen zu werden, — und diese Furcht war auch nicht ungegründet, wenigstens war sie nach der Lage, in welcher sich der schüchterne Petrus befand, die natürlichste. Er fühlte sich daher an diesem Ort, und und unter diesen Menschen, wo er sich gar nicht für sicher hielt, und deren beobachtendem Blick er nicht ausweichen konnte, aufs peinlichste eingeengt, und wünschte ohne Zweifel Meilenweit von denselben entfernt zu seyn. Gleichwohl war es nicht rathsam, sich auf einmal zu entfernen. Petrus wollte also einen günstigen Augenblick abwarten, in welchem er sich unbemerkt davon schleichen könnte. Wenn er nur aus dem innern Hof, in welchem sich die Soldaten und Gerichtsdiener befanden, hinaus wäre, — dachte er vielleicht, so würde er unangefochtener bleiben können. Er gieng also wahrscheinlich öfter auf und ab, und suchte sich dem äußern Vorhof immer mehr zu nähern. Allein, indem

er

er hinausgehen wollte, oder vielleicht schon hinaus gegangen war, lief er einer andern Magd in die Hände, und wurde von derselben gefragt, wo er hin wollte? — Petrus mag auf diese Frage geantwortet haben, was er wollte, so war doch gewiß jede Antwort so beschaffen, daß sie ihn durch den Ton seiner Sprache, durch seine ängstlichen Mienen, und durch eine leicht zu entdeckende Verwirrung, verdächtig machen mußte. Vielleicht erkannte sie ihn auch als denjenigen, den man schon vorher beschuldiget hatte, daß er ein Anhänger Jesu seye, — Vielleicht sahe sie ihn auch wirklich schon einmal mit Jesu gehen, vielleicht war es aber nur ein bloßer Verdacht, den sie auf den Petrus deßwegen geworfen hatte, weil sie nicht wußte wie er, indem er weder ein Soldat, noch Gerichtsdiener, noch sonst ein Bekannter im Hause war, welchen allein der Zutritt in dasselbe verstattet wurde, hieher gekommen sey? und warum er sich jetzt wieder auf einmal entfernen wollte? Genug, sie beschuldigte den Petrus, daß er ein Jünger des Nazareners sey: — und rief es auch den andern, welche nicht weit von der Thüre entfernt waren, zu, er sey es. — Ja freylich sagte jetzt ein anderer, der wahrscheinlich herbeygelaufen war, um ihm näher ins Gesicht zu sehen, ja freylich bist du einer aus der Gesellschaft des Nazareners! — Natürlich mußte Petrus

durch

durch solche wiederholte Fragen und Beschuldigungen noch ängstlicher — bestürzter — verwirrter — werden, denn eben daraus konnte er schließen, daß man ihn nicht aus der Acht gelassen habe und lassen werde. Und gewiß merkte man ihm auch diese Aengstlichkeit an. Allein, er raffte alle seine Standhaftigkeit zusammen, oder er nahm vielmehr, wie jeder Feige und Muthlose, abermals zu einer Lüge seine Zuflucht. Aber dießmal gieng er noch weiter, als das erstemal. Das, was er kurz vorher nur verneint, und durch das Vorgeben, er verstehe auch das nicht einmal, wessen man ihn beschuldige, von sich mit der Miene der Befremdung abzulehnen gesucht hatte, das läugnete er jetzt schon mit gewissen Betheurungen weg. (Matth. 26, 72.) Scheints doch, als ob Petrus ganz die Sprache derer angenommen, die wider besser Wissen und Gewissen die Unwahrheit reden; und sich schon mehrmalen eine Lüge erlaubt haben. Je weniger sich der Mensch, weil er lügt, selber zutraut, desto weniger erwartet er von andern Glauben, und desto mehr sucht er durch wiederholte Versicherungen und Betheurungen, das zu erreichen, was seine Worte auszurichten nicht im Stande sind. Es scheint auch, als ob man den Versicherungen des Petrus geglaubt hätte. Wenigstens blieb er jetzt eine Zeitlang, ungefähr eine Stunde unangefochten. Daher begab er sich

wieder

wieder in den inneren Hof, stellte sich wahrscheinlich wieder an das Wachtfeuer hin, als ob er gar keine Ursache, sich zu fürchten, hätte, und nahm vielleicht abermals an dem, was gesprochen wurde, durch Fragen und Antworten Antheil. Allein es währte nicht lange, so schien er abermals die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich zu ziehen. Die Ursache mag gewesen seyn, welche sie wolle, — genug, Petrus wurde von diesen Leuten abermals ins Auge gefaßt. Er ist aber doch einer aus der galiläischen Gesellschaft! — murmelte man sich vielleicht zu, indem man ihn immer näher betrachtete, und nicht wußte, was man aus ihm machen sollte. In diesem Verdacht wurde man noch mehr durch die Galiläische Mundart, in welcher Petrus sprach, bestärkt. Denn weil die meisten Jünger aus Galiläa waren, so schloß man daraus, daß auch Petrus ein Anhänger Jesu seyn müßte. — Er wurde also wieder zur Rede gestellt, und zwar so, daß man es ihm ins Angesicht behauptete und betheuerte: er seye es, der sich selber durch seine Sprache als einen Genossen des Galiläers zu erkennen gebe! — Ja, ja, du bists! hieß es, und indem dieses alle behaupteten, bekräftigte es auch ein Bedienter des Hohenpriesters, und sagte: wie kannst du es läugnen? Ich habe dich ja selber im Garten bey ihm gesehen! — und du warest

es, der nach meinem Verwandten losgehauen hat. Jetzt schien also kein Läugnen mehr Statt zu finden. Jetzt war die Sache entschieden. Allein Petrus wurde immer trotziger, je verzagter er war. Er beharrte auf seinem Wort: Nein! ich bins nicht, für den ihr mich haltet. Ich kenne auch den Mann gar nicht, von dem ihr redet! — Und in der größten Bestürzung vergaß er sich so weit, daß er gegen sich selbst die fürchterlichsten Verwünschungen ausstieß, und es bey Gott und seiner Gnade und Ungnade betheuerte, daß er die Wahrheit rede.

29.

Etwas zur Entschuldigung des Petrus, gegen allzuharte Urtheile über ihn.

So weit konnte sich Petrus vergehen — in der Angst; — und diese war es auch gewiß nur allein, welche ihn zu der Verläugnung seines Herrn, und zu alle dem, was ihn in unsern Augen zu dem treu- und gewissenlosen Menschen machen könnte, verleitete. Ohne diesen Mann nach seinem Temperament und seinem Charakter zu kennen, ohne sich seiner unläugbaren Vorzüge, zu welchen insonderheit auch seine Anhänglichkeit, Hochachtung und Liebe Jesu gehörten, zu erinnern, möchte man bey die-

sen

sen Vorfällen beynahe in Versuchung gesetzt werden, über ihn ein voreiliges, und für ihn zu hartes Urtheil zu fällen. So wie man auch diese Geschichte liest, erscheint er in derselben, denjenigen, der nur Handlungen beurtheilt, ohne bey diesem Urtheil auf Umstände Rücksicht zu nehmen, auf welche man allemal, wenn man sich in seinen Urtheilen nicht übereilen will, sehen muß, in einem sehr verdächtigen Lichte, als der treu- und gewissenloseste Mensch! — Allein dieses war Petrus, alles Scheins unerachtet, gewiß nicht. — Seine Lüge, daß er Jesum nicht kenne, — seine vermessene Betheurungen und Versicherungen, — alles dieses war nichts weniger als Plan, Vorsatz, Ueberlegung. Er wußte vielleicht in seiner Verlegenheit nicht, was er that; und gewiß war und blieb ihm Jesus immer theuer und werth. In seinem Herzen verläugnete er ihn nie, und vielleicht hieng er nie fester an ihm, als gerade damals, wenn er es nur hätte sagen dürfen. Hätte er seinen Lehrer nicht mit dem theilnehmendsten Herzen geliebt, so wäre er ihm an einen so gefährlichen Ort nicht nachgefolgt. Wahrscheinlich hätte man ihm auch die größte Belohnung, und alle Sicherheit versprechen dürfen, wenn er sich von Jesu lossagen wollte, und er hätte es nicht gethan. — Vielleicht wäre auch nur die stärkende, ermunternde Gegenwart eines einzigen

Freundes nöthig gewesen, und alles wäre unterblieben. Aber, — so allein und verlassen, — in der Gesellschaft solcher Menschen, die alle wider Jesum waren, — durch Fragen überrascht, die er nicht vermuthet hatte, — durch Beschuldigungen, die in seiner ohnehin schon bestürzten Seele die fürchterlichsten Vorstellungen veranlaßten, gleichsam betäubt, — that er, was er that. — — Und welcher Menschen- und sich Selbstkenner wagt es, über ihn ein hartes Urtheil zu fällen, welches sein Herr selber nicht that? — Der war gewiß noch nicht in den heissen Stunden der Versuchung, der hier nicht schonend billig und nachsichtsvoll urtheilt. O was haben wir in solchen Augenblicken der Verlegenheit, der Angst und Furcht, nicht schon gesagt, — gethan, — verneinet, — bejahet, — mit Stillschweigen übergangen, — weggeläugnet, — und wider besser Wissen und Gewissen gesprochen! Wie oft haben wir geschwiegen, wenn wir laut hätten reden sollen! — Wie oft der Sprache unsers Herzens zuwider geredet! — Wie oft etwas heilig betheuert, was doch Lüge war! — Wie oft unsern Herrn im Himmel selber verläugnet, — indem wir uns vor andern, die unserer Meynung nicht waren, schämten, ihn für den zu bekennen, der er ist, — indem wir unsre Ueberzeugungen, aus Furcht vor Spott, Verachtung, und aus anderen Ursa-

sachen, verheimlichten, zurückhielten, — zurücknahmen, indem wir anderen zu gefallen, oder aus Furcht vor Menschen anders redeten, als wir dachten! Indessen waren alle diese Versuchungen zu einer Untreue gegen Jesum, gewiß nicht so groß, als es die Versuchung Petri war. Und auch diese dient uns nie zur Entschuldigung, sondern zur Warnung, insonderheit alsdenn, wenn wir uns, aus einem gewissen Stolz auf unsere Kräfte, bereden, daß wir jeder Versuchung und Gefahr widerstehen wollten und könnten. Nichts ist für jede Tugend und für das Christenthum eines Menschen gefährlicher als dieser Wahn, nichts beschämt mehr, als wenn wir so viel versprochen, uns so viel zugetraut, — und doch — so wenig gehalten haben. Dieß fühlte auch Petrus, wie es vielleicht noch wenige gefühlt haben. Viel — viel hatte er versprochen: Leben und nichts war ihm zu theuer, was er für seinen Lehrer nicht aufopfern wollte: er glaubte zu allem bereit und gefaßt zu seyn, und er hielt nicht nur nicht Wort, sondern er zeigte sich auch als den Muthlosesten, und vergieng sich — bis zu dem Unerwartetsten. — Desto größer und niederschlagender mußten die Vorwürfe seyn, welche er sich selber machte, als er wieder zum Besinnen kam. — Und zu seinem Glück kam er bald dazu. So wie er nach seiner letzten Verläugnung

Jesu, bey welcher ihm ohne Zweifel das Herz zitterte, aufgehört hatte, zu reden, fieng ein Hahn zu krähen an, und hier fuhr er, ohne ne Zweifel in Erinnerung dessen, was ihm sein Lehrer gesagt hatte, zusammen, blickte gleichsam, als ob er den im Verhörsaal sich befindenden Jesus um Verzeihung bitten möchte, rück- oder seitwärts, und in diesem Augenblick wurde er auch denselben gewahr, — auf einem Gange, oder unter dem Fenster eines Zimmers, in welches er nach dem ersten Verhör abgeführt worden war. Wahrscheinlich hatte auch Jesus alles das mit angehört, was sein Jünger, ohne Zweifel mit erhabener Stimme, gesagt hatte. Doch hielt er es nicht für rathsam, mit ihm zu reden, so sehr ihn vielleicht sein Herz dazu drang, um ihn als seinen Anhänger nicht noch mehr kenntlich zu machen: sondern er warf nur einen bedeutungsvollen Blick auf ihn, gleichsam, als ob er sagen wollte: Was hast du gethan? Wie konntest du so reden? Was hab ich dir vorausgesagt? Hab ich dich nicht gewarnt? — — Petrus verstund auch diesen Blick besser, als sich derselbe beschreiben läßt, und mußte ihn fühlen, denn sein Herz war nicht verdorben. — Aber schrecklich fiel jetzt das über ihn her, was er gethan hatte. Sein ehemaliges Versprechen, — die Warnung seines Lehrers — die Liebe desselben, die Treue, die er

ihm schuldig war — die Untreue, womit er ihm gelohnt hatte, — alles dieses verursachte ihm einen unaussprechlichen Schmerzen. So schonend gewiß der Blick seines Lehrers war, so zerschnitt er doch sein Innerstes. — Gern hätt' er alles, was er gesagt hatte, wieder zurückgenommen, aber das war nicht möglich. — „Ach, daß er es selber mit anhören mußte, wie „ich ihn verläugnete — daß ich die Bekanntschaft des Treuesten abgeschworen habe! — „daß ich auf seine Warnungen nicht merkte! — „Seinen Worten nicht glaubte! — O! wenn „er auch von mir nichts mehr wissen wollte! — solche Gedanken bekämpften seine Seele. Der Blick Jesu schwebte noch immer vor seinen Augen, der Hahnenruf schallte in seinem Ohr fort. — Er kann es nicht mehr aushalten, geht weg, verhüllt sein Angesicht, und läßt die bittersten Thränen fließen. — Er fühlte es tief in seinem Innersten, wie sehr er sich versündiget, — wie unedel er gehandelt habe. Und wohl dem, der solche Thränen weinen kann, wie Petrus weinte, — ihm verzeiht sein Herr im Himmel gewiß!

Eilfter Abschnitt.

30.

Falsche Zeugen.

Matth. 26, 59—68. c. 17. v. 1. Marc. 14, 55—65. Luc. 22, 63—71.

So übereilt und ordnungswidrig es bey dem Gericht, welches über Jesum gehalten wurde, zugieng, so läßt es sich kaum denken, daß man nicht schon vorher gewisse Maaßregeln genommen und verabredet habe, nach welchen man bey der Verurtheilung Jesu zu Werke gehen wollte; denn ohnerachtet er von seinen Feinden schon verurtheilt war, ehe noch ein Verhör mit ihm angestellt wurde, so erforderte es doch die Klugheit und Vorsicht seiner Richter, den Gang des Rechtens, wenigstens dem Schein nach, — also auch das, was bey einer gerichtlichen Anklage Sitte und Herkommen war, zu beobachten. Dieses war nicht nur deßwegen nothwendig, weil sie dem römischen Landpfleger diesen Proceß zur Execution übergeben wollten, sondern auch, weil sie bey dem Volke, im gegenseiti-

seitigen Falle, wo nicht eine Verantwortung, doch ein heimliches Murren befürchten mußten. Nach ihrem eigenen Gesetze konnte durchaus kein Mensch ohne Zeugen, und also auch nicht ohne Ankläger verurtheilt werden. Allein, da es außer den Richtern selber, keine Kläger gab, so war nichts natürlicher, als daß sie Zeugen erst aufsuchen mußten, und diese Zeugen konnten auch keine andere, als falsche seyn. Gesetzt, daß auch die Lebensbeschreiber Jesu nie ein Wort davon gesagt hätten, daß man zu solchen Menschen seine Zuflucht nahm, so hätte dieses immer vorausgesetzt werden können, daß man solche elende Menschen gesucht, und gefunden haben werde. Derjenige, welcher einem andern schädlich zu werden sucht, wird immer zur Ausführung seines Planes Helfer und Werkzeuge aufsuchen. Und solche niederträchtige Seelen hat es immer gegeben, die sich von andern zu den offenbar schlechtesten Handlungen gebrauchen ließen. Es wurde also auch, ohne Zweifel, den Richtern und Feinden Jesu nicht schwer, Menschen aufzufinden, welche als falsche Zeugen gegen ihn auftraten. Allein, was man sich von solchen Leuten nichts anders versprechen konnte, das geschah: — ihre gerichtlichen Aussagen stimmten, wie die Geschichte erzählt, nicht miteinander überein, und waren so beschaffen, daß vielleicht eine Anklage durch die

andre, ein Zeugniß durch ein anderes widerlegt wurde. Wahrscheinlich betrafen auch diese Anklagen und Zeugnisse lauter solche Dinge, auf welche man keine peinliche Rechtsklage gründen, und welcher man sich zu derjenigen Absicht nicht bedienen konnte, welche die Richter Jesu zu erreichen suchten, nämlich ihn einer todeswürdigen Handlung, eines Kapitalverbrechens beschuldigen zu können. Ueber die Widersprüche dieser Zeugen dürfen wir uns auch nicht im mindesten verwundern. Sicher war es nur ein, in der Eile, zusammengeraffter Haufe von Menschen, deren man sich zu dieser Absicht bediente, und welche man durch Geld, Versprechungen, Aufhetzungen und andere dergleichen Mittel zu einem so unedlen Geschäfte erkauft und gewonnen hatte. So wie man diesen und jenen kurz vor dem Verhör vielleicht erst fragte, ob er sich nicht einer sträflichen Rede Jesu erinnerte? — so unterrichtete man vielleicht einen andern, was er sagen sollte, und legte ihm eine Klage und Beschuldigung in den Mund, und ein dritter mußte sich anheischig machen, dieses alles zu bestätigen. Allein, Niemand widerspricht sich öfter, als der Lügner, insonderheit, wenn er mit andern Lügnern auftritt, und nichts widerlegt sich öfters von selbst mehr, als die Aussagen solcher Menschen. Wer diejenige Menschenclasse kennt, welche man Pöbel nennt, wer

es weiß, wie derselbe zu handeln pflegt, wie er in der Wuth und im tollblinden Eifer ohne Ueberlegung alles herausſagt, was ihm einfällt, es mag zu derjenigen Sache, wovon die Rede iſt, gehören oder nicht, — wie er ſich, weil er es oft vergißt, was er ſagen wollte, durch eine andere dumme Lüge zu helfen ſucht, wie er ſich nicht ſelten ſelber widerſpricht, und in wenigen Augenblicken wieder das Gegentheil von dem, was er kurz vorher bejahet hatte, behauptet, wie er meynt, ſeine Sache recht gut zu machen, wenn er alles übertreibt, wie er in den Tag hineinlügt, wie er öfters zu den unbedeutendſten, unwahrſcheinlichſten Dingen ſeine Zuflucht nimmt, um daraus eine Klage zu ziehen, — dem iſt es leicht begreiflich, wie und warum alle die Ankläger und Zeugen, welche gegen Jeſum auftraten, ganz die Abſichten derer, von welchen ſie beſtellt worden waren, vereitelten. Man kann ſich daher die große Verlegenheit vorſtellen, in welcher ſich die Richter Jeſu befinden mußten: denn alle die Zeit, welche man mit der Anhörung dieſer Zeugen zugebracht hatte, war ſoviel als verloren; nichts aber mußte ihnen koſtbarer ſeyn, als jede Viertelſtunde, weil ſie in dieſer Nacht noch ſoviel auszumachen hatten. Bisher aber war noch ſoviel als nichts geſchehen, und die Unſchuld Jeſu hatte mehr gewonnen, als verloren. War

es

es Plan oder nicht Plan, daß man von denjenigen Anklagen, welche die wichtigsten zu seyn schienen, zuletzt eine Anwendung machen, daß war durch dieselben andern Beschuldigungen noch mehr Nachdruck geben wollte, oder daß man auf jene eine desto sicherere Rechnung machte, wenn andere Bemühungen, Jesum eines Verbrechens zu beschuldigen, fruchtlos wären, — oder war es nur die Folge einer wiederholten Frage des Oberrichters, daß derjenige, welcher gegen Jesum etwas Klagbares anzubringen hätte, reden sollte — genug zween andere aufgetretene Zeugen schienen der Rathsversammlung auf einmal aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Allein auch diese verriethen sich als falsche Zeugen, ohnerachtet ihre Anklage so gestellt war, daß sie sich von derselben viel versprechen zu können glaubten. Aller Wahrscheinlichkeit nach behauptete einer, nach dem was Matthäus hievon berichtet, er hätte Jesum sagen hören, daß er den Tempel Gottes abbrechen, und in dreyen Tagen wieder aufbauen könne: — und der andere, laut dessen, was Marcus als die Aussage eines solchen Zeugen anführt, daß es Jesus gesagt haben sollte, er wolle den Tempel, der mit Händen gemacht, oder ein Menschenwerk sey, abbrechen, und statt desselben einen andern ohne Hülfe menschlicher Kunst aufrichten. Es herrschte also in den Aussagen dieser

beyden

beyden Zeugen, indem der Eine von dem, was Jesus thun könne, und der Andere von dem, was er thun wolle, sprach, ein offenbarer Widerspruch, welchen sich kein ehrlicher, redlicher Mensch zu Schulden kommen lassen soll, der als Zeuge gewisser Reden anderer auftreten will. Die Vergeßlichkeit entschuldiget in diesem Falle durchaus nicht. Je wichtiger solche Aussagen in Ansehung ihrer Folgen sind und werden können, desto mehr kömmt es gleichsam auf jedes Wort an. Wenn wir uns dessen, was ein anderer gesagt hat, nicht mehr genau erinnern, so daß wir, wo nicht jedes einzelne Wort, doch den Hauptsinn der Reden und Aussprüche eines Menschen angeben, und für denselben gleichsam mit Leib und Leben stehen können; so ist jede Anklage, welche wir auf die Reden anderer gründen wollen, jedes Zeugniß, zu welchem wir uns anheischig machen, entweder ein unverzeihlicher Leichtsinn, oder die strafwürdigste und gewissenloseste Bosheit. Aber noch strafbarer und schändlicher ist es: die Worte und Reden anderer verdrehen, — sie aus ihrem Zusammenhang, durch welchen oft allein der wahre Sinn derselben bestimmt werden kann, herauszureißen, dieselbe mit Zusätzen zu vermehren, oder von denselben etwas wegzulassen, ihnen eine falsche Wendung zu geben, sie in ein verhaßtes Licht zu stellen, — und was dergleichen Kunstgriffe

mehr

mehr sind, deren man sich öfters bedient, wenn man andern schaden will. Und dieß war auch die Absicht derjenigen Zeugen, welche zuletzt vor dem Richterstuhl des Caiphas gegen Jesus auftraten. Weil sie wußten, daß die Juden mit einer übertriebenen Hochachtung an ihrem Tempel hiengen, so glaubten sie Jesu nicht mehr schaden zu können, als wenn sie aus seinen eigenen Reden Beweise anführten, welche einen Mangel der Hochachtung gegen denselben zu erkennen gäben. Zur Erreichung dieser Absicht verdrehten sie also seine Reden, und stellten sie so, wie sie einem jeden von ihnen, zum Nachtheil Jesu, gestellt werden zu müssen schienen. Aber an eben das, wessen sie ihn aus seinen eigenen Worten beschuldigen wollten, hatte er nie gedacht, noch viel weniger davon gesprochen. Etwas Aehnliches von dem Abbrechen und Wiederaufrichten eines Tempels hatte er einmal gesagt, da man ihm bey Gelegenheit des Ansehens, welches er sich im Tempelhofe gab, die Frage wegen der Vollmacht, die er hätte, so eigenmächtig zu handeln, vorlegte, oder, da man ihn aufforderte, sein Ansehen, gleichsam als Herr des Tempels — zu beweisen. Und bey dieser Veranlassung sprach er: „Brechet „diesen Tempel ab, und ich will ihn in dreyen „Tagen wieder aufrichten." Jesus hatte also nie gesagt, er könne den Tempel Gottes ab-

bre-

brechen, — er hatte nie gesagt, er wolle es thun, — er hatte nie von einem Tempel, der mit Händen gemacht, gesprochen. Er hatte gar nicht vom Tempelgebäude, sondern, wie Johannes erzählt, von sich selber, von seinem Leibe geredet, und von demselben figürlich, als von einem Tempel, gesprochen, durch den sich Gottes Macht, zur Verherrlichung seiner Person und zur Bekanntmachung seiner Würde, alsdann offenbaren würde, wenn die niedergerissene zerstörte Hülle seines Körpers sich wieder aus dem Grabe emporheben würde. — Freylich mußte den Juden diese Rede Jesu dunkel und unverständlich seyn, so wie auch seinen Jüngern über dieselbe erst nach seiner Auferstehung ein Licht aufgieng. Allein, je dunkler eine Rede ist, desto vorsichtiger muß man in der Erklärung des Sinnes derselben seyn, und desto nöthiger ist es, dieselbe nicht nach seinem Wohlgefallen zu deuten. Tausend Beschuldigungen, Verläumdungen, Anklagen, Verketzerungen, — Mißverständnisse würden in der Welt unterblieben seyn, wenn man statt der eigenmächtigen willkührlichen Deutung der Reden eines andern, sich von diesem über dergleichen dunkle Reden, Meynungen, Behauptungen ꝛc. nähere Aufschlüße und Belehrungen ausgebethen hätte. Doch darum war es jenen falschen Zeugen nicht zu

thun,

thun, sie würden, wenn sie auch jene Rede Jesu recht verstanden hätten, dieselbe gleichwohl zur Erreichung ihrer Absicht zu verdrehen gewußt haben, so wie sie dieselbe verdreheten. Ihr Verbrechen war also eine offenbahre Lüge, und zwar die boshafteste Lüge, bey welcher alles darauf angelegt war, Jesu im höchsten Grade schädlich zu werden. Jene Rede, deren sie ihn beschuldigten, sollte ein Beweis seyn, wie verächtlich er von dem Tempel denke. Wahrscheinlich setzten sie auf diese Worte: Tempel! Tempel Gottes! — Menschen-Werk — niederreißen! — einen andern aufbauen — all' den boshaften Nachdruck, welchen insonderheit der Heuchler seinen Reden zu geben weiß, wenn er etwas wichtig machen, wenn er andern seine Verwunderung über etwas zu erkennen geben will. Ein Mensch, der so redet und den wir so reden lassen, — dachten sie, kann mit Recht der Gotteslästerung und der Zauberey beschuldiget, und also nach dem Gesetz zum Tod verurtheilt werden. Dieß und nichts anders war ohne Zweifel der Plan jener Zeugen, welche zuletzt gegen Jesum aufgetreten waren.

31.

Jesus schweigt — und verantwortet sich gegen seine Verkläger und die gegen ihn aufgetretenen Zeugen nicht.

Gesetzt, daß Jesus wirklich einmal, was aber nicht geschah, und was sich von ihm nicht denken läßt, so Etwas, wessen man ihn beschuldigte, sollte gesagt haben, „daß er nämlich den Tempel abbrechen, und in dreyen Tagen wieder einen andern aufbauen wolle," — so war diese Behauptung wenigstens kein todeswürdiges Verbrechen, und vielleicht würde man über einen andern, bey dergleichen Reden, eher gelacht, gespottet, und ihn mehr für einen wahnwitzigen Schwärmer, als für einen Gotteslästerer und Zauberer gehalten haben. Allein, weil diese Beschuldigung gegen Jesum gerichtet war, ließ man sie doch, ohnerachtet ihres Widerspruches von Seiten der Zeugen, als eine peinliche Anklage gelten. Daher forderte auch der Oberrichter Jesum auf, sich, wenn er könnte, zu verantworten. Allein dieser redete kein Wort, und sein Schweigen war der höchste Beweis seiner Klugheit und Unschuld. Es giebt Fragen und Beschuldigungen, bey welchen ein gänzliches Stillschweigen hundertmal besser ist, als jede Antwort und Vertheidigung, und darum

schwieg auch Jesus bey dem Zeugniß jener Lügner, die gegen ihn auftraten, und gegen welche er von seinem Richter zur Vertheidigung aufgefordert wurde. Freylich hätte er viel — viel — zu seiner Vertheidigung und der treffendsten Beschämung der Zeugen sowohl, als des Hohenpriesters sagen können. von offenbaren Lügen, — handgreiflichen Widersprüchen, — boshaften Verdrehungen, und was dergleichen mehr ist: aber was würde dieses alles geholfen haben? — Der gerechteste Vorwurf, den Jesus seinen Feinden wegen einer Lüge hätte machen können, würde sie noch mehr aufgebracht haben: denn Niemand will weniger ein Lügner seyn, als der größte Lügner, und Niemand beharrt mehr auf einer Lüge, als derjenige, dem man das Gegentheil beweisen will und kann. Nichts wäre Jesu leichter gewesen, als die offenbaren Widersprüche darzuthun, welche in den gerichtlichen Anklagen der letzten Zeugen statt hatten. Allein, da sein Richter selber das Widersprechende in denselben, ohnerachtet es ihm unmöglich entgehen konnte, nicht bemerken wollte, so wäre jede, auch die gründlichste Widerlegung, umsonst gewesen seyn. Ueberdieß war es die Pflicht des Caiphas, die Gültigkeit jener Zeugen und ihrer Aussagen näher zu untersuchen, nicht aber war es Jesu Sache, auf ihre Widersprüche, die sich als dieselbe von selber widerlegten, zu

ant=

antworten. Ein gerechter, vernünftiger Richter gründet seine Aufforderungen an einen Verklagten, zur Vertheidigung und Verantwortung, nur auf solche Anklagen und Zeugnisse, die Uebereinstimmung und Beweiskraft, wenigstens Wahrscheinlichkeit, haben. Ein Richter, der jede Klage anhört, der, ohne sie zu untersuchen, ohne sich dieselbe beweisen zu lassen, von andern verlangt, daß sie sich gegen dieselbe vertheidigen sollen, beschämt sich eben so sehr, als derjenige, der alles das, was Schwätzer und Verläumder erzählen, sogleich auf Treue und Glauben annimmt; er mißbraucht seine Gewalt zur Beleidigung anderer, er entehrt sein Gericht als eine Freyheitsstätte für Verläumder und Böswichter, und macht sich als ein leichtglaubiger und leichtsinniger Mensch verächtlich. Wer nur zum Schein fragt, — wer aus List und Bosheit fragt, wer durch Fragen andere in Verlegenheit setzen, wer durch dieselben Geständnisse herauslocken, und erzwingen will, die man unmöglich ablegen kann, — wer durch Fragen andern eine Falle legen, oder ihnen eine Veranlassung zu einer sträflichen Rede geben will; — wer fragt, ohne durch Antworten belehrt werden zu wollen, — wer fragt, und doch auf Antworten keine Rücksicht nimmt, — der ist im gesellschaftlichen Leben eben so wenig ein guter Mensch, als auf dem Richtstuhle ein guter Rich-

ter. — Auf solche Fragen mag man antworten, was man will, man wird allemal seinen Zweck verfehlen. In solchen Fällen ist Schweigen — das beste, und gesetzt auch, daß man um desselben willen für schuldig erklärt werden, daß man unser Schweigen so beurtheilen sollte, als ob wir nicht im Stande wären, uns zu verantworten; so wird doch dieser Schade für uns kaum so groß seyn, als er seyn würde, wenn wir uns gegen dergleichen leidenschaftliche, boshafte und tückische Menschen verantworten: denn auch das wahrheitsvolleste, gerechteste, billigste, ruhigste, sanftmüthigste Wort bringt sie um so mehr auf, je gerechter, billiger, wahrheitsreicher, ruhiger dasselbe ist. Kein Mensch kann weniger die Wahrheit ertragen, als der Leidenschaftliche von seinem Feinde, und wenn es jener auch fühlt, und fühlen muß, daß dieser Recht hat, daß seine Vertheidigung die beste, gründlichste, unwiderleglichste ist, so will er ihm doch nicht Recht lassen, und wird um so erbitterter, je weniger er Gründe gegen Gründe zu setzen im Stande ist, und je beschämter er sich durch die Macht und Sprache der Wahrheit und Unschuld fühlt. Es ist also Weisheit und Klugheit, da zu schweigen, wo wir voraussehen können, daß wir durch unser Reden und Verantworten nichts ausrichten, und, weit gefehlt, daß wir uns dadurch beschämten, und

unse-

unserer gerechten Sache etwas vergäben. Es giebt ein Schweigen, dessen aber nur der Unschuldige fähig ist, welches aus seinem Gesicht, seinen Mienen und aus seinem ganzen Betragen lauter und erhabener für seine Ehre und Gerechtigkeit spricht, als die bestverfaßteste, durch ihre Gründe unwiderleglichste Vertheidigungs-Rede. Nie erscheint auch die Tugend und Unschuld in einem herrlicheren Lichte und in einer ehrwürdigeren Gestalt, als, wenn sie von Feinden umgeben, von Verläumdern umringt, und von Lästerzungen begeifert, da steht — und schweigt — Verklagt — verläumdet — lästert nur! denkt sie, ich kann und will es dulden. Er — duldete es auch — meines Glaubens Anfänger und Vollender! — der, welcher mich besser kennt, ist in der Höhe — und richtet ein recht Gericht — Es wird alles offenbar werden! — Endlich — endlich wird auch mein Recht aus Licht kommen! — Schweigen will ich also, und meinen Mund nicht aufthun; der Herr wirds wohl machen! —

32.

Eine gerade — unerschrockene Antwort auf die Frage eines boshaften Heuchlers; oder das Bekenntniß Jesu von seiner Messiaswürde.

Wenn sich der Leidenschaftliche bey einem Gespräch, bey der Untersuchung einer Sache, auch bisweilen stellt, ruhig und gelassen zu seyn; wenn es scheint, daß er nicht handeln, nicht reden, nichts entscheiden, sondern alles nur auf andere, und das, was diese sagen würden, ankommen lassen wollte; wenn er seine boshaften Absichten, seine geschmiedeten Plane auch auf eine Zeitlang zu verstecken weiß; wenn er sich alle Mühe giebt, mit seinen Fragen und Beschuldigungen zurückzuhalten, wenn er als Richter nur den Zuhörer und Untersucher, keineswegs aber den Kläger und voreiligen Verurtheiler machen will: so geschieht es doch nicht selten, daß er sich auf einmal vergißt, und in diesen Augenblicken die Gedanken und Plane seines Herzens verräth. Dieß pflegt insonderheit alsdenn zu geschehen, wenn ihm die Ausführung einer gewünschten Sache zu langsam geht, oder, wenn sie durch mißlungene Versuche verunglückt, oder wenn sich sonst irgendwo Hindernisse finden, daß er das nicht sogleich bewerkstelli-

stelligen und durchsetzen kann, was er zu Stande zu bringen wünschte und hoffte. Alsdenn fängt er mit eigener und eigenmächtiger Kraft zu wirken an, und er kann sich jetzt um so weniger zurückhalten, je mehr er sich vorher Gewalt anthun mußte, an sich zu halten. Und dieß war vielleicht auch der Fall bey dem Hohenpriester Caiphas. Anfangs schien es, als ob er bey dem Verhör über Jesum alles nur auf die Zeugnisse anderer ankommen lassen wollte: da aber diese nicht nach seinen Wünschen ausfielen, und von Jesu ihres offenbaren Ungrundes, und sichtbaren Widerspruchs willen, unbeantwortet blieben, so wurde er darüber aufgebracht, und machte, wegen einem gewissen Punkt, der bisher unberührt geblieben war, selber den Ankläger. Dieser Punkt, der ohne Zweifel schon lange vorher dem Oberrichter im Sinne lag, betraf die Würde Jesu, welche er sich zugeeignet haben soll. Du magst, sagte er daher vielleicht zu ihm, das, wessen man dich beschuldiget hat, für wahr oder nicht wahr erkennen, — eins kannst du doch nicht läugnen, daß du dir eine übermenschliche Würde zugeeignet hast! — Und nun, — bist du der Messias? — der Sohn des anbethungswürdigen Gottes? der verheißene göttliche König Israels? — Um dieser Frage noch mehr Gewicht zu geben, setzte Caiphas hinzu, „ich verlange

„auf dieselbe von dir eine Antwort im Ange-
„sichte Gottes! bey diesem, — dem Gott un-
„serer Väter, — dem Einzigen, — dem Schö-
„pfer Himmels und der Erde, beschwöre und
„nehme ich dich in Eydespflicht, daß du es
„sagest, ob du dieses Gottes Sohn, und sein
„Gesalbter seyest? — So fragte der Hohepries-
ter Jesum, und mißbrauchte durch seine Be-
schwörung den Namen Gottes auf eine Art,
wie derselbe durch unrechtmäßige Eydschwüre
und Eydesabforderungen vielleicht noch nie miß-
braucht worden ist. Schon dieß war in einer
gewissen Rücksicht strafbar, daß er Jesum in
Eydespflicht nahm, und sein Gewissen auf
eine Art binden wollte, wie man nur das
Gewissen eines hartnäckigen Läugners und des
verdächtigsten Verbrechers binden konnte. Frey-
lich hatte Caiphas als Richter das Recht,
Eydschwüre abzufordern, aber er hatte es nur
alsdenn, wenn jeder andere Versuch, die Wahr-
heit zu erforschen, unzulänglich und fruchtlos
gewesen wäre. Das Schweigen Jesu auf sol-
che, sich selbst widersprechende Anklagen und
Zeugnisse war bey weitem kein Beweis von ei-
nem verstockten, hartnäckigen Läugner. Ueber-
dieß war von seiner Gottessohnschaft und Mes-
siaswürde noch gar nicht die Rede gewesen, der
Oberrichter warf damals zuerst diese Frage auf,

und

und verband sie mit einem Eyd, nicht sowohl, um Jesu ein Selbstbekenntniß der Wahrheit abzufordern, welches zu weitern Untersuchungen, Beweisen, Prüfungen, Unterredungen Anlaß geben sollte, sondern um aus der Antwort desselben, sie möchte ausfallen, wie sie wollte, ihm ein Verbrechen machen zu können. — Man hätte auch Jesu keine verfänglichere Frage vorlegen können, als es diese war, bey welcher ihn Caiphas beschwur, sich zu erklären, ob er der Messias und Gottes Sohn sey? Bejahete sie Jesus, — so war sein Urtheil entschieden, und er wurde für einen doppelten Verbrecher erklärt, für den, der eine Gotteslästerung gesagt, und der dieselbe mit einem Eyd bekräftiget hätte; — verneinte er sie, so war er nicht weniger sträflich als ein Mann, der ehemals, durch solche Behauptungen von sich, Gott gelästert, und das Volk irre gemacht habe. Auch im Falle des Schweigens oder einer unbestimmten Antwort, dachte Caiphas, ihn als einen irreligiösen, verstockten Menschen, als einen Verächter des Eydes und obrigkeitlichen Ansehens anklagen zu können. Alles war darauf angelegt, Jesu eine Falle zu legen. Und zu diesen boshaften, blutdurstigen Absichten bediente man sich des Nahmens Gottes, und war fest entschlossen, Jesus möchte bey demselben betheuern, was er wollte, ihn doch zu verdammen. —

Und dieß that ein Richter! — ein Priester! — So gewiß ist es, daß ein Stand, eine Würde, welche ein Mensch begleitet, ihm nimmermehr das gebe und geben könne, was er nicht schon vorher hat, und gleichsam mit in seinen Stand, in sein Amt hineinbringt: Tugend und Gewissen! — Nicht selten handeln schlechtdenkende Menschen als Richter — und Priester — noch schlechter. Aber schrecklich ists, welcher Mittel sich der Heuchler bedient, um fromm, wahrheitsliebend zu scheinen, und unter dieser Maske seine Bosheit ausüben zu können. Einen bey Gott und Gewissen fragen, und gleichwohl seine Antworten zu bösen Absichten gebrauchen, — das heißt ja eben so viel, — als einen falschen Eyd schwören.

Man kann sich die Begierde vorstellen, mit welcher die Antwort Jesu auf die Frage des Hohenpriesters abgewartet wurde. Gewiß war jedes Auge der Versammlung auf ihn gerichtet, gewiß horchte jedes Ohr der Anwesenden ungeduldig, bis sich der Mund Jesu öffnen, und was er antworten würde. Aber eben die Antwort, welche und wie er sie gab, erwartete man vielleicht am wenigsten — und ohnerachtet dieselbe gewiß der Rathsversammlung die willkommenste war, so gieng doch zuversichtlich in dem Herzen der Feinde Jesu etwas vor, was sie in Verlegenheit setzte; — als dieser in einem ruhigen

und

und doch ernsthaften Ton, mit erhöhter Stimme, vielleicht auch mit aufgehabener oder auf die Brust gelegter Hand, antwortete, und zu dem Hohenpriester sagte: „Wie du mich fragst, so antworte ich! — ja! ich bin der, von dem du sprachest! Und — fuhr er in einem feyerlichen Ton fort; ich habe euch noch mehr zu sagen! eben der, der vor euch steht, und den ihr verkennt, ist es, den ihr, (denn die Zeit der Offenbarung seiner Würde ist nahe!) als einen zu göttlicher Macht nnd Herrlichkeit erhabenen König, und als einen furchtbaren Rächer über die, die Böses thun, — werdet fühlbar erkennen lernen! — Offenbar hatte diese Antwort Jesu die Absicht, nicht nur der Wahrheit dasjenige Zeugniß zu geben, welches er derselben, mit einem Eyde feyerlich aufgefordert — als Wahrheitsfreund, — als Verehrer Gottes, in dessen Namen er auf die Welt kam, und zu dessen Verherrlichung er seine Würde behauptete, schuldig war; sondern auch seinen Feinden ein Wort an das Herz zu legen, daß sie keine Entschuldigung hätten. Es läßt sich auch kaum denken, daß nicht wenigstens der Eine oder der Andere durch diesen Ausspruch Jesu, wo nicht erschüttert, doch zu einigem stillen Nachdenken gebracht worden seye. Schon dieses, daß er vorher alle Anklagen und Beschuldigungen unbeantwortet ließ, und mit Stillschweigen übergieng,

gieng, und nur auf diese Frage so bestimmt, so deutlich, so ausführlich, so unerschrocken, — antwortete, mußte manchem auffallend seyn. Noch auffallender, sollte man denken, müßten jene Versicherungen Jesu, der Rathsversammlung gewesen seyn, nach welcher er sich ihnen, im feyerlichsten, ehrwürdigsten Ton, als einen Richter und Rächer des Bösen, und also auch ihrer Ungerechtigkeiten ankündigte. — Denn nichts macht sonst mehr Eindruck, als wenn ein fälschlich verklagter oder mißhandelter Unschuldiger sich auf die göttliche Rache und auf die gewisse, aber an seinen Feinden und Verfolgern nicht ungeahndete Entdeckung seiner Unschuld beruft. In solchen Fällen wird auch bisweilen das Gewissen des Bösewichts noch gerührt. Allein, auf den Richter Jesu konnte nichts einen Eindruck machen. Sein der Wahrheit und dem Gefühl verschlossenes, boshaftes, leidenschaftliches, durch Vorurtheile, falsche Grundsätze und Heucheley verdorbenes und betrogenes Herz war keiner Belehrung und Warnung mehr fähig. So wie es ihm bey der Frage, welche er Jesu vorlegte, nur um eine Antwort zu thun war, wodurch er denselben stürzen könnte, so wendete er auch dieselbe an. Nichts war ihm zur Erreichung seiner Absichten willkommener als dieselbe, über nichts freuete er sich gewiß mehr, als über diese Erklärung Jesu, und doch

konnte

konnte er sich stellen, als ob er durch diese Antwort ganz außer sich gesetzt worden wäre. — Er stellte sich als von einem schauervollen Entsetzen über eine solche Behauptung ergriffen, und riß, um auch äußerlich nach morgenländischer Sitte den Schrecken zu zeigen, gleichsam als ob ihm die Brust zu enge würde, oben an derselben sein Kleid auf. Der Heuchler schien sich, wie er sich geberdete, kaum fassen zu können. Eine schreckliche Gotteslästerung! rief er, daß es durch den Gerichtssaal tönte. — Habt ihrs gehört, sprach er in der Versammlung umherblickend, — was er gesagt hat? — Gottes Sohn sey er! — Ein Mensch — ein solcher Mensch Gottes Sohn, — das ist ja die offenbarste Gotteslästerung! Nun ist jede andere Klage, und jedes andere Zeugniß seiner Strafbarkeit überflüßig! — Oder was läßt sich von ihm und seiner Strafwürdigkeit mehr sagen, als: was er selber gesagt und eingestanden hat? — Richter! Mitglieder dieser Versammlung! — ihr habt es selber gehört, was er behauptet hat! — Was ist euer Urtheil darüber? Was verdient dieser Mensch für eine Strafe? Die Antwort auf die Frage des Hohenpriesters kann sich jeder denken, der die Mitglieder des Raths, wenigstens nach der größten Anzahl derselben kennt, — Günstlinge, Schmeichler des Hohenpriesters, — Nachbether — Verführte

führte von denen, die den Ton angeben wollen, — Mitheuchler — Leute, die Menschen mehr fürchteten, als Gott, — was ließ sich von diesen anders erwarten, als daß sie alle zusammen schrieen: Er ist des Todes schuldig! —

33.

Niederträchtigkeiten und Mißhandlungen, an Jesu verübt — in dem Hause des Hohenpriesters.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, wurde mit diesem Verdammungsurtheil, welches über Jesum, wegen dem Bekenntniß seiner Messiaswürde und Gottessohnschaft ausgesprochen wurde, die nächtliche Rathssitzung aufgehoben. Mehr wollte man gegenwärtig nicht wissen, als was Jesus selber eingestanden hatte; — das übrige sollte den folgenden Tag in aller Frühe ausgemacht werden. Bis dahin wurde Jesus ohne Zweifel der Wache übergeben, und bey dieser Gelegenheit ließ gewiß mancher aus dem Rath, bey seinem Weggehen, eine Spottrede fallen, welche entweder an Jesum selber, oder an diejenigen, welche ihn bewachen mußten, gerichtet war: „daß sie nämlich diesen Gottessohn und Messias — ja in Ehren halten und ihm allen Respekt erweisen sollten! —Vielleicht sagte auch

man-

mancher, sie sollten sich von ihm, wenn ihnen die Zeit zu lang würde, weissagen lassen, er würde ihnen, als ein Prophet und Vertrauter der Gottheit viel unbekannte Dinge zu sagen wissen. Von dergleichen Menschen ist eine solche Vermuthung wenigstens nicht unwahrscheinlich, und wer es weiß, was solche Reden und Handlungen, insonderheit von Vorgesetzten und angesehenen Personen, auf den Pöbel für einen nachtheiligen Einfluß haben, der kann sich die niederträchtige Behandlung, welche Jesus von seinen Wächtern erdulden mußte, nach ihrer Veranlassung dazu, desto leichter erklären. Vielleicht blieb auch manches Miglied in dem Pallast des Caiphas zurück, und gab zu diesen Mißhandlungen, wo nicht selber Veranlassung, doch machte er durch sein Stillschweigen, Lächeln und eine gewisse leichtzuentdeckende Schadenfreude jene rohen Menschen noch unverschämter und dreister. Es ist auch gar wohl möglich, daß alle diese Bosheiten und Gewaltthätigkeiten, welche an Jesu ausgeübt wurden, in der Gegenwart einiger Glieder des hohen Rathes selber, vorgefallen sind, — und wer sich jener Frechheit erinnert, welche sich ein Gerichtsdiener im Angesichte des Hohenpriesters gegen Jesum erlaubte, dem werden auch andere Beleidigungen und Mißhandlungen dieser Art nicht unbegreiflich seyn. Dem sey wie ihm wolle, so

blickt

blickt gewiß jeder Leser dieser Geschichte mit innigem Abscheu auf jene Menschen hin, die sich gegen Jesum solche das Gefühl jedes Menschen empörende Ungerechtigkeiten und Schamlosigkeiten erlaubten. Nur der wildeste, roheste, gefühlloseste, ausschweifendste Pöbel konnte so etwas thun, was sie thaten. — Vor einem Menschen, und gegen denselben ausspucken, oder ihm wohl gar ins Angesicht speyen, — das setzt nicht nur von Seiten dessen, der dieß thun kann, einen Ingrimm voraus, welcher ihn unter gewisse aus Wuth geifernde, ihren Speichel ausschäumende Thierarten herabsetzt, welcher ihn bey jedem Menschen, der noch Gefühl hat, verächtlich machen muß: — sondern es ist auch diese Beleidigung eine der größten und schimpflichsten, die man einem Menschen anthun kann. Alles ekelhafte davon abgerechnet, giebt es wohl nicht leicht einen Beweis, den man Jemand geben kann, wie sehr man ihn verachte, — verabscheue und berabwürdigen wolle — als wenn man ihn anspeiet. Auch der, der sonst andere Beleidigungen weniger schimpflich fühlt, fühlt diese und muß sie fühlen, — weil sie zu offenbar schimpflich ist. Sie ist auch gewiß nur die letzte Erfindung der Bosheit und Verachtung, die letzte Aeusserung der Wuth — oder des boshaftesten Muthwillens. Allemal aber setzt sie ein böses, wildes, rohes Gemüth zum

vor-

voraus. Wer unter die Hände, und in die Gewalt solcher Menschen kommt, die zur Pöbelklasse gehören, der darf sich, und wär' er auch der beste, unschuldigste — erhabenste, durch durch Mienen und Betragen vielversprechendste, und wäre er sonst der angesehenste Mann gewesen, keine Achtung, kein Mitleiden — keine Schonung — versprechen. Eben deßwegen, weil er jetzt in ihrer Gewalt ist, begegnen sie ihm um so trotziger, schamloser, und muthwilliger. Es giebt keine Art der Mißhandlung durch Worte und Thaten, welche sie sich nicht gegen ihn aus Muthwillen erlaubten. Und in dieser Lage befand sich Jesus, unter den Gerichtsdienern, welchen er zur Verwahrung übergeben wurde. Gewiß wünschte er damals, lieber im finstern Kerker zu seyn, denn daselbst hätte er doch Ruhe gehabt. — Wer es weiß, wie drückend es ist, es nur eine Viertelstunde in der Gesellschaft und Gegenwart roher Menschen auszuhalten, und Zeuge ihrer pöbelhaften und boshaft plumpen Reden, Scherze, Handlungen und ihres beleidigenden Betragens zu seyn, — der kann es sich vorstellen, was Jesus während der Zeit, als er unter diesen Leuten war, ausstehen mußte. Seine Wächter schienen es darauf angelegt zu haben, sich mit ihm die Zeit zu verkürzen, und allen möglichen Muthwillen an ihm auszuüben. Ihr pöbelhaf-

ter Witz wetteiferte, ihn wie einen schwachen, blöden Kopf, oder wie einen wahnwitzigen Menschen aufzuziehen, und ihn durch spöttisch beygelegte Namen und Titel, durch verstellte Ehrenbezeugungen und Complimente, durch Gebärden und höhnische Reden lächerlich zu machen; sie spuckten und schlugen ihm ins Gesicht, bald gab ihm dieser mit der Hand und Faust, bald jener mit dem Stock einen Streich. — Ihr boshafter Muthwille hatte kein Ende, und erfand jeden Augenblick eine neue Beschimpfung, welche sie ihm anthaten. Insonderheit suchten sie ihn auch als einen Propheten lächerlich zu machen, sie hielten ihm die Augen zu, oder verdeckten sein Angesicht mit einem Tuch, gaben ihm sodann Backenstreiche, und fragten ihn, unter wildem Gelächter und spöttischem Hohn, wer ihn geschlagen hätte? Er — der Prophet müßte es wissen, und sollte den Thäter anzeigen! — Und so mußte Jesus, der schimpflichsten Begegnungen und Redrn, die ohne Zweifel meistentheils auf seine verkannte Würde einen Bezug hatten, noch mehr und viele erdulden, und — er duldete sie auch. — Aber peinvoll muß ihm doch, — aller seiner Kraft zu dulden und zu tragen ohnerachtet, diese Nacht gewesen seyn, und so großmüthig er alles dieses litte, so fühlte er doch gewiß wie keiner das Schmähliche

und Schimpfliche dieses Betragens gegen ihn. Gewiß wünscht auch jeder feinfühlende Leser dieser Erzählung, über dieselbige bald hinweg zu seyn, so empörend, beleidigend ist sie für Herz und Gefühl. — Man möchte zittern, wenn wenn man daran denkt, an wem sich diese Menschen vergriffen, wen — sie so verhöhnten und mißhandelten, ob sie gleich dieß nicht wußten. Man möchte bey diesem Anblick der verhönten und zu Boden getretenen Unschuld weinen, und gewiß flossen auch bey dieser Geschichte mehrere Thränen derjenigen, die sie lasen. — Man kann sich bey derselben des Unwillens, des Unmuths, der Verabscheuung gegen solche Mißhandlungen und Grausamkeiten, kaum enthalten. Und wohl dem, der dieses erlittene Unrecht seines Herrn tief fühlt — er wird den, der für ihn — und vor ihm duldete, daß wir einen Trost und ein Beyspiel hätten, desto höher schätzen, destomehr liebgewinnen lernen, er wird desto mehr jede Unbilligkeit, jeden giftigen beleidigenden Spott, jede Mißhandlung, jedes kränkende und gewaltthätige Verfahren gegen irgend einen Menschen, verabscheuen, er wird, wenn er etwas Aehnliches erdulden muß, zum stillen Dulder aufblicken, der uns durch Hohn und Spott, zur Krone und Herrlichkeit vorangieng, daß wir ihm durch Dulden und Glauben nachfolgen sollen.

34.

Letztes Verhör über Jesum, vor dem jüdischen Gericht; oder das Urtheil: Er ist des Todes schuldig!

Mit dem frühesten Morgen, welcher auf jenes nächtliche Verhör über Jesum folgte, wurde abermals und zwar eine volle Rathssitzung gehalten, bey welcher alle Mitglieder desselben, insonderheit von dem Stande der Priester und Gelehrten, feyerlich erschienen. Ohnerachtet schon vorher über Jesum das Todesurtheil ausgesprochen worden war, so hielte man es doch für gut, um sich den Schein des Rechts zu geben, ihn noch einmal wegen dem besagten Punkt gerichtlich zu befragen, und das auf jenes erste Geständniß gegründete Urtheil bestätigen zu lassen. Wahrscheinlich waren es aber auch noch andere Fragen, über welche man sich, in Rücksicht des Processes Jesu, berathschlagen wollte. Nach dem Verbrechen, welches man ihm als einem Gotteslästerer, schuld gab, sollte er, nach dem Gesetz, eigentlich gesteiniget werden. Allein dieser Strafe und der Vollziehung derselben schien der jüdische Senat, vielleicht, weil er sich erst dazu von dem römischen Landpfleger eine Erlaubniß hätte auswirken müssen, vielleicht, weil er dabey von dem Volk, und zwar

nicht

nicht ohne Grund, manches befürchtete, ausweichen zu wollen. Ueberhaupt dünkte es, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Feinden Jesu besser zu seyn, die ganze Sache dem Pilatus in die Hände zu spielen, weil sie alsdenn hoffen, daß es mit dem Proceß geschwinder und gefahrloser zu Ende gehen würde. Aber — dem Landpfleger ihre Anklage wichtig zu machen, und also ihren Zweck, die Hinrichtung Jesu zu erreichen, — dazu waren in Hinsicht dessen, wessen man ihn beschuldigen, und wie man ihn recht strafbar vorstellen wollte, mancherley Fragen und Verabredungen nothwendig. Nach diesen Berathschlagungen, bey welchen vielleicht mancher sagte, daß dem Pilatus die Anklage wegen einer Gotteslästerung nicht wichtig genug seyn möchte, und daß man diesem Klagepunkt wenigstens eine andere Richtung und Nebendeutung geben mußte, wurde Jesus abermals in den Gerichtssaal geführt, und gefragt: „ob er Christus sey? — — Ohne Zweifel aber verbanden damals die Richter Jesu mit dieser Frage, und mit dem Wort Christus, schon einen gedoppelten Sinn, vermöge welches sie ihn, nach ihrem Gesetz, als einen falschen Propheten und Gotteslästerer, — und vor dem Pilatus als einen Menschen verklagen könnten, der sich für einen König ausgegeben habe, der also dem römischen Stuhl schädlich werden könnte. Aber

Jesus, der sich wegen dieser letzten Beschuldigung, zu seiner Zeit schon vor Pilatus verantworten wollte, nahm diese Frage so, wie sie das erstemal vorgelegt wurde, nämlich in dem Sinne, in welchem er sie kurz vorher bejahet hatte. Doch schien er sich anfangs zu bedenken, ob er solchen unredlichen Menschen noch einmal antworten sollte. Sie sollten es auch fühlen, daß ihre wiederholte Frage nur Heucheley seye. Darum sagte er zu ihnen: wie könnt ihr mich über diesen Punkt fragen, da jede Antwort auf diese Frage überflüßig ist? Denn, sage ich es euch noch einmal, ich seye Christus, der Messias Gottes, so glaubet ihr doch meinen Versicherungen nicht: Es ist euch nicht um die Untersuchung der Sache zu thun. Ihr denkt zu partheyisch, um diese und jene Frage, die ich an euch, zu meiner Rechtfertigung thun könnte, anzuhören, sie zu prüfen und zu beantworten! Und überdieß möchte ich sagen, was ich wollte, ihr würdet von eurem Vorhaben, mich hinzurichten, doch nicht abstehen. Deutlicher konnte es Jesus seinen Richtern nicht sagen, daß er sie kenne, als er es ihnen sagte. Aber so mußte er reden, um ihr Gewissen, wenn es noch möglich war, zu rühren, und ihnen die Verantwortung, welche sie sich durch seine Hinrichtung und Verurtheilung zuziehen würden, zu erkennen zu geben. Ja! sagte er daher; dieser

Mensch,

Mensch, der vor euch steht, — ists, — dessen göttliche Hoheit und Würde bald offenbahr werden wird! — — So sprach Jesus, und überließ die Wirkung seines Ausspruchs, dem, für den wir auch das Leben um der Wahrheit willen aufzuopfern schuldig sind, und der jedes Wort der Wahrheit, wenn diese auch von vielen verkannt, verachtet, und zur Verfolgung des Bekenners derselben mißbraucht wird, diesem zu vergüten und zu belohnen, und andere zum Seegen zu machen weiß. Wer um der Wahrheit und des Bekenntnisses derselben willen, nicht bereit ist, sich jedes Leiden gefallen zu lassen, der hat die Wahrheit nie als Wahrheit erkannt, und dieselbe als den kostbarsten Schatz, den ein Mensch besitzen kann, schätzen gelernt. Wer an der Wahrheit treulos wird, der wird entweder nie davon überzeugt; die Beschäftigung mit derselben, das Bekenntniß derselben war nur eine Art von Handel und Gewerb, welches er maschienenmäßig, und nur aus zeitlichem Vortheil trieb, oder er ist der schlechtdenkendste, leichtsinnigste, gewissenloseste Mensch, den es geben kann. Ein ehrlicher, rechtschaffener Mann kann durchaus nie wider seine Ueberzeugung reden, und je theurer ihm die Wahrheit seyn muß, weil er die Kraft und den Einfluß derselben an seinem eigenen Verstand und Herzen zur Befriedigung der Bedürf-

niſſe deſſelben, erfahren hat, deſto mehr wird er es für Pflicht halten, derſelben treu zu bleiben, und es durch ein ſtandhaftes Bekenntniß derſelben, nicht nur andern zu zeigen, wie werth ihm dieſelbige ſeye, ſondern ſie auch dadurch zu einer ähnlichen Treue und Beſtändigkeit in dem, was dem Menſchen das heiligſte iſt und ſeyn ſoll, zu ermuntern. Die Wahrheit lieben, heißt Gott lieben: — die Wahrheit verläugnen, — Gott verläugnen: — Man kann ſich an Gott, — Chriſtus — und der Menſchheit nicht mehr verſündigen, ſein Gewiſſen nicht mehr verunreinigen und mit unausbleiblichen Vorwürfen belaſten — ſich vor demſelben und vor andern Menſchen nicht verächtlicher machen, — man kann kaum einen größern Schaden in der Welt anrichten, als durch die Untreue an der Wahrheit. Ja, nachdem man es mit derſelben redlich oder unredlich meynt, meynt man es mit Gott, ſeinem eigenen Gewiſſen und andern redlich oder unredlich. Es giebt gewiß keinen gerechtern Ausſpruch, als den, welchen Jeſus in dieſer Rückſicht gethan hat, wenn er ſagt, wer mich bekennt vor den Menſchen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmliſchen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menſchen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmliſchen Vater. — Doch, wir kehren wieder zu der Geſchichte zurück, in welcher wir das beſtäti-

stätiget finden, was Jesus seinen Richtern kurz vorher gesagt hatte: „Sage ich euch die Wahrheit, so glaubet ihr mir nicht, frage ich aber, so antwortet ihr nicht, und lasset mich doch nicht los. An eine Untersuchung dessen, was er von sich behauptet hatte, wurde nicht gedacht. Seine Antwort wurde aufgenommen, wie die Leidenschaft jede Antwort, die ihr zur Erreichung ihre Absichten willkommen ist, aufzunehmen pflegt. Sie ist allemal froh, wenn sie anderen etwas zur Last legen — und noch froher, wenn sie diese aus ihrem eigenen Munde richten zu können glaubt. Sey ein solches Urtheil auch noch so unbillig, so heißt es doch, wie es bey den Feinden Jesu hieß, er hat sich selbst verurtheilt! —

Zwölfter Abschnitt.

35.

Judas bereuet seine That.

Matth. 27, v. 3 — 10.

Es ereignet sich selten ein gewaltsamer Tod, dessen ein Mensch stirbt und sterben muß, ohne

daß derselbe auf andere, bald mehr, bald weniger, einen gewissen schauerhaften Eindruck machte. Selbst der weniger Empfindliche fängt an, gerührt zu werden, sobald das Schicksal eines Menschen eine solche Wendung bekommt, daß derselbe unwiderbringlich verlohren zu seyn scheint. Auch die Feinde eines solchen Unglücklichen werden in diesem Falle oft ganz anderer Gesinnung. Sie fangen jetzt an, denjenigen zu bedauern, dem sie vorher alles Böse angewünscht hatten, und sie werden um so unruhiger, je mehr sie Theil an seinem Unglücke haben. Das Gewissen wacht auf, man lernt sein Unrecht einsehen, man wünscht den Unglücklichen retten zu können. — Aber je weniger dieses öfters möglich ist, destomehr vermehren sich die Vorwürfe unsers Herzens. Alles stürmt auf dasselbe zu, und und zwar mit desto furchtbarerer Macht, je weniger wir es uns selbst wegläugnen können, daß wir an dem traurigen Schicksal eines solchen Menschen beynahe allein Schuld sind, — daß er durch unsere Verschuldung, — Untreue, Falschheit, Bosheit zu Grunde geht. — Schrecklich schallt die Frage in unserm Herzen wieder: Was hast du gethan? — — Der Unglückliche schwebt immer vor unsern Augen, und je lebhafter wir uns, in solchen Stunden, wo die Leidenschaft verstummt, und das Gewissen wieder zur Sprache kommt, an alles das

Gute,

Gute, welches er an sich hatte, an alle die Vorzüge seines Geistes und Herzens, welche wir bisher nicht erkennen wollten, an seine Unschuld und Rechtschaffenheit, an seine Liebe, die er auch an uns bewies, an die Proben seiner Freundschaft und Großmuth erinnern, desto bänger wird es uns bey dem Gedanken, ihm mit Undank gelohnt, — und ihn mit Füssen getreten zu haben. Und dieß war auch der Fall bey dem treulosen Jünger Jesu, dem Judas Ischariot. Denn, kaum hatte er es vernommen, daß sein Lehrer nicht nur von dem jüdischen Gericht zum Tod verurtheilt, sondern daß er auch zur Strafe dem römischen Landpfleger gebunden überliefert worden, so fieng er an, seine That zu bereuen. Einen solchen Ausgang der Sache hatte er sich nimmermehr vorgestellt, da aber derselbe gleichwohl, wider alle Erwartung und Vermuthung erfolgte, da er seinen Herrn beynahe unwiderbringlich verlohren sahe, so quälte ihn nun die marterndste Reue, und sein Herz wurde von den fürchterlichsten Vorwürfen gequält. Er betrachtete sich jetzt als den Mörder Jesu, und mußte sich so betrachten, da er sich zum Werkzeug der Ueberliefe-
rung desselben in die Hände seiner Feinde gebrauchen ließ. — Du bist an seinem Tod schuld! — rief ihm sein Gewissen zu, und dieser Vorwurf mußte ihn um so mehr quälen, je

leb-

lebhafter ihm bey demselben gewiß die Unschuld seines Lehrers, und alle seine Liebe und Freundschaft, welche ihm dieser von jeher erwiesen hatte, vor Augen schwebte. Alles, was nur das Gewissen eines Menschen martern kann, mußte ihn martern, da seine Handlung nicht nur in Rücksicht ihrer Folgen so schrecklich, sondern auch in Ansehung ihrer Bewegungsgründe durchaus keiner Entschuldigung fähig war. Was geschehen war, — konnte jetzt nicht mehr ungeschehen gemacht werden. — Es ließ sie nicht absehen, wie Jesus noch gerettet werden könnte! — denn es war schon zu weit mit ihm gekommen. Er ist verlohren! — durch mich verlohren! — durch mein Treulosigkeit und Schuld — ein Opfer des Todes! — Man denke sich diese Gedanken und Vorstellungen des Judas, — und nichts ist begreiflicher, als daß seine Seele nahe an der Verzweiflung war. — In dieser beängstigten Lage seines Gemüths lief er zu den Oberpriestern und Volksältesten, mit welchen er seinen Vorsatz, ihnen den geheimen Aufenthalt Jesu zu entdecken, abgeredet hatte, hin, ohne Zweifel in keiner andern Absicht, als seinen Herrn, wenn es noch möglich wäre, — zu retten. Da ist — sagte er, indem er ihnen die dreyßig Silberlinge hinboth, da ist euer Geld wieder, welches ihr mir gegeben habt! — ich mag und kann es

nicht

nicht behalten! Nehmt ihn zurück diesen schändlichen Lohn, — um welchen ich euch meinen Lehrer verrathen habe! — Ich bin ein Treuloser! und habe wider Pflicht und Gewissen gehandelt! — und — er, er ist unschuldig! — sein Blut fließt durch meine Schuld! — Nichts ist natürlicher, als das die Oberpriester und Volksältesten durch diese unerwartete Erscheinung des Judas, und seine Versicherungen in eine gewisse Verlegenheit gesetzt werden mußten. Denn durch sein Bekenntniß, welches er vor ihnen ablegte, wurden sie gleichsam als Mitschuldige angeklagt, und aufgefordert, den Unschuldigen noch retten zu helfen. Von bessern Menschen, als diese Priester und Volksvorsteher waren, wäre es auch zu erwarten gewesen, daß sie auf der Stelle den Richtern Jesu von der Aussage des Judas, Nachricht gegeben hätten: denn für den Gewissenhaften giebt es keine heiligere Pflicht, und kein reineres Seelenvergnügen, als: die Ehre, die Unschuld und das Leben eines Menschen zu retten, ihn aus den Händen betrogener Richter zu befreyen, oder aus den Klauen blutdürstiger und schadenfroher Böswichter herauszureißen. Er versäumt alsdenn keinen Augenblick, und eilt auf den Flügeln des Windes, das an Ort und Stelle anzuzeigen, was einen andern, wo nicht retten, doch zur Milderung seines

nes Urtheiles etwas beytragen kann. Jeder Mensch, der ihm dazu behülflich wird, die Unschuld eines Verklagten darzuthun, und die Verläumdungen gegen denselben zu widerlegen, erscheint ihm wie ein Engel. — Und, wenn es ihm wirklich gelungen ist, einen Unschuldigen zu retten, und zu befreyen: — Gott! welche Freude ist es, die er darüber empfindet! Und solche Gefühle sind es auch, welche den Herzen eines Menschen die größte Ehre machen. Aber in einer desto abscheulichern Gestalt erscheint gegen eine solche Gedenkungsart der Charakter derjenigen, welche für die leidende Menschheit und für die verfolgte Unschuld kein Gefühl haben, die sich eher darüber freuen, wenn sie andern etwas Böses nachsagen, als wenn sie dasselbe widerlegen können, — die nirgends unglaubiger, als wenn Lüge und Verläumdung widerlegt wird, — die für Verklagte, Verläumdete kein Wort reden, kein Wort der Vertheidigung und Ehrenrettung anhören mögen, die, wenn sie auch für Leidende und Verfolgte etwas thun könnten und sollten, keinen Finger rühren mögen. Und solche Menschen waren diejenigen Oberpriester und Volksälteste, bey welchen er die Unschuld Jesu, wo nicht mit dem ausgedrückten, doch leicht zu errathenden Wunsch, daß sie ihn retten sollten, — bezeugt hatte. Allein, sie hörten ihn, mit einer

bey=

beynahe unbegreiflichen Gleichgültigkeit an. Es kam ihnen auch, im entferntesten Schatten, kein Gedanken, Jesum zu retten, weil er noch zu retten wäre, — ihn nur zu bedauern, — seinem Verräther einen Vorwurf zu machen. — Doch darüber dürfen wir uns nicht verwundern. Ob Jesus unschuldig sey, oder nicht, — darüber bekümmerten sich diese Leute so wenig, als sie sich die Unruhe des Judas zu Herzen gehen ließen. Mit Freuden wurde er von ihnen aufgenommen, da er sich ihnen zum Verräther anboth, aber kalt und trostlos entlassen, da er ihnen seinen Kummer und seine Reue zu erkennen gab. — Was gehet uns das an? — Dieß war die Antwort, welche man ihm gab, und zu welcher man gewöhnlich seine Zuflucht nimmt, wenn man sich mit der Untersuchung einer Sache nicht befassen, wenn man die Prüfung einer Wahrheit, eines Zeugnisses, einer Aussage von sich ablehnen will, weil man sich nicht damit abgeben mag, weil man dergleichen Untersuchungen um dieser oder jener Ursache willen, fliehen muß. Nie hört man diesen Ausspruch, was gehet mich das an? — seltener, als wenn derselbe, statt einer Antwort, auf gewisse, listigboshafte, unruhige, vorwitzige, unbefugte, Geheimnisse ausspähende Fragen, und dergleichen Nachrichten und Erzählungen, — der treffendste, vernünftigste und christlichste wä-

re, und nie sucht man sich hinter denselben mehr zu verstecken, als: wenn wir um des Gewissens, um der Wahrheit und des Besten anderer willen, die Wahrheit untersuchen, das Recht vertheidigen, und dem Unterdrückten beystehen sollen. Unverantwortlich ist alsdenn eine solche Antwort, sie mag auch bey manchem Weisheit und Politik seyn sollen, oder nicht. Was die Menschheit, Wahrheit, Tugend, das Recht und die Religion betrifft, was mit der Ruhe, dem Glück, der Freyheit und dem frohen Lebensgenuß unserer Mitmenschen in Verbindung steht, das geht allerdings einen Menschen an, dafür müssen sich diejenigen um so mehr interessiren, die nach ihrem Stand, Beruf und Ansehen eine größere Kraft zu wirken haben. Man verwundert sich daher mit Recht über Volksvorsteher und Priester, welche dem Judas bey einer so wichtigen Entdeckung, eine solche Antwort geben konnten, durch welche sie die schändlichste Gleichgültigkeit gegen Recht und Unschuld verriethen. Unbekümmert, ob Jesus schuldig seye oder nicht, — unbekümmert um den bis zur Verzweiflung bekümmerten Judas, — entließen sie ihn mit dem kalten Zusatz: „wenn auch sein Lehrer unschuldig seyn sollte, so habe er es auf sich! — Die Verantwortung seye sein, nicht ihre. — Das ist auch die gewöhnliche, unbarmherzige Sprache aller Las-

sterhaften gegen ihre Mitgenossen, wenn diesen endlich ihr Gewissen aufwacht, und wenn sie im Drang ihrer Seelenangst, und am Abgrunde des Verderbens gegen jene ihre Klagen ausschütten. Man pflegt alsdenn alle Schuld auf solche Unglückliche zu wälzen, man überläßt sie sich selbst und ihrem Verderben, — man sucht sich durch Scheingründe zu entschuldigen, und aus der Schlinge zu wickeln. Man läßt den Verzweifelnden trostlos stehen — — — am Abgrund — sieht ihn sinken, — — und — — — geht davon! — Mehr thut die Welt selten! — —

36.

Judas nimmt sich aus Verzweiflung selber das Leben. —

Es giebt keinen schrecklichern Zustand, in welchem sich ein Mensch befinden kann, als: wenn ihm sein Gewissen auf einmal aufwacht, und wenn er in dieser beängstigten Lage seines Gemüthes sich selber weder zu rathen, noch zu helfen weiß. Noch schrecklicher wird dieser Zustand, wenn er sich alsdenn von allen Menschen verlassen, und der eigenen Quaal seines Herzens übergeben sieht, wenn andere gleichgültig, gefühllos und unempfindlich gegen seinen Seelenschmerz, vorübergehen, — wenn sie wohl gar die Vorwürfe seines eigenen Herzens noch mit

andern unbarmherzig vermehren, wenn er bey ihnen keinen Rath, keine Hülfe, — keinen Trost findet. — — In einer solchen Lage muß der Mensch zuletzt beynahe verzweifeln: und derjenige kann sich durchaus nicht, in die Umstände eines solchen Unglücklichen hineindenken, der sich darüber verwundert, wie ein solcher Mensch nicht durch die Erinnerung an die Barmherzigkeit Gottes, und durch den Vorsatz der Besserung hätte gerettet werden können. Freylich ist es diese, welche uns allein in solchen Lagen vor der Verzweiflung und dem angstvollesten Verzagen sichern kann, aber eben diese trostvolle Vorstellungen sind es auch, die dem angstvollen, zaghaften, Sünder, dessen ganze Seele nur einen Gedanken — sein Verbrechen — denken kann — aus dem Auge gerückt sind, die er nicht fassen kann, so gerne er sie auch fassen möchte. In seiner düstern, finstern Seele ist auch kein Schimmer dieses erquickenden Lichtes, welches ihm eine mögliche Gnade und Verzeihung entgegenstrahlt, anzutreffen. — Alles ist um ihn her, und über ihm — Nacht und Finsterniß. Er starrt mit seinem Auge, nur auf seine Sünden hin, — und je weniger er sich dieselben selber verzeihen kann, — desto weniger getraut er sich vor Gott und Christus Verzeihung zu erwarten! Ein solcher Mensch pflegt in solchen Fällen immer trostloser zu werden, je mehr er wider sein eigenes

Gewis-

Gewissen gehandelt hat, je lauter es ihm dieses zuletzt sagt, daß er seine Pflichten nicht gewissenloser hätte verletzen können. Wer in diesen Fällen, wo wir beynahe alles Nachdenkens beraubt sind, nicht einen mitleidsvollen Freund findet, der sich unserer erbarmt, — der es uns zuruft: „Gottes Herz ist größer als dein Herz! — Er verzeiht! Er vergiebt!" — der die verloschene Lampe unsers Glaubens und unsers Zutrauens zu dem Allbarmherzigen wieder anzündet, — der wird endlich ein schmähliches Opfer der Verzweiflung, freylich zum Theil aus eigener Schuld, — doch, wer kann es wagen, einen andern zu richten? — — Und dieß war auch der Fall bey Judas. — Das Wort der Oberpriester: „Siehe du zu!" schien ihn noch verwirrter, ängstlicher, verzweifelter — gemacht zu haben. Sein Verbrechen, ohne Hoffnung dasselbe wieder gutmachen zu können, — lag centnerschwer auf seiner Seele, — er war sich selber der unausstehlichste Mensch, er hatte keine Ruhe mehr, — und entfernte sich von dem Augenblicke an, als er den Tempel verließ, und seine Silberlinge von sich warf, von aller Gesellschaft, von jedem Menschenblick, — bis man endlich seine aufgeborstene Leiche, mit einem Strick um den Hals, in einem Thal, wo er vermuthlich von einem Felsen herabgestürzt war, — fand. — Urtheile hier wer kann und

mag, — mich kostet der treulose, aber reue-volle, — und unglückliche Judas — eine Thräne, die jeder Unglückliche verdient, und der um so mehr, der an seinem Untergang selber schuld ist. O er wurde seiner Untreue an Jesu keinen Augenblick froh! Verlohren war mit ihr alle Ruhe, alle Freude seines Lebens; es war ein schrecklicher Kampf, den er mit seinem Gewissen zu kämpfen hatte. — Vielleicht hat mancher, der über ihn richtet, nicht den halben Theil seiner Reue über seine Sünden empfunden, den Judas empfand, nicht halb so viel gethan, was er that, um sein begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Uebrigens war sein Ende immer schrecklich, und bleibt jedem eine fürchterliche Warnung, nie wider Gefühl und Gewissen zu handeln, — nie gegen einen Menschen, am allerwenigsten gegen den Treuesten aller Treuen — treulos zu handeln, weil uns solche Vorwürfe nicht selten, zuletzt, wenn unser Gewissen aufwacht, an den Abgrund der Verzweiflung hinführen. — Doch, wir kehren wieder zu der Geschichte zurück! — Ohnerachter die Oberpriester und Volksältesten auf das Zeugniß des Judas von der Unschuld Jesu keine Rücksicht nahmen, und die Wahrheit oder Unwahrheit seiner Versicherungen unentschieden lassen wollten, so scheint es doch, als ob sich in ihnen ein gewisses Gefühl

geregt

geregt hätte, welches für die Unschuld Jesu sprach, und welches durch ihr eigenes böses Gewissen noch mehr verstärkt wurde. Daher machten sie auch Bedenklichkeiten, was sie mit demjenigen Geld, welches er als den Lohn seiner Verrätherey in den Tempel geworfen hatte, anfangen sollten. Dasselbe in die Casse des Tempelschatzes zu legen, — schien ihnen, weil sie es doch für einen schändlichen Gewinn hielten, in Erinnerung eines gewissen Gesetzes, solche Gelder betreffend, nicht schicklich zu seyn. Einem Verräther diese Summe, vielleicht selber aus dem Tempelschatz auszubezahlen, das war in ihren Augen keine Sünde, daraus machten sie sich kein Gewissen, — aber eben dieses Geld wieder dem heiligen Schatz einzuverleiben, das — hielten diese Heuchler, diese Mückenseiger und Kameelverschlucker, wie sie Jesus einmal nennete, für Sünde und Unrecht. Die Verwendung dieser Silberlinge gab daher zu mancherley Berathschlagungen und Ueberlegungen Gelegenheit. Endlich wurde man eins, um dieses Geld einen gewissen Platz, aus welchem bisher Thonerde gegraben wurde, zu kaufen, und denselben zu einem Begräbnißort, für Ausländer und Reisende, welche in Jerusalem sterben würden, zurichten zu lassen. Durch diese Anwendung jenes Blutlohnes vermeynten die Priester und Volksvorsteher, nach einem sehr gewöhnli-

chen Betrug, womit sich viele in solchen Fällen selber betrügen, und andere betrügen wollen, indem sie unrechtes Gut zu milden Stiftungen und Anstalten für Arme und Dürftige anwenden, — ein gutes Werk zu thun, und sich um andere ein Verdienst zu erwerben. — Allein diese Begräbnißstätte, kam bald durch einen gewissen Namen, welchen man derselben beylegte, in Verachtung. Man nannte sich nämlich, weil es bekannt worden war, mit welchem Geld dieselbe erkauft worden war, den Blutacker, und diese Benennung behielt sie noch, da Matthäus seine Lebensgeschichte Jesu schrieb. Es läßt sich dieselbe auch sehr leicht und natürlich erklären. Die Weissagung, auf welche sich der Geschichtschreiber dieser Begebenheit beruft, fand sich wahrscheinlich in einer verlohren gegangenen Schrift des Jeremias. Etwas ähnliches mit der aus diesem Propheten angeführten Stelle, findet sich auch in der Weissagung des Zacharias, und vielleicht hat der Evangelist auch auf diese angespielt. Dem seye, wie ihm wolle, so verliehrt diese Geschichte, so wie überhaupt die ganze Geschichte Jesu, um einer verlohrnen Weissagung willen, so wenig an ihrer Glaubwürdigkeit, als die Religion selber an Wahrheit und Ueberzeugung.

Dreyzehnter Abschnitt.

37.

Jesus wird zur Bestätigung und Execution des über ihn ausgesprochenen Urtheils dem römischen Gericht übergeben.

Matth. 27. v. 2. v. 11—14. Marc 15, 2—5. Luc. 23, 1—12. Joh. 18, 28—38.

Es war noch früher Morgen, als über Jesum von dem jüdischen Senate das Todesurtheil ausgesprochen wurde: gleichwohl glaubten seine Feinde keine Zeit verliehren zu müssen, die Vollziehung dieses Urtheils in aller Geschwindigkeit zu betreiben: denn ohnerachtet sie es anfangs gewiß nicht vermutheten, daß ihnen der römische Landpfleger Schwierigkeiten machen würde, so konnten sie es doch beynahe voraussehen, daß sich die Hinrichtung Jesu wenigstens bis gegen den Mittag verzögern würde. Sie mußten also um so mehr zu eilen suchen, weil mit dem Nachmittag die Vorbereitungen auf das Fest angiengen. In einer solchen Frühestunde erwarteten sie auch noch nicht so viel Zu-

lauf des Volks, wegen welchem sie doch besorgt seyn mußten. War Jesus einmal in den Händen des römischen Landpflegers, dann befürchteten sie nichts mehr. — Mehr aber als alles andere, drang sie ihr eigenes leidenschaftliches und erbittertes Herz, die Hinrichtung Jesu durch seine Uebergabe an den Pilatus zu beschleunigen. Der böse Mensch hat keine Ruhe, bis er die Anschläge seines Herzens ausgeführt hat, er fürchtet immer, sie möchten vereitelt werden, und kein Bedürfniß ist so peinigend, bis es befriediget wird, als es die Rache, der Blutdurst und jede menschenfeindliche Leidenschaft ist. — In aller Frühe wurde also Jesus, wie der gefährlichste Missethäter in Banden geschlagen, und wohlbewacht — von dem Hause des Caiphas nach dem Pallast des Landpflegers abgeführt, — und die ganze Rathsversammlung begleitete diesen Zug. — Dieser Anblick mußte dem Pilatus nicht weniger auffallend seyn, als ihm anfangs die Ursache einer so frühen Erscheinung vor seinem Richthause, befremdend gewesen seyn mußte. Doch diese wurde ihm, ohne Zweifel, sogleich mit der Bitte bekannt gemacht, welche ihm die Juden und ihre Vornehmen vortragen ließen, daß er ihnen erlauben möchte, außerhalb dem Gerichtssaal mit ihm zu sprechen, weil sie vermöge eines gewissen Gesetzes, in denselben wegen der Nähe

he ihres Passahfestes, nicht hineingehen dürften. Dieses Gesetz war eines von denjenigen, welches mehr den kleinlichten Geist einer pharisäischen Aengstlichkeit, als den Geist Mosis athmete, und welches das Gewissen eines Menschen durch eine eingebildete Verunreinigung umzäumte, aber sein Herz vor den innerlichen Verunreinigungen nicht verwahren konnte. — Allein solche Gesetze sind es nicht selten, durch deren Beobachtung man sein Gewissen rein zu erhalten sucht, und es bey allen Beflecken desselben rein erhalten zu haben glaubt. Je gewissenloser öfters ein Mensch denkt und handelt, desto gewissenhafter ist er in der Erfüllung solcher äusserlichen Vorschriften. Ihr Herz durch Haß, Bosheit, Mordlust, Lügen, Verläumdungen, falsche Zeugnisse, durch die offenbahrsten Ungerechtigkeiten gegen Jesum, verunreiniget, und sich dadurch zu einer gottwohlgefälligen Feyer des bevorstehenden Festes unfähig und unwürdig gemacht zu haben, — ihre Hände, ehe sie das Osterlamm aßen und dem Herrn opferten, mit Blut zu beflecken, — daraus machten sich die Juden so wenig ein Gewissen, daß sie erst alsdenn ruhig ihr Passah feyern wollten, wenn sie ihre Absicht erreicht hätten; — aber in die Wohnung eines Heiden, der ein besserer Mensch, wie sie, war, — in ein Gerichtshaus, wo ein Todesurtheil, auf welches

sie doch mit der brennendsten Begierde warteten, — ausgesprochen wurde, hineinzugehen — daraus machten sie sich Bedenklichkeiten, dadurch glaubten sie sich auf das nahe Fest zu verunreinigen!! — Der Ursprung dieses Aberglaubens mag gewesen seyn, welcher er wolle, er mag seinen Grund in einem zu weit ausgedehnten Verbot des Umganges und der Gemeinschaft mit Heiden gehabt haben, oder in einem mißverstandenen oder erweiterten Gesetz, gewisse Verunreinigungen betreffend, zu welchen nicht nur die Berührung eines Todten, sondern auch die Annäherung zu einem Ort, wo ein Todter lag, gehörte, — also vielleicht auch, nach der ängstlichen Auslegung der jüdischen Gesetzlehrer, der Aufenthalt an einem Ort, wo ein Todesurtheil ausgesprochen wurde; — genug die Juden wollten in diesem Punkt nicht wider den Buchstaben ihres Gesetzes handeln, so sehr sie auch dem Geist desselben zuwider handelten. Aber, — diese Gesetzerfüllung war freylich leichter, als die Beobachtung des Hauptgesetzes der Liebe und der Gerechtigkeit, mit welchen ihre Leidenschaften so sehr im Streite waren: und in diesem Falle pflegen solche Menschen, desto eifriger in der Erfüllung solcher leichteren, äußerlichen Vorschriften zu seyn, weil sie gerne gegen die Vorwürfe ihres Gewissens, welchen sie doch nicht ganz entgehen können,

eine gewisse Beruhigung haben möchten, und diese glauben sie darinn zu finden, wenn sie ihrer Religion, ihrem Gesetz und den Forderungen desselben, doch in diesem oder jenem Punkt eine Genüge leisten. Es ist beynahe unbegreiflich, wie sich der Mensch, der doch Verstand und Gefühl hat, — in der wahren Ausübung seiner Religion bethören läßt, durch Wahn — Aberglauben, — Menschengebothe und Vorurtheile, — und wie er sich selber so gerne bethört und betrügt, — und wie unverantwortlich er mit seinem Gewissen umzugehen pflegt, — daß es schweigen möchte; und dazu muß ihm öfters die Religion selber, die er aber nicht versteht, und deren Geist ihm nie bekannt gemacht worden ist, — behüflich seyn. Er hält sich alsdenn nur ans Aeusserliche, Ceremonielle, — an das, was mehr leibliche als geistliche Uebung ist, — was jeder mitmachen kann, ohne ein guter Mensch zu seyn; — er hält Tugendmittel für Tugend, — Uebungen im Christenthum, — für Christenthum selber; er übersieht über dem Zaun, der um das Gesetz geflochten worden ist, das Gesetz selber, — und glaubt, wenn er nur diesen Zaun nicht durchbreche, das Gesetz selber erfüllt zu haben; — kurz er sucht seine Religion immer mehr auf das Aeusserliche einzuschränken, — denn, wenn ihm dieses auch bisweilen lästig wird, so ist es

ihm doch nicht so lästig, wie die Ausübung der wahren Religion, durch Reinigung seines Herzens von bösen Lüsten und Begierden, durch Kampf gegen seine Leidenschaften, und durch die gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, mit dem Blick auf Gott und Jesus, der einen jeden richten wird, nach seinen Werken. — Es giebt kein sichereres Kennzeichen des Heuchlers und unredlichen Menschen, als Gewissenhaftigkeit im Kleinen, wenn es aufs Aeusserliche ankommt, oder auf das, was mit dem Herzen und dessen Rechtschaffenheit in keiner Verbindung steht, — und Gewissenlosigkeit im Großen, das ist, in der Hauptsache der Religion, die ihren Grund in dem Herzen des Menschen, und seinen veredelten Neigungen und Begierden hat. Und solche Heuchler waren die Juden und ihre Vornehmen, deren Rachbegierde kaum die Zeit erwarten konnte, Jesum dem römischen Richter zum Tod zu überliefern, die sich aber doch ein Gewissen daraus machten, den Pallast desselben zu betreten, weil er die Wohnung eines Heiden und ein Gerichtshaus war. Doch selbst solche Vorurtheile verdienen Schonung, denn es ist immer bedenklich und gefährlich, dem Gewissen eines andern Gewalt anzuthun; und auch der römische Landpfleger bezeigte sich in diesem Punkt gegen die Juden sehr tolerant und nachgebend. Er kam, wie sie sich es ausgebethen

hatten,

hatten, zu ihnen als ein kluger, schmeichelnder Hofmann heraus, vielleicht auf einen Balcon, der von seinem Zimmer in den äußern Vorhof gieng, oder auf denjenigen gepflasterten Saal, wo er zuletzt über Jesum das Urtheil sprach. Allein so nachgiebig er sich in diesem Punkte gegen die Juden, hauptsächlich und ohne Zweifel in Rücksicht ihrer Vornehmen, bezeigte, so ernsthaft nahm er den Proceß des Verklagten an. Er erkundigte sich also zuerst nach dem Verbrechen desselben, und verlangte eine gerichtliche Klage und gerichtliche Zeugnisse, zum Beweis, daß er selber die Sache untersuchen wolle. Allein darüber schienen sich die Mitglieder des jüdischen Raths zu befremden, und empfindlich geworden zu seyn. Solche Männer, — wie sie waren, — Priester — Rechtslehrer, — Volksvorsteher, — die ein eigenes Landes-Collegium ausmachten, erwarteten im Voraus, daß man in ihre Gerechtigkeitsliebe und Unpartheilichkeit kein Mißtrauen setzte, — daß man ihren Urtheilsspruch, ohne weitere Untersuchung, für wahr und gegründet erkennete. Es war auch ganz wider ihre Absicht, daß der Landpfleger den Proceß Jesu untersuchen sollte; sie wollten von ihm weiter nichts, als daß er ihr Urtheil bekräftigen, und an dem Verklagten vollziehen lassen sollte. Daher suchten sie auch anfangs der Frage des Pilatus, „was sie für eine Klage gegen diesen

sen Mann vorzubringen hätten?" auszuweichen, indem sie sagten, sie hätten sein Verbrechen schon gerichtlich untersucht, und er könnte es voraussetzen, daß sie nicht auf Strafe dringen würden, — wenn dieser nicht der strafwürdigste Verbrecher, — ein Irrlehrer — ein Gotteslästerer — wäre. — Durch die Voraussetzung solcher Schmähnamen, welche sie Jesu, ganz nach der Art des Pöbels und jedes leidenschaftlichen Menschen, beylegten, läßt sich wenigstens die Antwort des Pilatus, welche er ihnen gab, am leichtesten und deutlichsten erklären. Weil er nämlich merkte, daß die Verbrechen, deren man Jesum beschuldigte, Vergehungen wider das jüdische Gesetz waren, so erklärte er sich, daß diese nach ihrem Gesetz abgestraft werden müßten. Nach diesem sollte auch Jesus, als ein Gotteslästerer, für welchen er von dem hohen Rath erklärt wurde, nicht gekreuziget, sondern gesteiniget werden. Allein die Feinde Jesu schienen hauptsächlich auf seine Kreuzigung zu dringen. Daher sagten sie zu dem Pilatus: „diejenige Strafe, welche dieser Verbrecher verdient hat, dürfen wir an ihm, als Juden, nicht vollziehen lassen. Es kommt bey derselben durchaus auf deine Einwilligung und auf deinen Befehl an. Unser Gesetz bestimmt für ihn diejenige Strafe nicht, welche er verdient hat." Auch hier gaben die Feinde Je-

su ihre leidenschaftlichen Gesinnungen, ihre Verachtung und Erbitterung gegen ihn zu erkennen: er sollte des schmählichsten grausamsten, schimpflichsten Todes sterben, eines Todes, um dessentwillen sein Andenken ewig verabscheuungswürdig seyn sollte. Jede Strafe des Gesetzes war ihnen für den verhaßten Jesus nicht schmerzlich und schimpflich genug. Wenn Pilatus sonst einen andern Missethäter, der nach ihrem Gesetz hätte abgestraft werden sollen, vor sein Gericht fordern, und ihn nach dem römischen Gesetz hätte hinrichten lassen, so würden die Juden, ohne Zweifel, über Eingriffe in ihre Rechte und Freyheiten, über Gewaltthätigkeit und Beschimpfung geklagt und gemurret haben: — allein dießmal vergaben sie selber ihre Freyheiten und Rechte. Die Ursachen davon liegen jedem vor Augen. — Indessen gieng alles so, wie es nach dem Plan der Vorsehung gehen sollte, und wie es Jesus selber vorausgesagt hatte, daß er nämlich den Heiden überantwortet und von denselben gekreuziget werden würde.

38.

Erste Anklagen der Juden gegen Jesum bey dem Pilatus, und erstes Verhör dieses Richters über den Verklagten.

Ohne Zweifel waren die Feinde Jesu aus dem jüdischen Rath in der größten Belegenheit, da sie sahen, daß der römische Landpfleger durchaus auf eine nähere Untersuchung der Sache dringe. Denn durch diese Untersuchung wurde der Proceß, dessen Ende sie so begierig entgegen sahen, verlängert, — und das Todesurtheil, welches sie bereits über Jesum ausgesprochen hatten, so viel als ungültig gemacht. Diese Untersuchung setzte gerichtliche Klagen, — also auch Beweise und Zeugnisse voraus; aber auf eben diese mußte es ihnen am meisten bange werden. — Indessen zweifelten sie vielleicht doch nicht daran, daß sie durchdringen würden, und ihre boshafte List hatte es schon berechnet, wie sie die Sache angreifen, und ihre Klagen dem römischen Landpfleger wichtig machen wollten. Das — sahen sie wohl ein, daß sie bey diesem Richter mit solchen Klagen nicht vorkommen dürften, wie z. E. die Beschuldigungen waren, daß Jesus gesagt hätte, er wolle und könne den Tempel Gottes abbrechen. Ein gewisses Gefühl sagte ihnen, daß Pilatus darüber

über spotten, und solche Klagpunkte verächtlich abweisen würde. Auch wollten sie von so manchen andern Klagen, welche gegen Jesum vor ihrem Gericht vorgebracht worden, nichts sagen, weil sie vielleicht abermals Widersprüche befürchteten. Desto gewisser erwartet es zuverläßig jeder Leser dieser Geschichte, daß die Feinde Jesu vor dem römischer Richter denjenigen Klagepunkt berühren würden, um welches willen sie selber über ihn das Todesurtheil ausgesprochen hatten. Allein, auch davon sagten sie anfangs, da sie zu Klagen gegen Jesus, welche zu einer weitern Untersuchung Gelegenheit geben sollten, aufgefordert wurden, — kein Wort, weil sie entweder glaubten, solche Anklagen wegen Gotteslästerung, Irrlehren, ꝛc. ꝛc. dem Pilatus als einen Heiden nicht wichtig genug machen zu können, oder, weil sie fürchteten, daß er sie auf ihr Gesetz zurückweisen möchte, nach welchem sie selber diesen Proceß untersuchen und den Verklagten bestrafen sollten. Desto eher hofften sie zur Erreichung ihrer Absichten etwas auszurichten, wenn sie bey dem Richter Jesum als einen für den Staat gefährlichen Mann verklagten, und als einen solchen suchten sie ihn vorzustellen, wenn sie sagten: „Er seye ein Volksaufwiegler, welcher der Nation aufrührische Gesinnungen beybringe; — Er habe sich vernehmen lassen, daß man dem

römischen Kaiser keine Abgaben schuldig sey, daß dieser Tribut für die Juden entehrend und schimpflich seye, — er habe sich für den Messias oder Christus, das ist, für einen König der Juden ausgegeben." — Das waren die Hauptklagepunkte, welche die jüdischen Rathsglieder anfangs gegen Jesum vorbrachten, und welche den Pilatus überzeugen sollten, daß sie gewiß nicht ohne Grund auf seiner Hinrichtung bestünden. — Listigboshafter hätten sie auch nicht zu Werke gehen können, als sie zu Werke giengen. Sie verstunden ganz die Kunst aller schlauen, ausgelernten Bösewichter, die, wenn sie einem Menschen schädlich werden, wenn sie ihn verhaßt machen wollen, ihre Anklagen, Beschuldigungen, Verläumdungen, allemal so einzurichten zu wissen, daß sie ihre Absichten bey denselben kaum verfehlen können. Es ist bey solchen Menschen alles aufs genaueste berechnet, daß ihre Versuche nicht ohne Wirkung bleiben. Der gewöhnlichste Kunstgriff, dessen sie sich hiebey bedienen, ist der: daß sie einen Menschen, welchen sie aus Privatabsichten hassen, auch andern verhaßt zu machen suchen, daß sie ihren Anklagen und Verläumdungen immer diejenige Wendung geben, welche sie denselben geben zu müssen glauben, um die Aufmerksamkeit anderer zu fesseln, um ihre Leidenschaf-

ten zu erregen, und um sie vermöge ihres Amtes und ihres Berufs in Thätigkeit zu setzen. Mit der größten List verstehen solche Leute jeden, bey welchem sie einen Menschen in Verdacht bringen wollen, auf derjenigen Seite anzugreifen, wo er am empfindlichsten ist. — Die Bekanntschaft mit der Gedenkungsart, mit den Grundsätzen, Leidenschaften, Vorurtheilen, Schwachheiten, Vorrechten, Pflichten ꝛc. anderer, alles muß ihnen zur Erreichung ihres Zweckes dienen. — Sie verläugnen in solchen Fällen ihre eigenen Grundsätze, und nehmen zum Schein die Gedenkungsart anderer an. Wenn solche Menschen auch selber die irreligiösesten, — die unruhigsten Köpfe im Staate sind, wenn sie zu einer andern Zeit mit ihrem Feinde gemeinsame Sache machen, wenn sie sich über den Schaden eines andern auch von Herzen freuen würden, wenn ihnen Religionsliebe, Patriotismus auch die gleichgültigsten Dinge von der Welt sind, so wissen sie doch, wenn sie einem Feinde schädlich werden wollen, ihre Sprache so einzurichten, und ihre Klagen so vorzubringen, daß es scheint, als ob sie nur aus Eifer für die Religion, — für den Staat und für das Wohl anderer redeten. — Und dieß war auch der Fall bey denjenigen Beschuldigungen, welche der jüdische Rath vor dem Pilatus gegen Jesum vorbrachte. Auch der ruhigste Leser dieser Ge-

schichte kann sich bey diesen Anklagen kaum des Unwillens enthalten, nicht nur deswegen, weil bey denselben eine heuchlerische Sorgfalt für das öffentliche Wohl, und eine erdichtete Anhänglichkeit an den Kaiser so unverkennbar ist, sondern auch, weil diese Beschuldigungen die unverschämtesten Beleidigungen der Wahrheit waren. Es war die offenbahrste Lüge, daß Jesus das Volk sollte zum Aufruhr gereizt, und den Tribut an den Kaiser für unerlaubt sollte erklärt haben. Erst wenige Tage vorher, hatte er es so deutlich als möglich, gesagt, daß man dem Kaiser geben sollte, was sein seye! und dieser Ausspruch Jesu konnte seinen Feinden um so weniger aus dem Sinne gekommen seyn, da er die Antwort auf eine Frage war, welche man ihm in keiner andern Absicht vorgelegt hatte, als um ihn aufrührischer Grundsätze beschuldigen zu können. — Nie hatte sich Jesus auch nur in Gespräche von politischen Gegenständen eingelassen, geschweige denn dem Volk dergleichen Grundsätze beygebracht, welche es mit der Regierung unzufrieden gemacht, und ihm Anlaß zu Unruhen gegeben hätten. Wenn dieses geschehen wäre, so würden die Feinde Jesu, gewiß schon früher davon zu seiner Verurtheilung Gebrauch gemacht haben. — Doch beynahe boshafter noch als diese Beschuldigungen alle von Volksverführung und

dergleichen, — war die letzte, nach welcher sich Jesus für einen König ausgegeben haben soll, wie sie sagten. Auf diese Anklage glaubten sie um so mehr pochen zu können, weil er selber auf die Frage des Hohenpriesters, ob er Christus, — oder der Messias seye? mit ja geantwortet hatte. Allein diese Frage wurde Jesu in einem ganz andern Sinn vorgelegt, als seine Antwort auf dieselbe, vor dem Gerichte des Pilatus, gedeutet wurde. Freylich faßte auch das Wort Messias! Christus! den Begriff eines Königs in sich, — aber nicht eines solchen Königs, welcher das Volk von dem Kaiser abwendig machen würde. — Es wurde auch dieses Bekenntniß, welches Jesus von sich als dem Messias, oder Christus ablegte, von dem Hohenpriester nicht sowohl nach einem politischen, als vielmehr religiösen, oder dogmatischen Sinn, nicht als Staatsverbrechen, sondern als Blasphemie ausgelegt. Gleichwohl gebrauchten sie dieses Bekänntniß jetzt, wie sie es zur Erreichung ihrer Absichten gebrauchen zu können glaubten. Sie nahmen das Wort „König," in dem Verstande, in welchem es gewöhnlich genommen wird, und suchten dadurch dem römischen Landpfleger, Jesum, als einen für die Ruhe des Staates gefährlichen Mann, — vorzustellen. — Aber den Pilatus interessirte, aller Wahrscheinlichkeit nach, diese Anklage nicht

viel; der Anblick Jesu, als eines Prätendenten der jüdischen Krone, — flößte ihm eher Mitleiden als Verdacht ein, — überdas hatte er nie von ihm so etwas gehört, — was auch der Aufmerksamkeit der römischen Policey gewiß nicht entgangen wäre. — Wenn auch etwas an der Sache ist, dachte er vielleicht, so sind es Schwärmereyen eines Phantasten. Indessen wußte er doch als ein kluger Kopf, daß dergleichen Schwärmereyen, die sich, insonderheit unter dem Volk, wie eine Seuche ausbreiten, oft von den bedenklichsten Folgen sind und werden können. — Ueberdieß mußte er, als Richter, es seye nun im Ernst, oder zum Schein, die Anklage, welche gegen Jesum vorgebracht worden war, untersuchen. Er ließ ihn also in den Gerichtssaal hineinführen, um desto freyer und ruhiger mit ihm reden zu können, — um durch eine gewisse Vertraulichkeit, ihn desto eher zu einem Geständniß seiner Schwärmereyen zu bringen, oder, bey dieser Gelegenheit vielleicht auch noch andere Dinge, seine Verkläger betreffend, zu erfahren. Du bist also, sagte er zu ihm, der Juden König! — Ist das wahr? — Hast du dich dafür ausgegeben? Bist du ein König? — Jesus sahe, ohne Zweifel, bey dieser Frage seinen Richter an, so wie wir öfters bey gewissen Fragen, die man uns vorlegt, bey einem Argwohn, den man uns zu erkennen

giebt,

giebt, bey einer Beschuldigung, die uns zur Last gelegt wird, andere anzusehen pflegeu, gleichsam als ob wir stillschweigend fragen wollten, ob solche Fragen und Beschuldigungen im Ernst zu verstehen wären? — Noch beredter wird ein solcher Blick durch ein kurzes, mit Ruhe und sanftem Ernst ausgesprochenes Wort, wie es z. E. die Frage ist, die man bey solchen Gelegenheiten öfters hört: — „Glaubst du das? Kannst du so Etwas von mir denken?" — oder wie es die Antwort Jesu war, welche er dem Pilatus gab, indem er, anstatt seine Frage sogleich zu beantworten, zu ihm sagte: „Ist das deine — oder die Sprache anderer? — Deine eigene Vermuthung, — oder ein Verdacht, der dir beygebracht worden ist? Kaum ist es möglich, wollte Jesus sagen, daß du so etwas von mir glauben solltest? Ich — ein König? der die Juden von deinem Kaiser abwendig machen soll? — Siehst du mich darum an? Hast du davon schon etwas gehört? Glaubst du das? — Ohne Zweifel sind dir falsche Begriffe von mir als dem Messias Gottes, dem König Israels, beygebracht worden. Allein diese Gegenfragen, so treffend sie auch waren, schienen dem Pilatus, der sich um den Juden Messias wenig bekümmerte, und der das Wort König, nur im politischen Sinn desselben nahm, lästig zu werden. Was weiß ich, sagte er von

eurer Religion und von eurem Messias? Ich bin ja kein Jude, und verstehe eure Lehre nicht. Genug, du bist einmal von deinem eigenen Volk, von deinen Theologen und dem geistlichen Gericht bey mir verklagt worden, als ein strafbarer Verbrecher, — also, — nur dieses will ich wissen, — was hast du dir zu Schulden kommen lassen? Was hast du für Absichten gehabt? Bist du ein König? — Es war Jesu beynahe unmöglich, sich gegen den Pilatus deutlich zu erklären, in welchem Sinn er ein König der Juden sey, und sich dafür ausgegeben habe: Denn diese Erklärung setzte zu viel jüdische Religionskenntnisse voraus, und machte andere, dem römischen Richter nicht verständliche Erläuterungen, Einschränkungen, Bestimmungen, Berichtigungen, Beweise und Anwendungen dieser Lehre von einem Messias oder Christus nothwendig. Mithin suchte ihm Jesus nur einen allgemeinen Begriff von sich, als einem König zu geben, und insonderheit den Verdacht, „daß er ein politischer König seyn wollte," von sich zu entfernen. Niemals — sagte er daher, hab ich daran gedacht, ein irdischer König mit Kron' und Scepter seyn zu wollen, — mit willkührlicher Gewalt und äusserlichem Fürstenglanz über Länder und Völker zu herrschen, — und in Judäa ein Reich gründen, und mich zum König desselben aufwerfen

zu

zu wollen. Wenn ich dieses im Sinn gehabt, wenn ich meinen Anhängern dazu Hoffnung gemacht hätte, sie würden Blut und Leben daran gewagt haben, mich gegen meine Feinde, daß sie mich nicht in ihre Gewalt bekämen, zu vertheidigen, — aber ich ließ dieses alles geschehen, ohne sie zur Gegenwehr aufzufordern. Denn ich strebte nie nach irdischer Hoheit, mein Reich ist kein Weltliches! — Ohnerachtet Jesus mit dieser Antwort, bey dem Pilatus, gegen die Beschuldigungen des jüdischen Rathes, gewiß gerechtfertiget war, so war dieser, aber ohne Zweifel mehr aus Neugierde, als aus Verdacht, doch begierig, zu erfahren, was das für ein Reich seyn möchte, von dem der Verklagte selber gesprochen hatte. Du sprichst, sagte er zu ihm, immer von einem Reich, — also mußt du doch ein König seyn? und dich dafür ausgegeben haben? Was ist das für ein Reich? — Wenn es nicht in der Welt ist, wo ist es denn? Was bist du denn für ein König? — Ein König, antwortete Jesus, mit Würde, im Reich der Wahrheit! — die Gründung, Ausbreitung und Vermehrung desselben, — das war meine Bestimmung von Geburt an. — Darum erschien ich auf dieser Welt. Durch Wahrheit herrsch' und wirk' ich auf Menschen. Wer Sinn und Bedürfniß für die Wahrheit und meine Lehre hat, der ist

mein Unterthan! Ich — ein Wahrheitsleh-
rer, — und meine Unterthanen, — Wahrheits-
freunde, — daraus besteht mein Reich! —

39.

Pilatus findet Jesum unschuldig, und erklärt sich gegen den jüdischen Senat, daß er ihn nicht hinrichten lassen könnte. — Er sucht diesen ihm unangenehmen Proceß dem Fürsten Herodes in die Hände zu spielen.

Mehr konnte und wollte Jesus dem Pilatus von seinem Reiche nicht sagen, weil er ihn nicht würde verstanden haben. Dieser schien auch ohnehin weiter nichts wissen zu wollen, als ob sich Jesus für einen König der Juden im politischen Verstande des Wortes ausgegeben habe, und da er dieses verneint hatte, so so war er zufrieden, und Jesus gegen die Anklage seiner Feinde gerechtfertiget. — Um die Wahrheit, von welcher Jesus gesprochen hatte, bekümmerte sich Pilatus nicht viel, — diese wollte er ununtersucht lassen! — Was ist, sprach er, Wahrheit? — indem er vielleicht die Achseln zuckte und sagte, ach die Wahrheit! — Wenn es eine Wahrheit gäbe! — Man hört hier ganz einen Mann sprechen, der, so wenig

er

er Philosoph war, es doch seyn wollte. Ihm waren ohne Zweifel die Streitigkeiten der griechischen und römischen Weltweisen bekannt, und daß der eine dieses, der andere jenes für Wahrheit ausgegeben, und daß einige sogar behauptet hätten, daß es keine Wahrheit gäbe. — Wahrscheinlich hatte er sich selber mit der Untersuchung der Wahrheit nie abgegeben, — dazu glaubt man nicht selten, — auf Thronen, an Höfen, — in Gerichts- und Geschäftszimmern keinen Beruf zu haben. Ja, wenn man durch dieselbe reicher, mächtiger, irdischglücklicher werden könnte, dann würde diese Wissenschaft das allgemeine Lieblingsstudium werden, — dann würde man die geheimsten, tiefsten Goldgruben derselben durchsuchen. Allein, so glauben es viele nicht einsehen zu können, wozu Wahrheit nütze? — Manchen scheint es Weisheit zu seyn, an der Wahrheit ganz zu zweifeln, weil sich andere mit derselben vergeblich die Köpfe zerbrochen haben, auf Irrwege gerathen sind, und weil es der Meynungen, und Widersprüche so viele gäbe, so daß man also immer in Zweifel seyn müßte, wem man glauben und folgen solle, und ob man jemals zu einer gewissen und beruhigenden Erkenntniß dessen, was wahr ist, — gelangen werde. — Diesen voreiligen Schluß machte auch vielleicht Pilatus, allein, er vergaß es, daß ein Weiser, wenn er ein solcher

seyn

seyn will, nichts seiner Untersuchung und Prüfung für unwürdig halten soll; daß bey aller Verschiedenheit der Meynungen doch eine Wahrheit zu Grunde liegen könne, daß man diese erst mühsam suchen müsse, wenn man sie finden wolle, daß man sie, wenn man auch lange vergeblich derselben nachgespürt hätte, doch zuletzt finde, — daß man auf dieselbe nicht selten durch Menschen hingeleitet wird, von welchen man es am wenigsten vermuthet hätte, — er vergaß es, daß er das, was ihm seine Weisen nicht gaben und geben konnten, vielleicht bey Jesus hätte finden und erfahren können, nämlich etwas, was seinem Verstand und Herzen Nahrung gegeben hätte. — Und dann hätte er ja die Wahrheit gefunden. — Denn das ist gewiß Wahrheit, was die Bedürfnisse unsers Geistes und Herzens auf eine solche Weise befriediget, daß dadurch Besserung, Ruhe, Hoffnung, innerliche Vervollkommnung bestärket wird; freylich kommt es hier auch hauptsächlich auf Bedürfnisse an, welche befriediget seyn wollen. Ohne diese wird man auch die Wahrheit nicht suchen, und also nicht finden. Aber eben diese Bedürfnisse für Wahrheit und Weisheit scheint Pilatus nicht gehabt zu haben. Ihm war es nur um Erdenglück, um Geld, Ehre und Ansehen zu thun. Und daher bekümmerte er sich auch um die Wahrheit nicht, von

wel-

welcher Jesus gesprochen hatte, durch welche ihm, für Geist und Herz ein so erquickendes Licht hätte aufgehen können, in welchem sich so viele tausend Weise schon gefreut haben. Doch, wir kehren wieder zu der Geschichte zurück! — Nach der Ueberzeugung des Landpflegers war Jesus nichts weniger als der gefährliche, schädliche Mann, für welchen er von den Juden und ihren Vornehmen ausgegeben wurde, und er konnte nicht absehen, warum er ihn, insonderheit mit dem Tode, abstrafen sollte. Er erklärte sich also geraden Weges gegen die Ankläger Jesu, die auf seine Zurückkunft aus dem Gerichtssaal ängstlichbegierig gewartet hatten, — daß er kein — am allerwenigsten ein todeswürdiges Verbrechen auf ihn habe herausbringen können. — Und dieß sagte er öffentlich, auf freyem Platze, daß es jedermann hören konnte. Man denke sich also die Verlegenheit, in welcher sich die stolzen Pharisäer, Gelehrten und Volksältesten befinden mußten, und die verborgene Wuth, welche aus ihrem Auge funkelte, und ihre Wange glühend heiß röthete, als Jesus — in ihrer Gegenwart — für unschuldig! — und sie, — in seiner, — soviel als für falsche ränkevolle Ankläger und Verläumder erklärt wurden. Wenn ein Bösewicht gegen einen verfolgten Unschuldigen aufs höchste, erbittertste, aufgebracht werden soll, so geschieht es gewiß

alsdenn, wenn dieser in seiner gerechtfertigten Unschuld — da steht, und jener seine Absichten verfehlt hat, und sich dadurch vor seinem Feinde und andern — beschämt sieht. Nicht selten aber macht diese Schaam dergleichen Menschen noch schamloser; und jemehr es bey ihnen Vorsatz worden ist, ihren Feind, es koste, was es wolle, — zu Grunde zu richten, destoweniger geben sie nach, desto wüthender, frecher werden sie. Unbekümmert um Widerspruch, Beweise, Glaubwürdigkeit und dergleichen, — häufen sie Lüge auf Lüge, — Verläumdungen auf Verläumdung Anklage auf Anklage, und was nur ein Menschenherz von Galle und Bitterkeit in sich fassen kann, — schäumt ihr Mund aus, und wenn sie nichts mehr thun können, so fangen sie an zu toben, und das durch wildes Geschrey und ungestümme Behauptungen und Forderungen auszurichten, was sie durch Gründe nicht bewerkstelligen können. Und dieses war auch der Fall bey den Vornehmen der Juden, als Jesus für unschuldig erklärt wurde. Er — hieß es ohne Zweifel, unschuldig? — — nicht strafwürdig? — der — der — — und nun erfolgten wieder neue Anklagen — neue Beschuldigungen, die sich aber wahrscheinlich um die erste Anklage wieder herumdrecheten, und nur durch den boshaften Witz eine andere Form erhalten hatten. Zu dieser Anklage gehörte auch

jene

jene: „daß Jesus unter dem Volk Unruhen erregt — und es weit und breit von Galiläa an im ganzen jüdischen Lande, — bis selbst in der Hauptstadt an sich zu ziehen gesucht habe.“ Dieses was zwar, wenigstens in Ansehung ihrer Absicht, die alte Klage, welche sie gleich anfangs gegen Jesum vorgebracht hatten, aber diesesmal gaben sie derselben eine andere Gestalt, und suchten Jesum, den sie als König nicht verdächtig machen konnten, als Volkslehrer verdächtig zu machen. Deswegen wurde auch von ihnen absichtlich — Galiläa — wo er den Saamen seiner Lehre ausgestreuet haben soll, genannt, um den Pilatus aufmerksam zu machen, was dieses für eine Lehre seyn müßte, welche unter diesen bekannten unruhigen Köpfen Beyfall gefunden habe, und um ihn selber schließen zu lassen, was daraus entstehen könnte, wenn man diesen Mann so fort machen ließe. — Allein Pilatus schien immer weniger Lust zu haben, sich mit dem Proceß abzugeben, der ihm freylich in mehr, als einer Rücksicht zuwider seyn mußte: denn er sahe es wohl ein, mit welchen heftigen, leidenschaftlichen, ränkevollen Gegnern er es zu thun hatte. Das Stillschweigen, welches Jesus auf alle, auch die bittersten, beschimpfendsten, schwersten Anklagen seiner Feinde beobachtet hatte, und in welchem er sich durch keine Aufforderung zur Vertheidi-

gung und Verantwortung unterbrechen ließ, schien ihm eher für als gegen ihn zu reden. — Pilatus war in Verlegenheit, was er thun sollte, und aus dieser glaubte er sich am besten herauswickeln zu können, wenn er die ganze Sache, welche bey ihm anhängig gemacht worden, von sich abzulehnen suchte, und zwar so, daß seine Absicht dabey unbemerkt bliebe. Habt ihr nicht gesagt, sprach er daher, daß Jesus aus Galiläa seye? Also auch ein Unterthan des Herodes? — Ja! hieß es. Nun — sagte er, dieser wird eure Anklage am besten untersuchen können. Er wird seinen Unterthanen besser kennen, als ich. — Seine Entscheidung wird für euch, als das Urtheil eines Glaubensgenossen, befriedigender seyn. — Ich will also Jesum zu ihm hinführen und ihn seinem Gericht übergeben lassen. Vernünftiger, billiger, — toleranter hätte Pilatus — wie es scheint, nicht reden und urtheilen können. Er wollte um dem Verklagten alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, um den Juden selber eine gewisse Schmeicheley zu machen, die sie aber als dieselbe gewiß nicht erkannten, seine Rechte an einen jüdischen König, oder an den Herodes abtreten, der von Religion ein Jude war. Allein diese Sprache war auch nur die Sprache der Politik. — Die Absicht des römischen Landpflegers war dabey auch keine andere, als:

auf diesem Weg einen ihm verhaßten Rechtshandel von sich zu entfernen, und bey dieser Gelegenheit dem Vierfürsten von Galiläa eine gewisse Schmeicheley zu machen, bey welcher wieder andere privat- und politische Absichten zu Grunde lagen. In dieser Rücksicht erscheint auch Pilatus, der sonst als Richter manches liebenswürdige hat, in einem nicht zu vortheilhaften Licht. Derjenige, der sich einen Richter als einen Mann denkt, dem es nach seinem Beruf — Pflicht und Freude seyn sollte, einen unschuldig- Verklagten zu retten, und ihn gegen offenbahr falsche Anklagen, Zeugnisse und Verläumdungen, die sich von selber widerlegen, die keiner Antwort und Vertheidigung werth sind, so lange in seinen Schutz zu nehmen, bis er mit demselben, am Ausgang der Sache, über seine Feinde triumphiren kann — warlich eine unaussprechliche, eine göttliche Freude! — ein Mensch, welcher diesen eben so gegründeten als erhabenen Begriff von einem Richter hat, der weiß nicht, was er von dem Pilatus denken soll, wenn dieser einen Proceß, der doch bey ihm anhängig gemacht wurde, in dessen Untersuchung er, zum Vortheil des Verklagten, weit gekommen war, und dessen Entscheidung von ihm abhieng, von sich abzulehnen, und auf einen andern zu wälzen sucht, von dem er nicht überzeugt seyn konnte, daß er denselben mit

der gehörigen Gewissenhaftigkeit betreiben würde. Denn Herodes, welchen der römische Landpfleger, wie ein Staatsmann den andern, gewiß kannte, war wahrscheinlich der Mann nicht, auf dessen Gerechtigkeitsliebe man sich verlassen konnte. Von einem so wollüstigen, argwöhnischen, herrschsüchtigen Fürsten, wie er war, läßt sich als einem Richter selten etwas Gutes erwarten. — Allein für die Sache Jesus — schien Pilatus unbekümmert gewesen zu seyn. Es war ihm nur darum zu thun, wie er sich, in einer so verdrüßlichen Sache, aus dem Spiele ziehen möchte. Sein Amt war ihm nicht so heilig, wie es ihm hätte seyn sollen, und wie es denjenigen nimmermehr seyn kann, welche die Pflichten desselben nur alsdann erfüllen, wenn sie dieselbe erfüllen müssen, — welche froh sind, wenn sie ihre Geschäfte einem andern in die Hände spielen, und die Lasten, die sie tragen sollten, auf andere wälzen können, welche gern das Ansehen, — den Genuß und die Vortheile ihres Amtes haben, aber die Beschwerlichkeiten desselben nicht tragen mögen — welche sich bald aus Bequemlichkeit, bald aus Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, bald unter diesem und jenem Vorwand, zurückziehen, wenn sie ihre Pflichten erfüllen, freymüthig reden, — unpartheyisch richten, ihre Kräfte anstrengen, und thätig seyn sollten. — Solche

Menschen haben die Würde und Wichtigkeit ihres Amtes und Berufes nie gefühlt, — ihre heiligen Pflichten, welche sie auf sich haben, nie erkannt, ihre Verantwortung nie überlegt, sie sind, in welchem Stande sie seyn mögen, Miethlinge, — die nur für Geld dienen.

40.

Jesus vor Herodes: — oder der würdigste Mann vor dem unwürdigsten Fürsten.

Von Pilatus wurde also Jesus zu Herodes geführt, welcher gerade damals, als ein Judengenosse, wegen der Feyer des Passahfestes sich in Jerusalem aufhielt. Dieser nahm auch mit Freuden die Untersuchung dieses Processes über sich, wie der Ehrgeizige und Eitle allemal gerne ein Geschäfte zu übernehmen pflegt, sobald er sich geschmeichelt sieht. An die listige Absicht des Pilatus, der ihm eine Last auf den Hals laden wollte, die er von sich zu entfernen suchte, dachte er ohne Zweifel nicht, denn niemand ist öfters einfältiger, als der Ehrgeizige. Vergessen war über diesem Respect, welchen ihm der römische Landpfleger zu erweisen schien, — alles, was in kürzerer oder längerer Zeit vorher vorgegangen war, und was das gute Vernehmen dieser Großen unterbrochen und ihre

Freundschaft getrennt hatte. Denn an diesem nämlichen Tage wurden sie wieder Freunde mit einander, und söhnten sich, wenigstens zum Schein, mit einander aus: denn meistens ist bey den Vornehmen und Großen dieser Welt Freundschaft — und Aussöhnung — nur Schein. Man macht Freundschaft, bricht Freundschaft — und erneuert sie wieder durch Verträge, Bündnisse, Friedensschlüße, Aussöhnung, (doch dieses moralische Wort kennt man in der politischen Welt nicht!) so wie man es nach Zeit und Umständen für gut, und zur Erreichung gewisser Absichten für dienlich findet. Allein diese Bereitwilligkeit, mit welcher Herodes die Rechtssache Jesu, so gerne übernahm, hatte auch noch einen andern Grund. Dieser Fürst hatte nämlich schon viel Rühmens und Erzählens von diesem Manne gehört. Man hatte ihm schon viel von seinen Thaten und Wundern gesagt, und welches Aufsehen er überall erregt hätte. — Es war daher schon längst sein Wunsch gewesen, diesen Jesus einmal zu Gesichte zu bekommen, und mit ihm selber sprechen zu können. Vielleicht wünschte er dieses insonderheit auch deßwegen, weil einige behaupten wollten, daß dieser Jesus kein anderer, als Johannes der Täufer seye, welcher wieder von den Todten auferstanden wäre. Wenn jene Warnung, welche einmal die Pharisäer Jesu gaben, daß er

sich vor dem Herodes in Acht nehmen sollte, weil er ihn suchte umzubringen, nicht ein blinder, leerer Schrecken war, welchen sie ihm aus verstellter Besorgniß für sein Leben, oder aus Bosheit oder sonst einer andern Absicht, einzujagen suchten; so scheint Herodes, bey dem Ansehen, welches sich Jesus in Galiläen erwarb, nicht so ganz gleichgültig geblieben zu seyn. Und es widerspricht auch der Gedenkungsart dieses Fürsten, der einen Johannes hinrichten ließ, weil er die Wahrheit redete, gar nicht, daß er Jesu vielleicht wirklich einmal nach dem Leben gestellt habe. Doch scheint es, daß es nur eine gewisse Neugierde war, welche dem Herodes die Gelegenheit, Jesum selber zu sehen, so willkommen machte, und diese Neugierde gab ihm auch Stoff zu mancherley Fragen, welche er an Jesum that, ohne Zweifel seine Wunderwerke betreffend; er schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, daß Jesus noch vor ihm ein solches Wunderwerk machen, und seine Künste zur Unterhaltung und Belustigung zeigen würde. Allein Jesus gab ihm, auch nicht auf eine — seiner Fragen eine Antwort, und beobachtete das tiefste Stillschweigen, welches auch gewiß jeder Weise und gesetzte Mann beobachtet haben würde, wenn er in der Lage Jesu gewesen wäre. Nie wird ein Mensch, der ein wahres Ehr- und Selbstgefühl hat, — jede Frage, die ihm

von flatterhaften, eingebildeten, eitlen, vorwitzigen, geist- und herzensleeren Thoren vorgelegt wird, beantworten, — nie wird er sich so herabwürdigen, die bloße, tändelnde, zeitverderbende, zwecklose Neugierde anderer zu befriedigen, nie wird er seine Kunst, seine Wissenschaft, seine Kenntniße, seine Entdeckungen, Erfahrungen, Geschicklichkeiten, seine Kraft zu denken und zu wirken zum Gegenstand einer leeren Unterhaltung machen lassen, am allerwenigsten wird er dem antworten, der nicht ernsthaft, redlich, ruhig, bescheiden und wißbegierig fragt; der eine Antwort, weil sie nicht nach seinen Wünschen ist, belachen und bespötteln würde. Es giebt auch Fragen, auf welche man durchaus nichts antworten kann, wenn man nicht, durch eine Beantwortung derselben, andere, wegen ihrer Bosheit oder Dummheit, — oder Unwissenheit, — oder Unverschämtheit, oder ihrem unbefugten Vorwitz, — öffentlich beschämen will. — Und weil man dieses nicht allemal gerne thun will, so schweigt man lieber. Durch nichts kann man auch solche vorwitzige, unbefugte Frager mehr beschämen, als durch keine Antwort, durch Schweigen, — und wenn sie noch nicht alles Gefühl verlohren haben, so müssen sie es fühlen, daß ihre Fragen keiner Antwort werth waren. Aus diesem Grunde schwieg auch Jesus. Ihm war der Richter,

vor dem er stund, schon vorher bekannt, und sein ganzes Betragen war so beschaffen, daß Jesus aus demselben schließen konnte, es seye ihm mehr um eine Unterhaltung für seine Neugierde, — als um ein gerichtliches Verhör zu thun. Dieses hatte auch, wie es scheint, bald ein Ende. Denn so criminell die Anklagen waren, welche die Priester und Gesetzlehrer bey dem Herodes gegen Jesum anbrachten, so scheint dieser Fürst doch auf dieselben wenig geachtet zu haben, — und da der Verklagte, ohne Zweifel auch auf diese Beschuldigungen, so wenig als auf die vorhergehenden Fragen etwas geantwortet hatte, so wähnte derselbe, es möchte der Gefangene weiter nichts als ein Schwacher — blödsinniger Schwärmer seyn. Und nun gieng es, wie es gewöhnlich bey solchen Menschen zu gehen pflegt, an ein Spotten und Lachen, — insonderheit darüber, daß dieser Jesus sich für einen König ausgegeben haben soll. Der Fürst von Galiläa, dem als einem Richter nichts weniger als Lachen und Spotten anstund, fieng an, und seine Höflinge, die ohnehin in allem etwas lächerliches finden, die an Spott und Verachtung anderer, größtentheils gewöhnt sind, — die sich in allen nach ihrem Fürsten zu richten pflegen, und diesen beständig nachlachen, nachspotten, nachtadeln, nachverachten, die ganz seine Miene und Sprache

nachzuahmen suchen, stimmten in seinen Ton ein. Sie hatten ihre Kurzweil mit Jesu, sie übten gemeinschaftlich ihren Witz, ihn lächerlich zu machen, sie legten ihm als einer so vornehmen Person, wie er wäre — ein Staatskleid an, betrachteten ihn dann höhnisch und dummspottend in diesem Anzuge, — und nachdem sie selber dieses unwürdigen Spiels mit ihm, dem Ehrwürdigsten, müde waren, so schickte man ihn wieder zu dem Pilatus zurück. Wenn diese Begegnung einem wirklich blöden, — verrückten Menschen, an irgend einem Orte, wo man sich mit nichts besserm, als mit Lachen zu unterhalten weiß, wo man sich Verstand anmaßt, wenn man sich über andere lustig machen kann, widerfahren wäre, so würde gleichwohl jeder gesetzte, edeldenkende, vernünftige und feinfühlende Leser einer solchen Begebenheit, mit Verachtung auf solche Menschen blicken. Denn über andere spotten und lachen, — das ist warlich eine Kunst, die mehr Verachtung als Bewunderung verdient. — Sehr oft ist der der größte Thor, der einen andern zum Thoren machen will. — Aber solche Ausschweifungen eines wirklich pöbelhaften Spottes — in einem Gerichtszimmer, — in der Gegenwart eines Fürsten — der sich über Kinder und über den Pöbel erheben soll, — von diesem selbst ausgeübt zu sehen, — das — erregt

vor

vor einem solchen Manne — Verachtung! — Ach! was mag Jesus — bey diesen Mißhandlungen gedacht und empfunden haben! — Doch, er war ein Weiser, und konnte also die Narren ertragen, und ihren Spott erdulden! — —

Vierzehnter Abschnitt.

41.

Pilatus versucht alles, Jesum in Freyheit zu setzen: aber vergeblich! —

Matth. 27. 15—30. Marc. 15, 6—19. Luc. 23, 13—25. Joh. 18, 39. 40. c. 19. v. 1—16.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Pilatus mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, Herodes würde sich die Auslieferung Jesu, als eines seiner Unterthanen, ausbitten, und er würde ihn alsdenn selber, zu seiner Zeit, entweder loslassen, oder ihn nach Verdienst abstrafen. Daher war es ihm gewiß nicht angenehm, daß Jesus zu ihm zurück gebracht wurde: indessen beruhigte er sich vielleicht doch damit, den Pro-

ceß Jesu um so eher jetzt zu Ende bringen zu können, weil er auch von dem Herodes jetzt für unschuldig erklärt worden. Er ließ daher sogleich die Obetpriester und Volksvorsteher vor seinem Pallast zusammen kommen, und sagte ihnen, daß sie selber Zeugen gewesen, wie nicht nur er, — ihre Anklagen gegen Jesum, durch ein angestelltes Verhör untersucht, sondern wie er dieselben auch der Untersuchung des Herodes übergeben hätte, wie sie aber beyde auf den Verklagten, insonderheit den Punkt der Volksaufwieglung betreffend, kein Verbrechen hätten herausbringen können. Herodes, der doch auch etwas davon müßte gehört haben, wenn Jesus in seinem Gebiet hätte Unruhen anstiften wollen, hätte ihn, in Rücksicht dieser Beschuldigungen, eben so unschuldig befunden, als er selber. Und nun, — erwartet es vielleicht mancher Leser dieser Geschichte, daß Pilatus den entscheidenden Ausspruch thun würde: „Er soll also frey seyn!“ — — Der römische Landpfleger sprach auch von Freyheit, — von Loslassung, — aber nicht mit derjenigen Freymüthigkeit, mit welcher ein Richter die Unschuld eines Menschen, und die Sicherheit desselben in seinen Schutz nehmen soll. — Denn demjenigen widerfährt, als einem Unschuldigen, keine Gerechtigkeit, dem man zwar das Leben retten will, den man aber doch einer Strafe unterwirft,

wie

wie Pilatus Jesum, ehe er ihn losließe, der Züchtigung mit Ruthen unterwerfen wollte. Doch diese Strafe sollte, wie es scheint, nach der Ueberzeugung und Absicht des römischen Richters, nicht sowohl eine verdiente Strafe Jesu, als vielmehr ein Mittel seyn, durch welches er dem Grimm der Feinde desselben einigermaßen einige Genugthuung verschaffen, und jene, als falsche Ankläger, vor einer öffentlichen Beschämung sicher stellen wollte. So sehr es dem Pilatus gewiß darum zu thun war, Jesum in Freyheit zu setzen, weil er wirklich von seiner Unschuld überzeugt war, und weil er nicht daran zweifelte, daß ihm der Verklagte nur aus Neid und Haß überantwortet worden wäre, — so sehr fürchtete er sich doch vor dem Volk und ihren Vornehmen. Er hätte gerne Jesum retten, aber auch diese durch eine gänzliche Befreyung von aller Strafe, auf welche sie so sehr drangen, und welche sie so leidenschaftlich forderten, — nicht vor den Kopf stoßen mögen. Er glaubte also, aber aus einem falschen Grunde, für Jesum genug gethan zu haben, wenn er ihm nur das Leben rettete. Und darum war es ihm auch wirklich zu thun. — Er ließ daher nichts unversucht, das Volk und die Großen desselben bald bey ihrem Ehrgeiz, bald bey ihrem Gewissen- und Menschengefühl anzugreifen, um seine Absicht zu erreichen. Ein solches Mittel,

von

von dem er sich ohne Zweifel viel versprach, war eine gewisse eingeführte Gewohnheit, nach welcher der römische Landpfleger, auf jedes Passahfest, als den Gedächtnißtagen der Befreyung aus der Sklaverey Egyptens, dem Volk einen Gefangenen frey zu geben pflegte, und zwar so, daß die Wahl desselben gänzlich von seinem (des Volks) Willen abhieng. Diese Gewohnheit, deren Ursprung unbekannt ist, war eines von denjenigen Vorrechten, welche man dem Volk bisweilen, um es in seiner Sklaverey zu täuschen, einräumt, und auf welche dieses mit einem Eifer zu halten pflegt, als ob von denselben wirklich seine Freyheit abhienge. Denn nie glaubt mancher aus dem Volk freyer zu seyn, als wenn er Machtsprüche thun, und unbedingt etwas fordern kann. Wenn auch seine Forderungen, die Rechte und Freyheiten, auf welche er sich beruft, die unvernünftigsten, und nach ihren Folgen die schädlichsten sind, (wie es jenes Recht der Juden war, sich auch den gefährlichsten Menschen aus dem Gefängniß und von der verdienten, für die Sicherheit des Staates nothwendigen Strafe, losbitten zu dürfen,) so besteht er doch auf denselben. Auch die Juden beharrten damals auf diesem ihrem Recht, und ließen den Landpfleger an dasselbe erinnern. Dieser war auch um so mehr bereit, ihren Willen zu erfüllen, weil er bey

die-

dieser Gelegenheit hoffte, für Jesum die Freyheit auf eine solche Art auswirken zu können, daß es schien, als ob sie diese mehr der Gnade des Volks, als seinem richterlichen Ausspruch zu verdanken hätte, denn es ist unläugbar, daß sich Pilatus aus Menschenfurcht nicht getrauete, nach Recht und Gerechtigkeit zu urtheilen. Er suchte also das, wozu ihm der Muth fehlte, — durch eine Schmeicheley oder List zu erreichen: indem er dem Volk, die Vorrechte desselben betreffend, die Wahl zwischen Barrabas und Jesus — frey ließ. Seine gute Absicht dabey ist auch unverkennbar. Es schien ihm beynahe unmöglich zu seyn, daß sich das Volk den Barrabas losbitten würde, denn dieser war einer der berüchtigtsten Bösewichter in der Stadt, welcher wegen einer begangenen Mordthat und als Mitverschuldeter eines Aufruhrs, also — wegen offenbahren todeswürdigen Verbrechen war ins Gefängniß gelegt worden, und nach dem Gesetz keine andere Strafe, als den Kreuzestod verdient hatte. Wahrscheinlich schilderte auch Pilatus dem Volk diesen Verbrecher, oder er setzte, weil dieser schon, als ein Erzbösewicht in der Stadt bekannt war, seine begangenen Verbrechen, und seine Srrafwürdigkeit zum voraus. Nein! dachte er ohne Zweifel hier, es ist beynahe unmöglich, daß nicht die Wahl für Jesum und seine Freyheit ausfallen sollte. Allein

lein er betrog sich in seiner Rechnung. Er trauete dem Volk und seiner Ehrbegierde, nach welcher es einem Verklagten, dessen Verbrechen nicht bewiesen werden könnten, schwerlich einen allgemein bekannten Bösewicht vorziehen könnte, — zuviel zu; — er erinnerte sich nicht, daß die Leidenschaft keines billigen Urtheiles fähig ist, daß sie eher die niederträchtigsten Menschen in ihrem Schutz nimmt, als ihrem Feind Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er dachte nicht daran, daß die Verkläger Jesu vielleicht seine List, bey der Wahl, welche er ihnen ließ, gemerkt hatten, und daß sie eben deßwegen seine Absichten zu vereiteln suchten. — Er war vielleicht selber seinem Plan dadurch schädlich, daß er immer von Jesu als einem Juden-König sprach, — welche Benennung, bey dem gegenwärtigen Blick auf Jesum dem Volk nothwendig verhaßt seyn, und als ein Spott ausgelegt werden mußte; oder, welches die Hauptsache ist, er vergaß es, was er hätte voraussehen können, — daß die Vornehmen und Priester das Volk bey dieser Wahl nach ihrem Willen und ihren Absichten stimmen würden. Und dieß geschahe auch. — Denn die Hohenpriester und Volksältesten ließen nichts unversucht, das Volk gegen Jesum aufzuhetzen. — Man kann sich auch die Verlegenheit vorstellen, in welcher diese gewesen seyn müssen. Denn ihr

Begeh-

Begehren, daß Jesus hingerichtet werden sollte, war als eine rechtswidrige Forderung verworfen worden. Daß Pilatus dem Volk die Freyheit ließ, zwischen Jesus und Barrabas — zu wählen, das war, wie sie es wohl sahen, eine List, deren er sich, zum Vortheil jenes, zu bedienen suchte. Gesetzt aber auch, daß sie durch dieses Gewebe der Politik nicht durchblickten, so mußten sie doch immer besorgt seyn, was das Volk für einen Ausspruch thun würde. Denn, wenn sie auch auf viele Personen unter demselben rechneten, welche eher auf die Freylassung des Barabas, als Jesu, dringen würden, so war es doch noch immer ungewiß, ob alle in diesen Ton einstimmen würden, denn es ließ sich voraussetzen, daß Jesus immer noch seine Anhänger haben möchte; vielleicht sagte ihnen auch selber ein Gefühl, daß die Wahl für den Barrabas unschicklich seyn würde. Es konnte ihnen kein schrecklicherer Gedanke begegnen, als, — wenn Jesus von dem Volk freygebethen würde, denn alsdenn waren sie öffentlich beschämt: alsdenn sahen sie sich außer Stand gesetzt, ihm ferner zu schaden; dann ruhete der Vorwurf auf ihnen, daß nur sie auf seine Hinrichtung gedrungen hätten. Der grimmigste Löwe kann nicht erboster seyn, wenn ihm eine Beute, welche er schon in seinen Klauen zu haben glaubte, entgeht, als es die Feinde

Jesus,

Jesus, insonderheit aus dem Priester- und Gelehrten-Stande, waren, da sie fürchteten, daß er ihrer Rachsucht und ihrem Blutdurst entgehen möchte. Um dieses zu verhindern, thaten sie alles, was sie als Bösewichter thun konnten. Sie murmelten ohne Zweifel vor sich hin, daß es die Umstehenden hören konnten: Nicht Jesus! Barrabas! — Sie winkten, lispelten dem Volk zu, was es thun sollte. Durch diejenigen, welche ihnen die nächsten waren, ließen sie es von Mund zu Mund, — von Ohr zu Ohr fortpflanzen, daß ja kein Mensch — Jesum, diesen Gotteslästerer — Irrlehrer — Betrüger — diesen schimpflichen Messias — losbitten sollte! — Weg mit diesem! schrye vielleicht auch mancher Priester, unter dem großen Haufen heraus. Pilatus, welcher das Murren, Lispeln, Zusammenreden, Hin- und Her-laufen merkte, wartete eine zeitlang vergeblich auf eine Antwort, er fragte das Volk also noch einmal; welchen von diesen beyden er ihnen losgeben sollte? Jesum? oder Barrabas? Aber — wie sehr erschrack er, da alles aus einem Tone brüllte, den Barrabas wollen wir frey haben! — fort mit Jesus! — — Diese Forderung tönt auch gewiß jedem Leser dieser Geschichte, erschütternd durchs Ohr, und manchem ist es vielleicht ganz unbegreiflich, wie das Volk auf einmal gegen Jesus, den es doch

sonst

sonst liebte, hochschätzte, verehrte, dem es allenthalben nachlief, den es etlichemal zu seinem Könige machen wollte, welches erst einige Tage vorher ihm als dem Sohn und Thronfolger Davids ein Hosianna nach dem andern zujauchzete, welches durch seine Religionsvorträge so gerührt, durch seine Wohlthaten und Wunder in ein so ehrfurchtsvollen Erstaunen versetzt wurde, — wie dieses auf einmal seine Gesinnungen und seinen Ton so verändern konnte, daß es eher einem ausgezeichneten Bösewicht, als dem, welchen es sonst so tief verehrte, das Leben retten wollte. Doch darüber dürfen wir uns nicht verwundern; der Pöbel erhebt diejenigen, die er liebt, bis an den Himmel, und stoßt sie wieder, wenn er ihnen abgeneigt wird, bis in die Hölle hinunter. Er wagt für seine Lieblinge Leib und Leben, und sieht sie, — wenn er umgestimmt worden ist, kaltblütig worden, und zu Grunde gehen. Er ist eben so leidenschaftlich in seinen Gunstbezeugungen, als er es in seiner Rache ist. Man kann ihn öfters stimmen, wie — und verführen, wozu man will. Selten folgt er in solchen Fällen, seinem eigenen Gefühl, seiner eigenen Ueberzeugung. Der Wille desselben wird meistens nur von einzelnen Menschen gelenkt, und je mehr diese die Kunst verstehen, seine Leidenschaften zu erregen, ihm Sand in die Au-

gen zu ſtreuen, ihm etwas als ſchimpflich für ſeine Ehre, ſeine Religion, ſeine Freyheit vorzuſtellen, kurz ihn aufzubringen und aufzuhetzen, — deſto eher gelingt es ihnen, durch denſelben alles auszurichten. Und auf dieſe Weiſe gewannen auch ohne Zweifel die jüdiſchen Geiſtlichen und Aelteſten das Volk zur Erreichung ihrer Abſichten. Das Volk ſprach mehr in dem Ton ſeiner Verführer, als in ſeinem eigenen. Aber jetzt bereuete Pilatus ohne Zweifel den Schritt, welchen er gethan hatte. Er ſahe nun ein, daß er Jeſum, durch die dem Volk überlaſſene Wahl, anſtatt ihm die Freyheit zu verſchaffen, in eine noch größere Gefahr geſtürzt hatte. Denn das Volk legte die ihm zwiſchen Jeſus und Barrabas freygeſtellte Wahl nach einem falſchen Schluß ſo aus, daß beyde den Tod verdient hätten, und daß alſo Jeſus, wenn ſie ſeine Loslaſſung nicht verlangten, hingerichtet werden müßte. Pilatus war alſo in der größten Verlegenheit. Dieſe gab er auch dadurch zu erkennen, daß er das Volk fragte, was er denn mit Jeſu, dem beſchuldigten Judenkönig anfangen ſollte? — eine Frage, durch welche er abermals ſeine Rechte als Richter vergab, und durch welche er das Volk glauben machte, daß das Schickſal Jeſu in ſeiner Hand ſtünde. Doch vielleicht wollte Pilatus mit dieſer Frage ſo viel ſagen: ihr werdet doch nicht

verlangen, daß ich diesen Menschen da, welcher sich für einen König ausgegeben haben soll, hinrichten lasse? — Oder er wollte es durch dieselbe den Juden zu erkennen geben, daß er auch bereit wäre, ihnen diesen Jesus, wenn sie ihn haben wollten, loszugeben. Allein das Volk wollte von diesem Wink nichts wissen, und schrye: fort mit ihm ans Kreuz! ans Kreuz! — Nein! sagte Pilatus, dem es für Jesum immer bänger und bänger wurde, und der gleichwohl den gehörigen Muth nicht hatte, dem Volk durch den Sinn zu fahren, das Kreuz hat er nicht verdient! — Oder könnt ihr ihm ein Verbrechen beweisen, welches dieser Strafe werth wäre? — Ich habe durchaus nichts todeswürdiges auf ihn herausbringen können. Eine geringere Strafe will ich ihm anthun, ich will ihn geißeln lassen — aber dann soll er frey seyn! Nein! nicht frey! hieß es, sterben soll er! und zwar am Kreuz! — Der Lärm des wüthenden Volks wurde immer größer, und je weniger sich Pilatus dazu verstehen wollte, ihre Forderungen zu erfüllen, desto ungestümmer und impertinenter wurden sie. Volk und Priester, — alles schrye zusammen: Ans Kreuz! zum Tod!! —

42.

Pilatus handelt an Jesu grausam und ungerecht, um den Haß und die Wuth seiner Feinde zu stillen; oder das: Ecce Homo! —

Pilatus hatte bisher, wie es vielleicht manchem scheinen möchte, — alles gethan, was er thun konnte, um Jesum zu retten; im Grunde aber that er das doch nicht, was er als Richter, nach dem Gesetz hätte thun sollen, und die Befreyung, welche er für Jesum, auszuwirken suchte, war so beschaffen, daß sie dieser erst mit vielem Blut und Schmerzen, mit Schmach und Schande um seiner leidenschaftlichen Feinde willen, erkaufen sollte. Pilatus wollte auf einer Seite gerecht handeln, und handelte auf der andern höchst ungerecht. Fand er den Verklagten unschuldig, so hätte er ihn durch einen Machtspruch der Gerechtigkeit retten, und sein richterliches Ansehen dazu gebrauchen sollen, ihn gegen die Wuth des aufgehetzten Pöbels undgegen die Kunstgriffe seiner leidenschaftlichen Feinde in Sicherheit zu nehmen: und dazu würde es ihm auch nicht an Gewalt und Ansehen gefehlt haben: nie aber hätte er, wenn er Jesum für schuldlos hielt, von einer Strafe reden sollen, die er ihm, vor seiner Loslassung, wollte anthun lassen. Denn der Unschuldige verdient keine Strafe, wenn

diese auch die geringste und unbedeutendste wäre. Wer einem Unschuldigen auch nur einen Verweis giebt, um durch denselben seinem boshaften Verkläger eine gewisse Genugthuung zu verschaffen, dem ist schon die Unschuld nicht mehr heilig, er mißhandelt und beleidiget sie, und macht ihre Feinde frech und schadenfroh. Jede Strafe setzt eine Verschuldung, ein Verbrechen voraus; sie ist also, wenn sie an einem Unschuldigen vollzogen wird, Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Daher ist es gewiß auch jedem Leser dieser Geschichte befremdend, wie Pilatus Jesum geißeln lassen konnte. — Erkannte er er ihn für unschuldig, wie er ihn dafür erkannte, so war er ja keiner, am allerwenigsten einer solchen grausamen Strafe werth, welche ein solcher gegeißelter Mensch empfinden mußte, wenn er mit aufgezognen Armen, oben an einer Säule festgebunden, und in dieser gestreckten Lage seines Körpers, mit knotichten und stachelichten Peitschen auf den Rücken gehauen wurde. Schon der erste dieser weit ausgeholten Schläge mußte im höchsten Grade schmerzhaft seyn, wie vielmehr die folgenden Hiebe, durch welche Wunde auf Wunde, und immer auf einen schon verletzten, aufgerizten, Blutrünstigen — und also doppelt empfindlichen Theil des Körpers geschlagen wurde. Ueberdieß war diese Strafe der Geißlung eine der

schmählichsten, womit man sonst nur zum Tod verurtheilte Sclaven und Aufrührer, unmittelbar vor der Hinrichtung, zu belegen pflegte. (denn keinem Römer und römischen Bürger durfte diese Strafe angethan werden, ein Beweis, wie schimpflich sie seyn mußte!) Indem also Pilatus Jesum geißeln ließ, so setzte er ihn nicht nur aufs tiefste herunter, und verläugnete alle Hochachtung gegen ihn, welche man auch der Unschuld im Bettlerkleide schuldig ist, sondern er machte auch durch diese Strafe die falschen Beschuldigungen der Hohenpriester und Volksältesten, „daß Jesus ein Aufrührer seye!“ gleichsam geltend, weil er ihn, wie einen solchen Verbrecher behandeln ließ, er bestärkte sie in der Hoffnung, daß er ihn, nach ihrem Willen, würde kreuzigen lassen, weil diese Todesart meistens auf die Geißlung folgte. Dieses vermutheten auch ohne Zweifel die römischen Soldaten, so wie sie wahrscheinlich glaubten, daß sich Jesus wirklich im politischen Verstande des Worts für einen König der Juden ausgegeben habe. Aber eben ein solcher Juden-König war ihnen als Römern, welche nie keine Hochachtung vor den Juden hatten, und insonderheit bey dem Anblick der Person Jesu das lächerlichste, verächtlichste Ding von der Welt. Sie waren auch vielleicht Augenzeugen von denjenigen Mißhandlungen, welche Jesus

schon in dem Hause des Caiphas und dem Pallast des Fürsten Herodes um seiner vorgegebenen Würde willen, erdulden mußte, und daher mag es auch gekommen seyn, daß ihr pöbelhafter und dummspöttischer Witz soviel Aehnlichkeit mit jenen Beleidigungen hatte. Nun giengen sie in der Bosheit ihres ausschweifenden Witzes beynahe noch weiter, wie es gewöhnlich bey solchen Menschen zu geschehen pflegt. Denn auch unter dem dummsten, rohesten Pöbel, will einer immer witziger seyn, als der andere, und nicht selten artet ihr Muthwillen in Grausamkeit und Gewaltthätigkeit aus. So wie die Gerichtsdiener, der Oberpriester und Volksältesten, Jesum insonderheit als einen Propheten lächerlich zu machen suchten, so hatten die römischen Soldaten, so ungefähr wie Herodes, als einem König, ihren Spott mit ihm. Sie hiengen ihm daher eine alte abgetragene Toga — oder sonst einen scharlachenen abgetragenen Soldaten-Mantel um, flochten aus Dornzweigen einen Kranz, und setzten ihm denselben, statt einer Königs-Krone — gewiß nicht ohne boshaften Druck — auf, — sie gaben ihm einen Rohrstab, statt eines Scepters in seine rechte Hand, — und nun ließen sie ihrem pöbelhaften Spott freyen Lauf: sie warfen sich vor ihm auf die Kniee nieder, um ihm ihre Hochachtung und Ehrer-

biethung als einem Fürsten und König zu bezeugen, sie neigten sich vor ihm, bewillkommten ihn, huldigten ihm als einem König; — sie wünschten ihm Glück zu seinem Thron, und riefen laut: Heil dem theuren Judenkönig! — Schon diese Beschimpfungen, durch den bloßen Spott einer schamlosen Zunge, mußten für Jesum äußerst empfindlich seyn; denn, so sehr sich der Weise auch über den Spott des Pöbels wegzusetzen weiß und sucht, so thut es ihm doch, aber oft mehr um seiner Feinde und anderer, als um sein selbst willen, weh, wenn man mit dem ein Gespött treibt, was doch für Wahrheit und Menschenglück so wichtig ist. Doch bey diesem mündlichen Spotte blieb es nicht allein. Die rohen Soldaten giengen, ganz nach der Art des Pöbels, immer weiter, endlich spuckten sie Jesum an, gaben ihm Backenstreiche, schlugen ihn mit seinem Rohrscepter, welches sie ihm aus den Händen rissen, auf den Kopf, wo er ohnehin durch die Dornenkrone so viel Schmerzen empfand, und so trieben sie eine zeitlang dieses grausame, wilde Narrenspiel mit ihm, bey welchem gewiß, statt des Gelächters, welches jene rohe, gefühllose Menschen dabey aufgeschlagen haben, schon manchem empfindsamen Leser dieser Geschichte, eine Thräne geflossen ist. — Ob Pilatus von allem diesem etwas gewußt habe, das läßt sich

nicht entscheiden. Aller Wahrscheinlichkeit nach, begab er sich, nachdem er Jesum zur Geißlung übergeben hatte, auf eine zeitlang hinweg. Endlich kam er wieder zum Volk heraus, und ließ sich Jesum, welchen er in einer erbärmlichen Gestalt antraf, in den äußeren Vorhof führen. Aber ehe dieser vielleicht noch kam, erklärte er sich, daß er durchaus kein todeswürdiges Verbrechen auf ihn herausbringen könne. Dieß sollte das Volk daraus schließen, weil er Jesum sonst sogleich zur Strafe des Kreuzes überliefert hätte, oder, er wollte es glauben machen, daß er mit dem Verklagten noch einmal ein Verhör angestellt habe, oder er berief sich auf die Geißlung selbst, welche sonst eine Art von Tortur war, — oder er wollte auch dem Volk sagen, er hätte ihren Willen zu erfüllen im Sinne gehabt, aber — sein Gewissen ließe es nicht zu, einen Unschuldigen hinrichten zu lassen. Indem er dieses redete, wurde Jesus herausgeführt. — Langsamen, müden, gleitenden Schrittes — wankte er daher, — mit einer schmerzhaften Miene, — mit halbgebogenem Rücken, über welchen noch der Purpurmantel hieng, — mit blassem, Speichelbefleckten Angesicht, die Dornenkrone noch auf seinem Haupt, allüberall — auf seiner Stirne, auf seinen Händen, — auf seinen Kleidern mit Blutstropfen bedeckt, — ein Mann, ganz wie

ihn Jesaias in seiner Weissagung schilderte, — voll Schmach und Schmerzen! — So stund er da, — dem Volk gleichsam zur Schau ausgestellt. — Pilatus betrachtete ihn mit einem Blick, der, wenn er auch nicht der Blick eines wirklich gefühlten Mitleidens war, doch dieses zu erkennen geben sollte. Sehet, — sagte er zum umstehenden Volk, indem er ohne Zweifel auf Jesum mit der Hand hinwies, sehet ihn an! — diesen armen Mann!! — — Wenn die Feinde Jesu auch noch Menschen gewesen wären, wenn sie nicht schon in sich jedes Menschengefühl erstickt hätten, so müßten sie auch durch diesen Anblick gerührt worden seyn. Denn selten verfehlen solche Scenen, wo dem Auge des Zuschauers ein Unglücklicher, — Leidender, — Mißhandelter, — mit Blut und Wunden bedeckter — begegnet, ihre Wirkung auf das menschliche Herz. Theilnehmung, Mitleiden, Wehmuth bemächtiget sich unserer Seele. Selbst der verschuldetste Missethäter lockt uns, bey einem solchen Anblick, nicht selten eine Thräne ab. Wir würden ihn, wenn wir seinen Schmerz im Gesicht sehen, sein Winseln hören, und Blut — — erblicken, gern von seiner Strafe lossprechen, — wenn es bey uns stünde. — Auch die erbittertsten Feinde eines Menschen werden nicht selten alsdenn anders gesinnt, wenn sie denselben in ei-

ner leidenden Gestalt erblicken; ihr Zorn wird dadurch gleichsam besänftiget, ihre Wuth ausgelöscht, menschlichere, sanftere Gefühle behaupten über wilde, tobende Leidenschaften, wieder die Oberhand. Das Feuer des Rachefunkelnden Auges erlischt durch eine unwillkührliche Thräne, welche die Natur in dasselbe trieb. Das durch keine Leidenschaft empörte, und in Wallung gesetzte Blut, fängt an, ruhiger zu laufen. Kurz, selten bleibt der Mensch bey solchen Auftritten ungerührt. Auf solche natürlich menschliche Empfindungen scheint auch Pilatus bey dem Volk gerechnet und seinen Plangegründet zu haben, durch die Stimme desselben, Jesum in Freyheit setzen zu können. Allein er betrog sich auch hier in seinen Erwartungen. Und doch hätte er vielleicht seine Absichten erreicht, wenn es auf die Stimme des Volks allein angekommen wäre: denn so wüthend dasselbe bisweilen ist, weil man es wüthend gemacht hat, so läßt es sich doch auch wieder besänftigen, wenn man die Kunst versteht, seinem Herzen nahe zu kommen. — Das Herz des Volkes, der Menge, kann noch eher gelenkt, und zu den natürlichen Gefühlen des Menschen zurückgeführt werden, daß es wieder der Billigkeit und Gerechtigkeit Gehör giebt, als das Herz derer, die es verführen. Denn diese sind Verführer — also schon verdorbene Menschen, jenes aber meistens

nur

nur Verführte, Irregeleitete. Vielleicht würde auch das Volk einen vortheilhaften Ausspruch für Jesum gethan haben. Aber ehe dieses noch zur Sprache kommen konnte, vertraten die Oberpriester selber und die Gerichtsdiener, welche den Ton ihrer Herren annahmen, die Stelle desselben, und riefen aus vollem Halse: fort mit Jesus! Ans Kreuz! — Und dieß schryen sie, sobald Jesus zu ihnen herausgeführt wurde. Desto sichtbarer wird uns dadurch ihre sinnlose Wuth, mit welcher sie gegen Jesum gleichsam raseten, und deren brennendes Feuer durch nichts gelöscht werden konnte, als durch seinen letzten Blutstropfen. Ihr Herz war keines Gefühls, keiner menschlichen Empfindung mehr fähig. Es lechzete nach Tod und Blut. Der Eindruck, welchen sonst der Anblick eines Unglücklichen, auf Tausende macht, war bey ihren Herzen fruchtlos. Sie gehörten zu denjenigen Menschen, welche nur einen Feind sehen dürfen, um ihn noch mehr zu hassen, um noch wüthender in ihrer Rache zu werden. O Menschheit! wie weit kannst du herabsinken! —

43.

Die Juden dringen, verführt und aufgehezt von ihren Priestern, durchaus darauf, daß Jesus gekreuziget werde. — Pilatus — — giebt endlich aus Menschenfurcht nach.

Umsonst war der Versuch des Pilatus — durch die Gefühle des Mitleidens — auf das Volk zum Vortheil Jesu etwas zu wirken. Und jetzt bereuete er es ohne Zweifel, Jesum einer so schmerzhaften Strafe, ohne dadurch seine Absicht erreicht zu haben übergeben zu haben, er zitterte vielleicht für den Verklagten, und sein Schicksaal, da er es nur allzudeutlich sahe, mit welchen wüthenden, sinnlosen und leidenschaftlichen Gegnern desselben, er es zu thun hatte. Sie bestunden einmal, er mochte sagen, was er wollte, auf ihrer Forderung, und drangen durchaus auf die Hinrichtung Jesu. Aber eben diese konnte er nach seinem Gewissen und nach den Rechten nicht zugeben. Er erklärte sich also, weil er es sich immer vorgesetzt zu haben schien, nicht nachzugeben, mit einem gewissen Unwillen, daß er nichts dawider habe, wenn sie diesen Mann umbringen wollten, das könnten sie thun, wenn es ihr Gewissen, und ihr Gesetz erlaubte! Er — werde es nicht thun;

denn Jesus seye in seinen Augen unschuldig, und, es seye kein Gesetz da, welches über sein Leben aussspräche! Ja doch! — schryen die Juden, und wahrscheinlich die Oberpriester und Gesetzlehrer am lautesten: allerdings ist eins da, in unserem heiligen Gesetzbuche, nach dessen Ausspruch er den Tod verdient hat. Wer den Namen des Herrn lästert. (3. Mos. 24, 16.) der soll des Todes sterben! Und dieser hier — ist ein Gotteslästerer, denn er hat sich für einen Sohn Gottes ausgegeben, und sich also göttliche Würde und Ehre angemaßt! — Dieß war die nämliche Beschuldigung, um welcher willen Jesus von dem hohen Rath zum Tod verurtheilt wurde, deren aber bisher vor dem römischen Landpfleger nicht gedacht wurde, weil man glaubte, daß ihm die Anklagen wegen Volksverführung, Meuterey und dergleichen wichtiger seyn würden. Auch gegenwärtig berührten sie dieses Verbrechen, wie es scheint, nur gleichsam aus Noth gedrungen. Denn in der Folge gedachten sie nicht nur dieser Anklage wegen einer Gotteslästerung, die Jesus begangen haben sollte, nicht; sondern sie kehrten zu ihren alten Beschuldigungen zurück. Ihre Bosheit und List verbarg sich nur hinter den jüdischen Gesetzen, weil das römische Recht ihr Verlangen nicht begünstigte. Es war ein gewisser Trotz, nach welchem sie es dem Land-

pfleger zu erkennen geben wollten, daß es bey der Hinrichtung Jesu nicht auf die römischen Gesetze allein, sondern auch auf ihre eigene ankäme. Uebrigens scheint es von jetzt an ihre Hauptabsicht gewesen zu seyn, den Pilatus in die Enge zu treiben, und ihn durch allerley Kunstgriffe dazu zu nöthigen, wozu er sich nicht entschließen wollte. Man kann sich auch die Verlegenheit vorstellen, in welcher sich dieser befinden mußte, da der Proceß Jesu durch die Beschuldigung einer begangenen Gotteslästerung, also eines Verbrechens wider das jüdische Gesetz, eine ganz andere Gestalt bekam. Denn nun kam es auf eine neue Untersuchung der Sache an, bey welcher sich Pilatus um so weniger etwas Gutes versprechen konnte, weil er es erwarten mußte, daß man ihm das erwähnte Gesetz, und das wider dasselbe begangene Verbrechen Jesu, so deuten würde, wie es den Absichten seiner Feinde am zuträglichsten wäre. Der römische Landpfleger konnte auch, als Nichtjude, in dieser Sache nicht wohl eine Untersuchung anstellen, mithin sahe er es wohl ein, daß er sich nun dazu würde bequemen müssen, an Jesu die von dem geistlichen Rath, nach dem Gesetz bestimmte Strafe vollziehen zu lassen. Ueberdieß wußte er, wie unnachgebend die Juden in Religionssachen wären, wie viel von ihrem blinden Eifer zu be-

fürch-

fürchten wäre, und jetzt um so mehr, weil derselbe Nahrung erhalten habe. Es wurde also dem Pilatus noch bänger, als vorher. Vielleicht fiel seinem Gewissen, auch das Wort, „Sohn Gottes" auf. In seiner Religion wurde viel von Göttersöhnen und Halbgöttern gesprochen. Wie wenn Jesus ein solcher wäre, — dachte er vielleicht, und — ich habe ihn doch geißeln lassen, man will mich zwingen zu einem Todesurtheil über ihn, — welche Strafe der Götter könnte ich mir dadurch zuziehen! Gesetzt aber auch, daß er sich als ein aufgeklärterer Römer unter einem Göttersohn nur einen Menschen von vorzüglichen Talenten und Verdiensten, von einer besonders wichtigen Bestimmung dachte, so mußte ihm schon diese Vorstellung bange machen. Er hatte, ohne Zweifel in dem Gesicht und dem Betragen Jesu schon viel Großes und Erhabenes entdeckt, ihm fiel es vielleicht jetzt ein, was dieser von seinem Reich der Wahrheit gesagt hatte, was ihm seine Gemahlinn von diesem Edlen, Tugendhaften wissen ließ: kurz, er war in großer Unruhe. Und diese war auch vielleicht Ursache, warum er Jesum wieder in den Gerichtssaal zurückführen ließ, und sich bey ihm nach seiner Abkunft erkundigte. Die Veranlassung zu dieser Frage bestimmt auch den Sinn derselben, welcher ohne Zweifel kein anderer

war,

war, als: ob sich Jesus eine überirdische Abkunft, und also eine Gemeinschaft und Verbindung mit höhern Wesen zueigne? Allein dieser gab auf diese Frage keine Antwort. Er wollte sich einem Mann nicht näher und ferner bekannt machen, gegen welchen er schon freymüthig genug gewesen war, bey welchem er aber wenig Sinn für Wahrheit, für göttliche Offenbahrungen gefunden hatte: und in diesem Falle hielt Jesus seine Bekenntniße, wenn er sie nicht um der Ueberzeugung anderer willen thun mußte, sorgfältig und aus weisen, guten Absichten zurück. Ueberdieß sahe er wohl, daß sein Richter, wenn er ihm auch sagen würde: Er seye der Sohn Gottes! — ihn eben so wenig, nach dem rechten Sinn des Wortes, verstehen, als Muth haben würde, ihn in seinen Schutz zu nehmen. Pilatus hatte bisher schon gegen ihn als einen Unschuldigen wider besser Wissen und Gewissen gehandelt, also wollte ihm Jesus durch nähere Offenbahrungen seiner Würde, nicht noch mehr Verantwortung zuziehen. Er schwieg also, und hielt mit einem Bekenntniße zurück, welches ihm, aller Freymüthigkeit und aller Beweise, womit er dasselbe hätte belegen können, und zu belegen versprach, ungeachtet, schon einmal das Todesurtheil zugezogen hatte, und durch welches ihn der römische Landpfleger am allerwenigsten gegen die Wuth seiner Feinde

hätte retten können. Aber eben dieses Stillschweigen befremdete den Richter. Ihm schien es eine gewisse Verachtung gegen seine Person und Würde anzuzeigen: und nun regte sich in ihm ein gewisser Unmuth und Stolz, der sich so oft unter Vornehmen und Richtern des Volks zu regen pflegt, und der sie nicht selten glauben macht, daß es bey dem Ausspruch eines Urtheils, auf sie, — auf ihre Gnade oder Ungnade ankomme, ohne zu bedenken, daß ihre Gewalt keinen Schritt weiter gehe, als nach dem Gesetz zu richten. Auf dieses Recht schränkt sich auch ganz allein die Gewalt eines Richters, Fürsten, Königs, und jeder Obrigkeit ein. Ihr Herz kann Strafen mildern, wenn sie es für gut befinden: aber nie hängt es von ihrer Willkühr ab, einen Menschen der unschuldig ist, zu strafen, und ihm das Leben zu nehmen. Es ist ein empörender Stolz, den sie sich anmaaßen, daß das Wohl oder Weh eines Menschen in ihren Händen stünde. Sie haben ohne Gesetz über das Haar keines Menschen, geschweige über sein Leben zu gebiethen. Und, wenn sie dieses thun, so sind sie nicht Richter und Väter, sondern Tyrannen des Volks, die ihre Rechte, und ihre Gewalt mißbrauchen. Auch Pilatus scheint die stolze Einbildung gehabt zu haben, daß von ihm das Leben oder der Tod Jesu abhienge, wenigstens suchte er

ihn

ihn mit dieser eingebildeten Macht, die freylich in den Händen eines Richters eine wirkliche Macht ist, zu schrecken, indem er zu ihm sagte: weissest du nicht, daß es bey mir steht, dich kreuzigen oder loszulassen? Aber Jesus, der sich ohnehin vor dem Tod nicht fürchtete, der den ganzen Gang seines Schicksaals mit dem Blick des Glaubens an eine Vorsehung, ohne deren Willen und Zulassung uns nicht das mindeste begegnen kann, betrachtete, der sein Leben nicht blos als ein Schlachtopfer der Wuth seiner Feinde ansahe, sondern, als ein Opfer, welches er selber freywillig zum besten der Welt hingeben würde, ließ sich durch diesen drohenden Ausspruch nicht schrecken, und sein Richter sollte es fühlen, daß er etwas stolz gesprochen habe, und daß der Verklagte seine Hinrichtung aus einem ganz andern Gesichtspuncte betrachte. Nein! sagte er daher, mein Schicksal hängt keineswegs von dir ab! Mein Leben steht unter einer höhern Hand, und du würdest mir dasselbe nimmermehr nehmen können, wenn es nicht jene zugelassen und so gefügt hätte, daß du mein Richter seyn solltest, und als dieser — wirst du dein Urtheil über mich verantworten müssen; aber noch größere Verantwortung haben diejenigen, welche mich dir überliefert haben, und welche von dir mein Leben fordern. Diese Rede verfehlte auch ihre Wirkung auf das Herz

des Pilatus nicht. Schon die Freymüthigkeit, mit welcher Jesus gesprochen hatte, schien auf seinen Richter einen Eindruck gemacht zu haben. Auch das Stillschweigen, welches der Verklagte vorher beobachtet hatte, gab seiner Rede denjenigen Nachdruck, welcher gewöhnlich auf den Aussprüchen solcher Personen zu ruhen pflegt, die nur alsdenn zu reden und zu antworten pflegen, wenn sie eine Sache, von welcher gesprochen wird, für wichtig halten. Pilatus war auch weit davon entfernt, über das, was Jesus von einer höhern Hand, von welcher sein Schicksal abhienge, von Sünde und Verantwortung gesprochen hatte, zu lächeln, und solche Versicherungen, über welche vielleicht mancher andere gespottet haben würde, zu verachten, daß er vielmehr durch dieselbe nachdenkend und unruhig gemacht wurde. Ein gewisses Ahndungsgefühl ließ ihn in der Person Jesu etwas größeres vermuthen, als er dem äußerlichen Ansehen nach zu seyn schien. — Daß der Verklagte unschuldig war — wußte er vorher; was ihm seine Gemahlinn wissen ließ: habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten! das sagte ihm jetzt ohne Zweifel sein eigenes Gewissen und Gefühl, welches sich sträubte, über diesen Mann ein Urtheil zu fällen. Er machte also wahrscheinlich dem Volk noch einmal Vorstellungen, und erklärte sich gegen dasselbe, daß

er

er Jesum unmöglich hinrichten lassen könnte. — Allein dieses, — oder vielmehr ihre Vornehmen, wurden dadurch noch aufgebrachter. Sie beharrten auf ihrer Forderung, und nahmen jetzt gleichsam zu Drohungen ihre Zuflucht, wodurch sie den Richter schrecken wollten. „Entweder, sagten sie, mußt du diesen Menschen hinrichten lassen, — oder du verletzest die Pflichten gegen deinen Kaiser! — denn wer sich für einen König ausgiebt, — der ist ein Aufrührer und Rebell gegen den Kaiser. Und wer einen solchen Verbrecher — losläßt, der kann es mit der römischen Regierung nimmermehr gut meynen! Kurz vorher hatten die Juden von einer Gotteslästerung gesprochen, um welcher willen Jesus den Tod verdient hätte, — und jetzt kehrten sie auf einmal zu ihrer alten, vorigen Anklage wieder zurück. Doch das ist die Gewohnheit aller boshaften und schamlosen Lügner und Verläumder. Bey ihren Aussagen und Beschuldigungen, ist alles zur Erreichung ihrer Absichten, nach Zeit und Umständen berechnet. Wenn sie auf einer Seite nicht durchzudringen im Stande sind, so versuchen sie es auf einer andern. Zuletzt kehren sie wieder auf ihre alten Anklagen und Lügen zurück, und suchen dieselbe, wenn sie auch schon hundertmal widerlegt und abgewiesen worden sind, durch Trotz und Machtsprüche geltend zu machen. Sie se-

tzen dieselbe, mit einer Unverschämtheit, die weiter keinen Widerspruch befürchtet, zum voraus, und suchen durch Schlüße, welche sie daraus ziehen, diejenigen, von welchen sie eine Gegenwehr befürchten, in Furcht zu setzen. So wie sie denjenigen, welchen sie verläumden, als einen gefährlichen verhaßten Menschen vorzustellen suchen, so suchen sie auch diejenigen, welche sich desselben annehmen wollen, verhaßt und verdächtig zu machen. In dieser Rücksicht wurde es auch dem Pilatus nicht wenig bange, als er das Volk und seine Obersten aus einem solchen Ton reden hörte. Er befürchtete zuletzt einen Aufruhr — und Klagen bey dem römischen Hof, und er wußte es nur allzugut, wie argwöhnisch Tiberius war. Menschenfurcht, — Interesse, — der ängstliche Gedanke an Verdrüßlichkeiten, — an Verantwortung, — an Amtsentsetzung, — und vielleicht an noch mehr, — alles dieses, — rückte ihm seine Pflicht als Richter — die Gerechtigkeit — aus dem Auge. Er vergaß Jesum über sich selbst. In seinem Gewissen kämpfte das Mitleiden, und die Liebe zur Gerechtigkeit mit der Liebe zu sich selbst, und der Sorge für seine eigene Sicherheit, und manche scheinbare Entschuldigung mochten ihm die letztern vorspiegeln, daß er die Pflichten der erstern verletzen müßte. Es thut mir weh, dachte vielleicht Pilatus, für diesen

diesen Mann! — allein, — ich bin gezwungen, wider meine Ueberzeugung zu handeln! — ich muß — aus Klugheit nachgeben, wenn ich nicht noch schlimmere Folgen befürchten will. — Die gewöhnliche Sprache aller gewissenlosen Menschen, die doch gewissenhaft seyn wollen! — Und nun — ließ der Landpfleger Jesuni aus dem Verhörsaale herausführen, und setzte sich an dem ringsumher offenen, mit Säulen umgebenen, und Marmorplatten bedeckten Platz, (Hochpflaster, Steinpflaster) an einem erhabenem Orte, zu welchem Stufen hinaufführten, (Gabbatha) auf seinen Richterstuhl, zum Zeichen, daß er jetzt das verlangte Todesurtheil aussprechen wolle. Aber, ehe er dieses that, und das Bluturtheil unterzeichnete, blickte er noch einmal zu dem Volk hin, und sagte: Seht ihn doch an — euren König! — und dieß sagte er ohne Zweifel mit einem spöttischen Ton, welcher es die Juden fühlen lassen sollte, — daß sie Thoren wären, von diesem Mann so etwas im Ernst zu behaupten; allein eben dieser Spott, den sie entweder nach seinem wahren Sinn verstunden, oder nach ihrem Wohlgefallen deuteten, machte sie noch toller. Fort! fort mit ihm! hieß es, ans Kreuz! Euren — König — soll ich kreuzigen lassen? versetzte Pilatus vielleicht noch spöttischer, euren König, — der — — ich weiß es,

es wäre euch ein König willkommen! dann wäret ihr ja ein Volk, unabhängig von römischer Herrschaft! Und ihr erwartet ja einen König oder Messias! — Nein! sagten sie, diese Heuchler, — welche lieber heute als morgen das römische Joch abgeschüttelt hätten, welche von nichts als Freyheit träumten, welche den Kaiser als ihren Oberherrn von Herzen haßten, nein! sagten sie, wir erkennen nur diesen für unsern Herrn, — von einem König wollen wir nichts wissen. — So spricht man öfters, als Lügner und Bösewicht, wider seine Ueberzeugung, wenn man durch Heucheley gewisse Absichten erreichen oder verheimlichen will. Pilatus sahe jetzt wohl, daß mit diesen leidenschaftlichen, ränkevollen Menschen nichts auszurichten wäre. Der Lärmen derselben wurde immer größer, ihre Forderungen ungestümmer: er befürchtete zuletzt einen Aufstand, welcher ihm bey dem römischen Hof zu Schulden angerechnet werden könnte. Und also, — — o du armer unschuldiger Jesus!!! — gab er endlich dem Volk nach, und willigte in seine Forderung ein, daß dieser gekreuziget werden, — — und Barrabas los seyn sollte! — Doch sollten sie dieses sein Urtheil als ein solches ansehen, welches er nicht nach seiner Ueberzeugung, sondern nur deßwegen gefällt habe, um ihnen eine Genüge zu thun. — Er blieb einmal dabey, daß

Jesus

Jesus unschuldig seye, und daß er seine Verurtheilung nicht verantworten wolle. Daher wusch er sich vor dem Volk die Hände, zum Zeichen, daß er sich mit dem Blut eines Unschuldigen nicht beflecken wolle, und sagte, wenn sie ja noch auf der Hinrichtung dieses Mannes beharrten, so sollten sie es auf ihre Verantwortung nehmen! Allein ihr Gewissen war keiner Warnung, keiner wohlthuenden Rührung mehr fähig. Ihre Leidenschaft wüthete gegen Jesum, und ihr eigenes Wohl. — — Sein Blut schryen sie, das der Himmel wiederhallte, sein Blut komm' über uns und unsere Kinder! — — — Schrecklich!! Schrecklich!! Es würde unnütz seyn, über diese Vermessenheit der Juden, hier ein Wort nur hinzuzusetzen. Jeder Leser dieser Geschichte, fühlt es gewiß selber, zu was, — zu welchen Verfluchungen seiner selbst, der Mensch fähig seye, wenn er sich von seinen Leidenschaften, insonderheit von Zorn und Rache, und falschem Religionseifer hinreißen läßt.

Funfzehnter Abschnitt.

35.

Jesus wird zum Tode geführt.

Matth. 27. 31—38. Marc. 15, v. 20—28. Luc. 23, v. 26—34. Joh. 19, v. 16—24.

So hatten also nun die rachgierigen, blutdurstigen Feinde Jesu, ihre Absicht erreicht. — Eher ruheten sie nicht, bis sie dem Pilatus das Todesurtheil über den ihnen verhaßten Nazarener abgedrungen hatten. — Tod! — war ihr Losungswort und der einzige Wunsch ihres nach Blut lechzenden Herzens. — Und diesen sahen sie jetzt erfüllt. Da jauchzete ihr gottloses Herz, und sie konnten den Augenblick kaum erwarten, wo sie das Blut des Verurtheilten fließen, und ihn am Schandpfahle sterben sehen könnten. Ein schrecklicher, — jedes Menschengefühl empörender Wunsch! eine hämische boshafte Freude, die ihr Herz erfüllen mochte! Wie es dem römischen Landpfleger, als er das Todesurtheil über Jesum unterschrieben hatte,

oder

oder vielmehr zu unterschreiben gezwungen worden war, zu Muthe gewesen, — das läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen: aber wahrscheinlich verließ er unmuthsvoll über die trotzige Zudringlichkeit der Juden, und mit einer gewissen Zudringlichkeit über sich selber, den Richterstuhl. Wahrscheinlich verfloß ihm auch der Gerichtstag Jesu, unter mancherley unangenehmen Empfindungen, und gewiß blickte er dem Verurtheilten, da er ihn wegführen sahe, nicht ohne Rührung nach. — Ehe dieses geschahe, wurde Jesu derjenige scharlachene Mantel, welcher ihm zum Spott umgehängt worden war, abgenommen, und seine gewöhnlichen Kleider, in welchen er vielen Tausenden bekannt seyn mußte, angezogen. Und nun gieng es fort, zum Tode!! — Nach der Gewohnheit der Römer, mußte auch Jesus, so entkräftet und ermattet er schon war, sein Kreuz, an welchem er sollte angenagelt werden, oder vielmehr nur den Querbalken desselben, selber tragen. Und er nahm es auch gedultig auf sich. Aber seine Kräfte verließen ihn immer mehr und mehr. Todtenblaß und hin- und herwankend — blieb er vielleicht öfters stehen, holte tiefen Athem, — wollte niedersinken, und kaum konnte er sich unter dieser schweren Last mehr erhalten. Es war zu befürchten, daß er athemlos dahin sänke, ehe er noch die Gerichtsstätte erreichte.

reichte. Vielleicht war er schon einmal unter dem Kreuzesbalken zu Boden gesunken. — Aber kein Mensch erleichterte ihm seine Last. Seine Freunde und Anhänger, welche ihn begleiteten, waren, so sehr sie auch ihr Herz drang, ihm zu helfen, zu furchtsam, und die römischen Soldaten legten aus einer gewissen Gefühllosigkeit, welche diesen Leuten nicht selten eigen ist, eben so wenig ihre Hände an, um den Todtschwachen zu unterstützen. Man ließ es also darauf ankommen, ob es Jesus aushalten würde. Allein, indem er durch das Thor vor die Stadt hinausgeführt wurde, gieng gerade ein Mann vorüber, die Lebensbeschreiber Jesu nennen ihn den Simon von Cyrene, einer Stadt in Lybien, und führen ohne Zweifel deßwegen auch die Namen seiner zween Söhne an, weil dieselbe damals, als sie ihre Evangelien schrieben, als eifrige Anhänger Jesu bekannt waren. Dieser Simon kam, nach dem Bericht des Lucas, damals vom Feld oder über Land. Man hielt ihn also entweder für einen vorübergehenden Wanderer, oder für einen Landmann und Bauren. Dem seye, wie ihm wolle, genug, — er wurde von den Soldaten angehalten, daß er das Kreuz, welches Jesus nicht weiter fortschleppen konnte, auf sich nehmen sollte, eine Zumuthung, die zwar sehr eigenmächtig war, die uns aber alsdenn

denn weniger befremdet, wenn wir uns erinnern, wie gewaltthätig öfters Soldaten und ihre Officiere, gegen unbekannte Personen, insonderheit gegen den geringen Mann und gegen Landleute zu handeln pflegen. Dieser Unbekannte mochte sich weigern, so viel er konnte, er mochte sagen, was er wollte, es half nichts, und er mußte sich bequemen, dem matten Jesus seinen Balken, bis an die Gerichtsstätte, welche freylich von der Stadt nicht weit entfernt war, nachzutragen. Es kann also das, was dieser Mann that, für kein Verdienst angesehen und gepriesen werden, denn er wurde zu diesem Dienst gezwungen; aber eben so wenig war es gewiß von seiner Seite, eine Verachtung gegen Jesum, daß er dieses Geschäfte nicht über sich nehmen wollte. Vielleicht würde er ihm gerne, wenn er ihn irgendwo, unter einer schweren Last dahin sinkend — angetroffen hätte, aufgeholfen und seine Bürde menschenfreundlich auf sich genommen haben: — aber das Kreuz eines Verurtheilten zu tragen, nach einem solchen Platze, dieses glaubte er nicht ohne Beschimpfung thun zu können, und dieses Vorurtheil war ohne Zweifel die Hauptursache, warum er sich so lange sträubte, Jesu, den er ohnehin nicht kannte, seine Last zu erleichtern. Allein auch in dieser Rücksicht, wird ihn der Billige, der Vernünftige, der es weiß,

daß

daß es leichter ist, Vorurtheile zu bespötteln, als sie, insonderheit bey dem gemeinen Manne, auszurotten, entschuldigen. Indessen bleibt es doch immer ein Verdienst des Weisen, Vorurtheile zu bestreiten, sie betreffen, welchen Gegenstand sie wollen. Denn es ist schrecklich, zu welchen Verirrungen des menschlichen Herzens und Verstandes dieselbe schon eine Veranlassung worden sind. Das einzige Vorurtheil von dem was nach dem Aberglauben des Pöbels und den falschen Grundsätzen der sogenannten großen Welt, Ehre und Schande seyn soll, zu welchen Thorheiten, Beleidigungen des gesunden Menschenverstandes, zu welchen Verletzungen der heiligsten Pflichten, zu welchen Gewaltthätigkeiten, die man an seinem Herzen und Gefühl, und an andern verübte, hat dasselbe nicht schon Gelegenheit gegeben! Und doch ist für den unbefangenen Menschenverstand nichts leichteres, als solche Vorurtheile von Ehre und Schande einzusehen, wenn man nur darauf Rücksicht nimmt, daß es durchaus keine Handlung geben kann, die den Menschen entehrt, als das Laster, und daß ohne Verdienst und Tugend niemand auf wahre Ehre Ansprüche machen könne. Mit diesem Blick auf Ehre und Schande, ist jede Erleichterung, die wir einem leidenden, und wäre er, wer er wolle, zu Theil werden lassen, jede Hülfe, die wir selbst dem

Laster-

Lasterhaftesten Verschuldetsten, von der Welt Entehrtesten verschaffen, ein Liebesdienst, — eine edle That, das dumme Vorurtheil mag dagegen einwenden, was er will. Das sagt uns auch unser eigenes Gefühl, bey welchem es uns, trotz alles Volkswahns, doch wohl ist, wenn wir selbst an solchen Menschen, welche nach gewissen Vorurtheilen, von der Menschenliebe gleichsam ausgeschlossen sind, eine Wohlthat ausgeübt haben, wenn wir aus ihrem Auge und Munde den herzlichen Dank lesen, welchen sie uns zu erkennen geben. Und gewiß warf auch Jesus dem Simon, da er sein Kreuz auf seine Schultern nahm, einen solchen Blick zu, welcher es ihm sagte, willst du, lieber Man! so gut seyn, diese Last für mich zu tragen? — Gewiß sagte er ihm Dank, als jener vor ihm das Kreuz auf Golgatha niederlegte. Gewiß hatte auch Simon, von Gott und Jesu seinen Lohn für diesen Dienst. —

45.

Fortsetzung des Vorigen. — Edle Weiberthränen.

Es wäre ein sehr voreiliger Schluß, welchen man aus dem gewöhnlichen Zusammenströhmen des Volks, bey der Hinrichtung eines Verur-

theil-

theilten, allemal auf ein gefühlloses Herz, auf eine gewisse Schadenfreude, auf ein heimliches Vergnügen an solchen Todes- und Blutsscenen machen wollte. Freylich macht der Menschenkenner bey solchen Gelegenheiten manche Bemerkungen, die nicht zum Vortheil der Menschheit ausschlagen; und es ist unstreitig, daß ein Volk, welches an dergleichen blutigen Auftritten eine Freude haben kann, schon ziemlich verwildert, und an Grausamkeiten gewöhnt seyn müsse. Ueberhaupt ist die Freude, welche man bey solchen Veranlassungen äußert, das Wohlgefallen, welches man an der Hinrichtung eines Menschen hat, und wäre er auch der verschuldetste Missethäter, — so wenig an seinem Ort, daß sich dabey meistens, wo nicht ein ganz böses, verwildertes, doch ein Herz voraussetzen läßt, welches nicht mehr feinmenschlich fühlt. Indessen ist das, woran das Volk bey solchen Scenen, ein Wohlgefallen zu haben scheint, oft weiter nichts, als eine bloße Neugierde, die nicht selten bey schauerlichen Vorfällen noch regsamer ist, als bey andern Auftritten, und die noch größer zu werden pflegt, wenn ein solches schauervolles Schicksal, wie es eine öffentliche Hinrichtung ist, einem Menschen begegnet, der uns von seiner guten oder schlechten Seite schon bekannt war, und für welchen wir, es sey aus welchem Grun-

de es wolle, ein gewisses Interesse hatten. Daher kam es auch ohne Zweifel, daß Jesu, bey seiner Hinausführung zur Gerichtsstätte, eine so große Menge Volks nachfolgte. Man kann es beynahe mit Gewißheit voraussetzen, daß er in ganz Jerusalem wenigstens durch das Gerücht bekannt war. Viele Tausende kannten ihn auch von Person, sie waren ehemals Zuhörer seiner Vorträge, Zeugen seiner außerordentlichen Thaten gewesen; sie hatten ihn lieben, hochschätzen gelernt, und mancher erblickte in ihm, nach einer dunklern oder hellern Ahndung den verheißnen Messias: den König Israels. Sehr oft hatte Jesus in Jerusalem und in dem Tempel öffentlich gelehrt. Erst einige Tage vorher hatte er dieses gethan. Es war noch nicht ganz eine Woche vorüber, als er von dem Volk gleichsam im Triumph als König Israels, in die Stadt eingeführt wurde. Und dieser Jesus soll, wie es hieß, wie sich die Nachricht von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Mund zu Mund verbreitete, öffentlich hingerichtet und gekreuziget werden! Man kann sich bey dieser Nachricht, kaum einen Menschen denken, dem dieses alles nicht beynahe unbegreiflich gewesen seyn sollte; denn von dem Plan, welchen der jüdische Rath, und insonderheit die jüdischen Priester und Gelehrten gegen Jesum geschmiedet, von der Veranstal-

staltung, welche sie zu seiner Verhaftnehmung, getroffen hatten, wußten die wenigsten etwas. Jener Haufe Volks, welcher sich vor dem Pallast des Pilatus versammelt hatte, und welcher ohne Zweifel nur zusammengerafter und zusammengelaufener Pöbel war, machte vielleicht, ohne die vielen tausend Fremden zu rechnen, welche sich damals in Jerusalem aufhielten, nicht den hundertsten Theil der Stadt-Einwohner aus. Selbst das, was man aus dem Munde dieser Leute, von der Verurtheilung Jesu und den Ursachen derselben erfuhr, mußte beynahe jedem, der es hörte, ein Räthsel seyn. — Jesus ein Aufrührer! — ein Gotteslästerer! — ein Volksverführer! — ein römischer Staatsfeind! — — und als dieser zum Kreuzestod verurtheilt! — dergleichen Behauptungen, — — diese Strafe — — mußte nothwendig denjenigen, die sich diese Begebenheit, weil sie mit den Ränken der jüdischen Geistlichkeit nicht bekannt waren, nicht erklären konnten, ein Geheimniß seyn. Gesetzt, daß sich auch manche durch das Urtheil anderer verführen ließen, von Jesu nachtheilig zu denken, so gab es doch gewiß auch viele, die sich in ihrer vortheilhaften Meynung von ihm, nicht irre machen ließen. Alles, was sich in Jerusalem von Einheimischen und Fremden aufhielt, war bald aus dieser, bald aus jener Ursache,

begie-

begierig, diese Hinrichtung Jesu mit anzusehen, bey einigen, die sich für Jesum weniger interessirten, war es bloße Neugierde, bey seinen Feinden und ihren Anhängern eine gewisse Schadenfreude, bey seinen Freunden nnd Verehrern aber, Liebe, die sie bewog, ihren unglücklichen Freund aus Wehmuth zu begleiten, mit dem Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, und ihm noch eine Thräne nachzuweinen. Unter diesen Begleitern befanden sich auch viele Personen des weiblichen Geschlechts. Diese hatten sich hinter und neben Jesus dicht angeschlossen, und unter dem Volk hervorgedrängt, um dem guten und unglücklichen Manne, den sie so hoch schätzten, und so aufrichtig liebten, recht nahe zu seyn, um vielleicht noch ein Wort von ihm zu hören, um sich an dem milden, menschenfreundlichen Blick dessen, den sie bald verliehren würden, noch einmal zu laben. Unbekümmert um das, was man von ihnen sagen, wie man sie beurtheilen, ob man sie verspotten und verlachen würde, überließen sie sich ganz ihren Empfindungen und den Aeußerungen ihres innerlichen Schmerzens und ihrer Wehmuth. Sie konnten und wollten ihre Traurigkeit über das Schicksal dieses Guten, Edeln, und Weisen nicht zurückhalten. Ihnen schwebte all' seine Liebe, seine Freundlichkeit, seine Rechtschaffenheit, sein gutes, edles Herz, seine Wohlthaten,

ten, die er ihnen erwiesen, und der Dank, mit welchem er ihre Wohlthaten aufgenommen hatte, vor Augen. Er hatte sie, und die Ihrigen von so mancher Krankheit befreyet, ihnen so manche Lehre gegeben, durch welche sie sich noch gestärkt und erquickt fühlten; er war so gut, so fromm, so liebreich, so aufrichtig; und dieser, — dem sie mit ganzer Seele zugethan waren, war unter den Händen der Henker, und sollte des schmerzlichsten und quaalvollesten Todes sterben! Diesen Anblick, diesen Gedanken konnten sie kaum ertragen. Der Schmerz, welchen ihre Seele darüber empfand, ergoß sich in die bittersten Thränen, sie begleiteten ihn weinend und mit lauten Klagen. Es war ein allgemeines Schluchzen und Jammern, welches man aus dem Munde dieser weiblichen Personen hörte. Diese Thränen waren auch die ungeheucheltsten, gerechtesten, die je vergossen worden, die je einem edlen, verdienstvollen Menschen, zum unwidersprechlichsten Beweise seines Werthes, bey seiner Leiche und auf seinem Grabe geopfert worden sind. — Auch Jesu thaten gewiß diese Thränen und wehmüthigen Klagen seiner Freundinnen wohl, denn sie waren ihm ein Beweis ihrer Liebe und Werthschätzung, und es war nichts weniger, als Mißbilligung ihrer Traurigkeit, da er sich zu ihnen umwendete und sagte: Weinet nicht über

mich,

mich, sondern über euch selbst und eure Kinder. — So spricht öfters ein Sterbender, wenn er die Seinigen um sein Bette stehen, und in Thränen zerfließen sieht: Ach! sagt er, weinet nicht über mich! denn ich habe nun bald vollendet, und dann — bin ich in der Ruhe, und glücklich! — Aber ihr — habt vielleicht noch manchen schweren Kampf zu kämpfen, bis ihr überwunden habt! Es stehen euch noch böse, gefährliche Zeiten bevor, in welchen man denjenigen glücklich preisen darf, der durch den Tod denselben entgangen ist. Solche Winke will man alsdenn um so weniger zurückhalten, wenn man Menschen um sich hat, die auch wohl gar an unserm Tod, auf eine nähere oder entferntere Weise Schuld sind, und deren Leichtsinn oder Bosheit einen solchen Wink, welcher sie schrecken möchte nothwendig macht. Und in dieser Rücksicht sagte es auch Jesus zu den Frauenspersonen, die über ihn weinten, daß es die Umstehenden, und insonderheit seine Feinde hören sollten: „Sie hätten nicht sowohl Ursache über ihn, als vielmehr über sich selber, und ihre eigenen Kinder betrübt zu seyn! denn es würden Zeiten eintreffen, wo man es für ein Unglück halten würde, zu leben, — wo diejenige Mutter für selig gepriesen werden würde, die kein Kind hätte, weil dasselbe alsdenn nur zum Jammer auf diese Welt gebohren wäre,

und an ihren Brüsten verschmachten müßte: — Zeiten, wo man sich den Tod in Abgründen und unter dem Einsturz der Felsen und Berge wünschen würde, ohne ihn finden zu können: denn wenn das Ende eines Unschuldigen so schrecklich wäre — wie viel schrecklicher und schauervoller müßte das Schicksal seiner Verfolger und Mörder werden! Nothwendig müßten alsdann die dürren Zweige mit dem saftigen Stamm, welchen man angezündet, vom Feuer verzehrt werden! Dieser Ausspruch Jesu dessen Sinn eben so leicht, als die Anwendung desselben war, sollte mehr ein warnender, erschütternder Wink für seine Feinde seyn, als ein Trost für seine betrübten Freundinnen. Diese wollte er schon zu einer andern Zeit, und zwar bald trösten, indessen sollten sie bey seinem Schicksal sich mit seiner Unschuld, welche Gott nicht verkannt, und im Dunkeln lassen würde, beruhigen lernen. Und wie oft ist diese Unschuld der einzige Trost, mit welchem wir uns in eigenen und fremden Leiden beruhigen müssen! Und wirklich ein herrlicher Trost! —

46.

Jesus wird gekreuziget, und bethet für seine Verfolger!

Endlich kam Jesus nach einem nicht zu weiten, aber wegen seiner Schwachheit, mühsam zurückgelegten Weg, mit denjenigen zween Verbrechern, welche mit ihm sollten hingerichtet werden, auf dem Gerichtsplatze an, welcher Golgatha, oder die Schädelstätte, (die Hirnschale) genannt wurde, vielleicht, weil dieser Ort ein oben etwas platter und seitwärts abgerundeter Hügel war, vielleicht auch wegen den Köpfen der daselbst Enthaupteten. Müden, langsamen Schrittes gleitete er den Hügel hinan, und sahe sich vielleicht, als er denselben erstiegen hatte, noch einmal, mit einem kurzen, aber wehmüthigen Blick, nach Jerusalem, — der Mörderstadt, nach dem von Priestern betrogenen, verführten unglücklichen Volk, nach seinen schadenfrohen Feinden — und jammernden Freunden, um. Doch kehrte ohne Zweifel dieser Blick seines Auges bald wieder zurück, und stärkte sich durch das Aufsehen zu dem, ohne dessen Willen und Zulassung alles dieses nimmermehr hätte geschehen können. Seine Entschlossenheit zu leiden, auch diesen schrecklichen, schmachvollen Tod, sein schuldloses Gewissen, das Bewußt-

seyn, er opfere sich zum Wohl der Menschheit auf! Sein Tod seye ihr Leben! flößte ihm Muth und Gelassenheit ein. Die Hauptstimmung seiner Seele scheint in diesen Augenblicken ein stilles Dulden gewesen zu seyn, bey welchem er eben so wenig, eine für den Weisen und Tugendhaften beschämende Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit, als eine schwärmerische, dem Tod und den Martern gleichsam entgegen jauchzende Standhaftigkeit, welche so selten natürlich ist, zeigte: denn Jesus wollte nie Aufsehen machen, nie verläugnete er seine menschlichen Gefühle, aber nie ließ er sich auch von diesen überwältigen. Er siegte immer über sich selbst, und verlohr seine Geistesstärke und Gegenwart, selbst bey dem Anblick des Todes nicht, welcher ihm jetzt in einer so schauervollen Gestalt begegnete. Vor seinen Füssen lag schon das Kreuz, an welches er, in wenig Augenblicken sollte angenagelt werden. Deßwegen wurde ihm nun das gewöhnliche, aus saurem Wein und aufgelösten Myrrhen bestehende Getränke, welches man denjenigen, welche zu diesem quaalvollen Tode des Kreuzes verurtheilt waren, um sie durch dasselbe zu betäuben, und ihnen ihre Schmerzen weniger fühlbar zu machen, zu geben pflegte, gereicht. Allein Jesus, dessen lechzende Zunge nach einem erquickenden, kühlenden Trunk dürstete, stieß es mit seinen

Lippen zurück, sobald er von denselben gekostet hatte. Denn er wollte nicht im Taumel, sonden mit vollem Bewußtseyn seiner selbst sterben. Sogleich darauf gieng die Execution selber, vor sich. Jesus wurde nämlich ganz nackend, und gewiß nicht mit derjenigen Zärtlichkeit und ängstlichen Sorgfalt, mit welcher man sonst einen Ermatteten und Verwundeten zu behandeln und anzugreifen pflegt, ausgezogen. Alsdenn wurde er an dem, schon vorher in die Erde eingerammelten Stamm des Kreuzes, über welchen ein Querholz befestiget wurde, und welcher in der Mitte ein hervorstehendes Holz hatte, auf welches der Gekreuzigte zwischen beyden Beinen zu sitzen kam, hinaufgehoben. Und nun wurden seine Hände und Füsse, jene an dem Querbalken, und diese an einem, unten an dem Kreuz nicht weit von dem Boden entfernten, und festgemachten Fußbrettchen, vermittelst langer, spitziger Nägel, durch widerholte Hammerschläge befestiget. Aus dieser absichtlich, abgekürzten Beschreibung von der Art zu kreuzigen, (denn wer hält sich gerne lange bey solchen schauervollen Erzählungen auf?) mag sich der Leser dieser Geschichte eine Vorstellung von dieser schrecklichen, quaalvollen Todesart machen! Unläugbar muß es auch ein grausamer, barbarischer Mensch gewesen seyn, welcher diese Strafe erfunden hat.

Es war dieselbe anfänglich und meistens, auch nur für Sclaven bestimmt, an welchen man sich alle Grausamkeit und Unmenschlichkeit erlaubte. Man kann sich auch die Qualen und Martern eines solchen Gekreuzigten nicht schrecklich genug vorstellen. Ein einziger Dornstich, eine leichte Verwundung, die oft nicht tief dringt, welche Schmerzen kann sie uns verursachen? — Und doch was sollen diese Schmerzen seyn, gegen die unbeschreiblichen Qualen eines Menschen, dem seine Hände und Füsse, mitten durch das Gewebe der fühlbarsten Nerven und der zartesten Adern durchbohrt wurden! Und diese Wunden, welche um so empfindlicher seyn mußten, je größer sie waren, und je mehr dieselbe eine erschütternde Gewalt voraussetzten, die jedem, dessen Körper schon geschwächt, und auf einen hohen Grad schon empfindlich gemacht worden ist, noch peinlicher seyn muß; — diese Wunden wurden durch kein Salböl gelindert, sie blieben der freyen Luft, der Hitze und Kälte, dem Regen und Wind, und jeder Witterung, die selbst auf eine verbundene Wunde oft so viel Einfluß hat, ausgesetzt, und die Schmerzen derselben wurden also nothwendig vergrößert. Wenn wir sonst in einem Glied, an der Hand oder dem Fuß Schmerzen fühlen, so glauben wir darin eine Art der Erleichterung zu finden, wenn wir es

nach Wohlgefallen legen, bewegen, zurück oder zusammenziehen können, wie wir wollen. — Aber dieß konnte ein Gekreuzigter nicht. Ausgespannt und angenagelt an Händen und Füssen mußte er seinen Schmerz wüthen lassen, wie er wüthen wollte. Und eben diese seine gespannte Lage, nach welcher er, ohne einen möglichen Widerstand, vermöge des Verlustes seiner Kräfte, immer mehr heruntersinken mußte, mußte seine Qual noch peinlicher vergrößern. Jede Bewegung, jede Zuckung riß seine Wunden noch mehr auf, spannete seine Nerven noch schmerzhafter an, verursachte ihm noch peinlichere Krämpfe. Unvermeidlich war bey dieser Strafe der Tod, aber ein schrecklicher Tod, der nur nach langen Qualen dem Leben des Menschen ein Ende machte, und der oft mehrere Tage verweilte, bis er den Gemarterten von seiner Pein befreyete. Und zu einem solchen Tode wurde auch Jesus verurtheilt, und die Strafe desselben, an ihm, vormittags um neun Uhr, mit zween andern Missethätern vollzogen. Zwischen diesen wurde er, ohne Zweifel auf Veranstaltung des jüdischen Senates, in der Mitte aufgehängt, so, daß es das Ansehen hatte, als ob er unter ihnen der Schlimmste wäre. Vielleicht war dieß aber auch nur ein Zufall: wenigstens läßt sich dieser Umstand aus derjenigen Schriftstelle, welche der Geschicht-

schrei-

schreiber Marcus anführt, „daß Jesus unter die Uebelthäter gerechnet worden seye" nicht beweisen: denn dieser Ausspruch eines alten biblischen Schriftstellers bezeichnet nur das Schicksal eines unschuldig hingerichteten, der aber in den Augen der Menschen, und nach der Art, wie er sein Leben beschloß, als ein Gekreuzigter, der verschuldetste Missethäter gewesen zu seyn schien. Dieser war auch Jesus, dem äußerlichen Ansehen nach. Wie ein Erzverbrecher hieng er, zwischen Verbrechern da, und sein Ende war das Ende eines Menschen, welcher den schmählichsten Tod verschuldet hat. Mit diesem Blick wurde er ohne Zweifel von vielen betrachtet. Der vorurtheilsvolle Jude konnte sich in Jesus, weil er ein solches Schicksal hatte, kaum mehr den großen, rechtschaffenen Mann denken, für welchen er ihn sonst gehalten hatte. Daß es mit Jesu so weit kam, daß er nichts zu seiner Befreyung und Ehrenrettung that, das schien vielleicht manchem ein Beweis zu seyn, daß es ihm dazu an Vermögen fehlte, und daß auch Gott nichts für ihn thun wolle, daß er also von diesem verstoßen, bey diesem in Ungnade gefallen seyn müsse: ein gewöhnlicher Schluß, welchen der Jude bey dem Unglück eines Menschen zu machen pflegte. Einen Messias konnte man mit dem Schicksal, welches Jesum betraf, mit dem Missethäter-

tod

tod, welchen er sterben mußte, nicht zusammenreimen. Ein gehenkter war in den Augen eines Israeliten ein Fluch. Auf der Strafe der Kreuzigung ruhete eine ewige Schande. An das traurige Schicksal, welches schon so viele große Propheten gehabt hatten, dachten ohne Zweifel die wenigsten. Eher ließ man sich bereden, woran es auch gewiß nicht gefehlt haben wird, daß sich Jesus vielleicht doch eines geheimen Verbrechens müsse schuldig gemacht haben, weil man ihn sonst nicht zum Tod verurtheilt hätte. An Kabalen, die gespielt wurden, dachte man nicht: und wie es öfters zu geschehen pflegt, daß man bey gewissen unerklärlichen Vorfällen eher auf den Unschuldigen einen Verdacht wirft, als daß man weitere und nähere Untersuchungen anstellt, durch welche man auf die Urheber schlechter Handlungen geführt werden könnte, so gieng es auch hier. Nicht selten hören alle die vortheilhaften Meynungen, welche man bisher von einem Mann hatte, auf, sobald diesen — eine öffentliche Schande, und wäre es auch die unbilligste, unverschuldetste, — betrift. Und dieses war auch wahrscheinlich der Fall bey Jesu, als er zum Tode verurtheilt wurde. Wenige vielleicht nur blickten durch das von den Priestern und Feinden Jesu angesponnene Gewebe der Bosheit durch, und hatten Stärke des

Gei-

Geistes genug, selbst in dem gekreuzigten Jesus, stillschweigend und nachdenkend, dennoch einen edeln, weisen, großen, göttlichen Mann zu verehren. Die Meisten wußten ohne Zweifel nicht, was sie denken sollten. Seine Feinde frolockten, seine Freunde stunden in wehmüthigem Erstaunen vor dem Kreuze, und wagten es kaum, zu demselben aufzublicken. So hieng Jesus da, — eine Schmach und Verachtung des Volks! — — und sahe diejenige immer vor sich, durch welche er diese Schande, diese Martern erdulden mußte: ein Anblick, welcher, insonderheit alsdenn unserm Herzen doppelt wehe thut, wenn diejenige, welche uns in das Unglück gebracht haben, schadenfrohe Bösewichter sind, welche sich unseres traurigen Schicksales freuen. Doch — selbst in dieser peinvollen Lage blieb sich das dultende, wohlwollende Herz Jesu immer gleich, und seine edeldenkende, großmüthige, erhabene Seele siegte über jede Leidenschaft, welche in solchen Fällen gewöhnlich unsern Blick verfinstert, und unserm Mund bittere Klagen und Vorwürfe über Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Undank, Gottlosigkeit — auspreßt, welche uns zu Seufzern veranlaßt, die nicht selten Droh- und Scheltworte sind. So abgedrungen auch bisweilen solche Klagen und Vorwürfe, dem menschlichen Herzen sind, so gerecht sie auch zu seyn scheinen, so ist es doch

gewiß

gewiß großmüthiger, dieselbe zurückzuhalten. Das edeldenkende Herz führt nicht gerne die Sprache des Richters. Es ist nur Eine Empfindung, welche in demselben herrscht, und über alle andere die Oberhand hat, nämlich die Empfindung des großmüthigen Wohlwollens, welches bereit ist, auch die größten Beleidigungen zu vergessen und zu vergeben. Solche veredelte Menschen sehen auf ihre Feinde nur mit dem Blick des Mitleidens hin, der sie nicht sowohl als vorsätzliche Bösewichter, sondern vielmehr als Verblendete, — Verirrte, als Menschen, die ohne Ueberlegung handelten, betrachtet, sie suchen dieselbe, nach ihrer billigen Gedenkungsart bey sich selber, so viel als möglich zu entschuldigen, sie hoffen lieber das Bessere als das Schlimmste von ihnen, sie nehmen, ehe sie ein hartes Urtheil aussprechen, auf alles Rücksicht, womit ein Mensch bey seinen Vergehungen, um der Verführung, um seiner heftigen Leidenschaften, um seiner Vorurtheile, falschen Religionsbegriffe, Erziehung und anderer Dinge willen, wo nicht ganz, doch einigermaßen entschuldiget werden kann, daß er wenigstens nicht der verworfenste Bösewicht zu seyn scheint. Ihre edle Seele, die nichts von Haß und Rache weiß, ergiest sich, für sie in Segenswünsche, im Gebethe zu Gott, daß er ihnen ihr Unrecht nicht zurechnen, und ihnen verzeihen, vergeben

wolle.

wolle. Und das that auch Jesus, — der groß=müthigste Mensch, der je gelebt hat. Sein er=stes Wort, da er am Kreuze erhöht wurde, war ein Gebeth für seine Feinde. Vater! sagte er, vergieb ihnen! — denn sie wissen nicht, was sie thun. Nach dem Urtheil seines liebevollen, billigdenkenden Herzens handelten seine Feinde mehr aus Unwissenheit, aus Mangel der Ueber=legung, als aus vorsätzlicher Bosheit. Bey den offenbahrsten Beweisen von Ungerechtigkeit, welche sie an ihm begangen hatten, glaubte er doch nicht so schlimm von ihnen denken zu müs=sen, daß sie den Vorsatz gehabt hätten, ihn, den verheißenen Messias zu verfolgen und zu tödten. In seinen Augen waren sie nur Ver=blendete. Mit diesem Blick betrachtete er insön=derheit das Volk, welches seinen Tod, aber nur durch seine Lehrer und Priester verführt, — verlangt hatte. Allein auch diesen galt gewiß seine Bitte zu Gott, Gnade! Gnade für sie! — Denn ohngeachtet sie seine unläugbarsten Feinde waren, ohngeachtet er sie, im eigentlichsten Ver=stande, als seine Mörder betrachten konnte, — wie sie es auch waren, so glaubte er sie doch gegen den schrecklichen Vorwurf, daß sie ihn, als Messias hätten hinrichten wollen, in seinen Schutz nehmen zu müssen. Eine solche Greuel=that trauete er ihnen, selbst bey ihren offen=bahr schlechten Herzen nimmermehr zu. Er

fühlte zwar das Unrecht, welches man ihm angethan hatte, er mußte es fühlen, ihm war die satanische Bosheit seiner Feinde, insonderheit der jüdischen Priester und Gelehrten nicht unbekannt, er wußte, daß dieselbe nicht ungestraft bleiben würde, aber wegen eben dieser Strafe war es ihm so bange. Er wünschte nichts so sehr, als daß sie, um derselben zu entgehen, ihr Unrecht einsehen und bereuen möchten, — damit ihnen Gott verzeihen könnte: Je größer die Beleidigungen waren, welche man ihm zugefügt hatte, desto inniger war sein Gebeth um Gnade und Verzeihung für seine Feinde. Dieß war sein erster und letzter Wunsch unter seinen peinlichsten Leiden. Wie edel!! Es ist auch beynahe unmöglich, dieses Gebeth Jesu für seine Feinde, und alle diejenigen, welche zu seinem Tod etwas beygetragen hatten, zu hören ohne ihn noch höher zu schätzen. Jedes Menschenherz muß sich vor einem solchen edeldenkenden Mann ehrfurchtsvoll beugen. Jeder muß es fühlen, Vergeben — sey die edelste Rache! Es sey göttlich — groß, Unrecht dulden und verzeihen! und gewiß fühlt dieß auch jeder Leser dieser Geschichte am Kreuze Jesu.

47.

Etwas unbedeutend — Scheinendes und doch nicht — Unwichtiges.

Es giebt in jeder Geschichte sogenannte Kleinigkeiten, welche dem ersten Schein nach, ohne Verlust in der Erzählung hätten weggelassen werden können, die aber doch für manchen Leser ein Interesse haben können, und die auch nicht selten von Wichtigkeit sind. Solche Kleinigkeiten scheinen auch diejenige Nachrichten zu seyn, welche die Lebensbeschreiber Jesu, von der Aufschrift über seinem Kreuz, und von der Vertheilung seiner Kleider aufgezeichnet haben: Indessen müssen sie ihnen doch nicht so ganz unbedeutend gewesen seyn, sonst würden sie dieselbe mit Stillschweigen übergangen haben. Freylich war es etwas gewöhnliches, das Verbrechen eines Menschen, um welches willen er hingerichtet werden sollte, auf ein Täfelchen zu schreiben, welches dem Missethäter bey seiner Hinausführung zur Gerichtsstätte, angehängt, oder vorgetragen, und denn oben an seinem Kreuze befestiget wurde. Wahrscheinlich wurden auch über die Kreuzgalgen der zween mit Jesu hingerichteten Verbrecher dergleichen Täfelchen, vielleicht mit den Worten: Mörder! Straßenräuber! aufgehängt. Solche Aufschriften mögen

nicht nur in der Gerichts = sondern auch in der Volk = oder einer andern bekannten Sprache abgefaßt worden seyn, damit sie von Jedem gelesen und verstanden werden konnten. Allein die Aufschrift, welche über das Kreuz unsers Herrn, mit den Worten: Jesus von Nazareth, der Juden König! geheftet wurde, hatte doch Etwas Eigenes, und sie glich mehr einem spöttischen Einfall, als einer ernsthaften Beschreibung der Ursache seines Todes: wenigstens war sie äußerst zweydeutig, denn aus derselben konnte man es nicht errathen, ob sich Jesus für einen König der Juden, mit oder ohne Grund ausgegeben habe, oder, ob die Juden selber, in ihm, einen König, und ihren Messias erkannt haben. Wahrscheinlich wollte sie auch Pilatus durch diese Aufschrift demüthigen, und dieselbe sollte nicht sowohl für Jesum, als vielmehr für sie schimpflich und beschämend seyn. Diesen Spott fühlten auch die Juden, und zwar auf eine sehr kränkende Weise, weil durch diese Inschrift ihr Messias, welchen sie erwarten, lächerlich und verächtlich gemacht zu werden schien. Jeder, der sie las, ärgerte und schämte sich, insonderheit vor den Ausländern und Nichtjuden. Vorzüglich waren die jüdischen Geistlichen über diese Aufschrift sehr ungehalten, und gaben es dem römischen Landspfleger zu verstehen, daß er dieselbe hätte an-

ders einrichten, und Jesum nicht sowohl als einen König der Juden, als vielmehr, als einen Betrüger, der sich nur dafür ausgegeben hätte, hätte beschreiben sollen. Ja sie verlangten sogar von ihm, er sollte diese Aufschrift verändern lassen: allein Pilatus wollte sich nicht dazu verstehen, und erklärte sich ein für allemal, daß es bey derselben bleiben sollte. Er war ihrer Zudringlichkeit schon längst müde, und wollte ihnen jetzt um so weniger nachgeben, je mehr er ihnen vorher, wider seine Ueberzeugung nachzugeben gezwungen war. Ob sie sich durch diese Aufschrift beschämt oder beleidiget fühlten, das bekümmerte ihn so wenig, daß es vielmehr scheint, er habe ihnen durch dieselbe weh thun wollen. Nach der Ueberzeugung des Pilatus hatte auch Jesus kein Verbrechen begangen, er konnte also keinen strafwürdigen Namen seiner Missethat, welchen er ans Kreuz heften ließ, ausfindig machen, mithin machte er nur eine Aufschrift, welche sich auf die Beschuldigungen seiner Feinde und Verkläger gründete. Jesus, — schrieb er auf ein Täfelchen, der Judenkönig! — und bey diesen Worten, sagte er, da man ihn überreden wollte, dieselbe zu ändern, soll es bleiben! — Und dabey wird es auch ewig bleiben, so wenig Pilatus daran gedacht hat: Jesus ein König, — der zuerst zu den Juden kam, um ihnen die Lehre von seinem

himmlischen Reich zu eröffnen, — deraber sein Reich weiter ausbreitete, und eben deßwegen, weil er von seinem Volk verstoßen wurde, nach dem Rath der Vorsehung zum allwirkenden König des ganzen Menschengeschlechts erhaben wurde, der auch einst sein Nationalvolk, wenn die Zeit da ist, befreyen wird, von seiner Sünde. — Beynahe noch weniger bedeutend, als dieser Bericht von der Aufschrift über dem Kreuz Jesu, — scheint vielleicht manchem Leser das zu seyn, was die Evangelisten von der Vertheilung seiner Kleidungsstücke erzählen. Auf diese machten die Soldaten, welche die Kreuzigung verrichtet hatten, bey jedem Hingerichteten, und zwar von Rechtswegen Ansprüche; mithin thaten sie dieß auch mit den Kleidungsstücken Jesu, welche sie unter sich in vier Theile theilten, das Oberkleid, oder den Mantel ausgenommen, um welchen sie, weil er aus einem Stück gewirkt war, und weil sie denselben durch eine Zertheilung nicht unbrauchbar machen wollten, mit einander losten. So unbedeutend und zufällig auch vielleicht manchem diese Vorfallenheit zu seyn scheint so fanden doch die Lebensbeschreiber Jesu, in derselben etwas Wichtiges und Bedeutendes, auf welches sie ihre Leser aufmerksam machen wollten. Ihnen war das alles, was nach der Kreuzigung mit den Kleidern Jesu, vorgieng,

nicht Zufall, sondern eine Erfüllung dessen, was in einem der Lieder Davids aufgezeichnet war. In demselben fanden sie so viel Aehnlichkeit mit den Schicksalen Jesu, daß sie dasselbe nur allein auf ihn deuteten; wie auch dergleichen Stellen in den ältesten Jüdischen Schriften, in dem eigentlichsten, treffendsten Sinn, auf Jesum gedeutet werden können: Denn es gab noch keinen so verfolgten, geplagten, aber auch keinen so hohen, erhabeneren, glücklichern Menschen, nach den Schilderungen der biblischen Schriftsteller, — als Jesus. In ihm, seinem Leben und seiner Bestimmung erblickt man alle Tiefen und Höhen der Menschheit, alles, was klein und verachtet ist vor Menschen, und was groß ist vor Gott, und groß werden wird vor aller Welt. Wer diesen Blick hat, und die Gabe die Weissagung zu erklären und zu verstehen, der findet da seinen Herrn, wo ihn andere nicht ahnden.

Sechzehnter Abschnitt.

48.

Herzrührende Auftritte bey dem Kreuze Jesu.

Matth. 27. 39—50. Marc. 15, v. 29—37. Luc. 23. v. 35—44. Joh. 19, v. 25—30.

Unter der unbeschreiblich großen Menge des Volks, welches in gedrängten Haufen, um das Kreuz Jesu stund, befand sich auch seine Mutter und ihre Schwester Maria, die Gattinn oder Mutter des Cleophas, desgleichen die Maria von Magdala, und Johannes, der Jünger: lauter bekannte Freundschaftsnamen in der Geschichte Jesu, — Seelen, die mit ihm so gleich dachten und fühlten, daß sie ihn auch, ohne die Verbindung der Blutsfreundschaft, in welcher sie mit ihm stunden, über alles geliebt haben würden. Und eben diese Liebe, welche sie für ihn fühlten, bewog sie, ihm auf die Gerichtsstätte nachzufolgen, und wies ihnen gerade diejenige Stel-

lung an, welche sie an dem Kreuze in der Nähe desselben, und diesem gegenüber nahmen. — Freylich scheint es, daß das zärtlich liebende Herz von dergleichen Auftritten eher zurück- als hingetrieben werden sollte: aus diesem Grunde ist vielleicht die Erscheinung der Freunde und Freundinnen Jesu, auf dem Gerichtsplatze manchem Leser dieser Geschichte unerwartet. Man denkt sich dieselbe, durch den Schrecken, welchen ihnen die Nachricht von der Verurtheilung ihres Geliebten, zum Tod verursachen mußte, so betäubt, so außer aller Fassung gesetzt, daß sie keinen Schritt zu thun, im Stande gewesen wären. Je Seelenzerschneidender gewöhnlich der Schmerz ist, den eine Mutter, ein Freund, eine Freundinn empfindet, wenn jene ihr Kind, ihre Tochter, ihren Sohn, und diese ihren geliebten Freund dem Tode entgegen röcheln und kämpfen sieht, ein Anblick, der allemal das Innerste des zärtlichen Herzens zerschneidet! desto unbeschreiblicher ist es vielleicht manchem Leser, wie sich Maria entschließen konnte, ihren Sohn — und die Freunde und Freundinnen Jesu — ihren herzgeliebtesten, eines solchen schrecklichen Todes sterben zu sehen. Gewiß kostete sie auch dieser Entschluß eine unbeschreibliche Selbstüberwindung. Ohne Zweifel kämpften sie lange mit sich selber, ob sie dieses thun sollten, oder nicht. Liebe drang sie dazu, — und Liebe hielt

sie

sie wieder zurück. Es ist eine schreckliche Lage, in welcher sich der Liebende, in solchen Fällen befindet. Er möchte gerne vor dem Jammer seines Geliebten fliehen, daß er denselben, weil sein Herz dadurch so tief verwundet wird, nicht ansehen dürfte, der Schmerzensanblick desselben durchbohrt seine Seele: er wünscht sich weit weg, er kann sich nicht entschließen, seinen Freund — seine Freundinn — sein geliebtes Kind — so leidenvoll und gemartert zu sehen — und doch möchte er ihm gerne wieder nahe seyn! — So bang es ihm wird, seinen leidenden Geliebten zu betrachten, ohne ihm helfen zu können, so wird es ihm beynahe noch bänger, wenn er gar nichts von ihm hört und sieht. Eine unwillkührliche Gewalt zieht ihn fort, und führt ihn dem Leidenden nach. Wenn er auch für diesen zu seiner Erleichterung und Rettung nichts thun kann, so findet er doch darin eine Art der Beruhigung, daß er denselben nicht verlassen habe, — daß er ihm, seye es auch nur als Zeuge oder Zuschauer seiner Quaalen, welche er gerne gelindert hätte, wenn es möglich gewesen wäre, treu geblieben seye, bis in den Tod. — Niemals ist die Liebe für sich selbst, weniger besorgt, als in solchen Fällen: sie vergißt sich selber und ihre Schwäche, ihr Unvermögen, der Tod wäre ihr eine Wohlthat, wenn sie kraftlos dahin sänke! — Durch

diesen Drang der Liebe getrieben, folgte auch Maria ihrem Sohn mit Johannes und andern Freundinnen Jesu, bis an die Gerichtsstätte nach, wo sie dem Kreuze gegenüber stehen blieben: unter welchen Empfindungen und namenlosen Schmerzensgefühlen, da sie ihren Geliebten, der schon todesschwach auf Golgatha anlangte, entkleiden, an das Kreuz aufziehen sahen, da sie den Hammerschlag hörten, der auf den Nägeln, die ihm durch Hände und Füsse durchgeschlagen wurden, wiedertönte, — sie sein Blut spritzen, da sie ihn in seiner E-, ...ch da hängen sahen — die Mutter — ihren geliebtesten Sohn — Johannes, seinen über alles geschätzten Lehrer — und die andern Freundinnen Jesu ihren zärtlichsten Freund und aufrichtigsten Anverwandten — ihn, von dem sie sich so viel versprochen — der ihnen sein lebenlang nie kein Leid, sondern vielmehr tausend Gutes gethan hatte, — wer mag das beschreiben? Solche Scenen wollen nicht ausgemahlt — nur gefühlt — seyn. All' der herrliche Ausdruck von Schmerz und Wehmuth, welcher von Meisterhänden in das Gesicht Mariens und Johannes übergetragen wurde, ist vielleicht nur ein Schatte von dem, was diese edlen guten Seelen von namenloser Seelenpein bey dem Anblick ihres gekreuzigten Sohnes, Freundes und Lehrers empfanden. Vertieft im

Herz-

Herznagendsten Schmerz — stunden sie da — blickten auf — zum Kreuz ihres Geliebten — und wieder nieder. Ihr Auge rang nach einem Blick von ihm, aber vielleicht lange vergeblich. — Endlich — bemerkte sie Jesus: — und auch ihm schlug gewiß bey diesem Anblick das Herz bänger: — denn, wenn gute, edeldenkende, feinfühlende Menschen leiden müssen, so leiden sie alsdenn doppelt, wenn die Geliebten ihres Herzens, Zeugen ihrer Leiden sind. Sie wissen, wie nahe ihnen dieser Schmerz, dieses Elend geht, und gehen muß, und eben deßwegen sind sie um sie bekümmert, denn die Liebe sucht ihren Geliebten jeden Kummer, jeden Schmerz zu erspahren, und sie hält mit ihren Klagen, Seufzern und Thränen so lange zurück, als es nur, um jene zu schonen, ihre Menschheit aushalten kann. Aber bisweilen ist dieses durchaus nicht möglich, und wenn auch unser leidender Freund so standhaft als möglich ist, so ist es doch unmöglich, bey seinem Anblick, den Empfindungen, der schmerzensvollesten Theilnehmung zu widerstehen. Unwillkührliche Thränen und Seufzer drängen sich aus unserm Auge, aus unserer Brust. Auf unserer Stirne, in unserm Auge, in jeder Miene, — in unserm ganzen Gesicht, in unserer ängstlichen Stellung ist der Kummer unserer Seele lesbar. — Aber dieses alles bemerkt das

Auge

Auge des leidenden Freundes, mehr, als wir es glauben und vermuthen, und er leidet in seinem Innersten, um so mehr, je mehr er uns leiden sieht. Ihm geht insonderheit alsdenn, wenn er uns durch den Tod verlassen soll, unser Schicksal um so tiefer zu Herzen, je verlassenen, trostloser, unversorgter wir ohne ihn, und seine theilnehmende, versorgende Liebe zu seyn scheinen. Schon der Gedanke an die Trennung allein, wie quälend ist er! Derjenige, der überwunden hat, oder am Ziel der Vollendung steht, — mag freylich seine hinterlassenen Freunde, in einer bessern Welt ruhig erwarten: aber diesen, die ohne eine bestimmte Zeit auf der Erde, noch zurückbleiben müssen, die ihrem Geliebten nicht nacheilen können, so sehr sie es auch wünschten, wird allemal bange, wenn die Stunde der Trennung naht, und um so mehr bange, je inniger sie den Verlust eines Freundes auch für dieses Leben — fühlen. Diesen Verlust fühlte auch Maria und Johannes tiefer, als es sich gewiß jeder Leser dieser Geschichte vorstellen kann; und Jesus, der es wußte, was — und wieviel er seiner Mutter und seinem Johannes war, fühlte diesen Verlust mit ihrem Herzen, in welches er tief hinein blickte. — Insonderheit war er für seine Mutter besorgt, daß diese, weil sie ihn verlieren mußte, in ihrem Alter und Wittwenstande

einen

einen edeldenkenden Menschen haben möchte, der für sie sorgte, und ihr das wäre, was er ihr, nach seiner sichtbaren Gegenwart, nicht mehr seyn konnte, ein Sohn, der sie kindlich liebte, und versorgte. — Und dazu konnte er nach seiner Ueberzeugung keinen wählen, der so ganz seine Stelle zu vertreten im Stande wäre, als den Johannes. Diesen kannte er von außen und von innen, als den ehrlichsten rechtschaffensten, jungen Mann: — so wie er in ihm den aufrichtigsten zärtlichsten Freund schätzte, so war er auch überzeugt, daß dieser — sein Freund in ihm, auch seine Mutter, seine geliebte Mutter — lieben und sie versorgen würde. — Ihm alleine konnte er das Liebste, geschätzteste, was er auf der Erde zurück ließ, als ein edeldenkender Sohn, anvertrauen, — von ihm war er überzeugt, daß er dieses anvertrauete Pfand heilig bewahren würde; — keiner konnte seine Stelle so ersetzen, wie Johannes. — Daher sagte er zu Marien, seiner Mutter: der soll dein Sohn seyn! — und zu Johannes: diese sey deine Mutter! — — derjenige, dem man diese Worte erklären muß, hat nie geliebt, und also auch nie die Sprache der Liebe verstanden. Johannes verstund sie ganz, und mehr als Gold und Geld war ihm die Mutter seines Lehrers und Freundes theuer,

er, die ihm von seiner Liebe gleichsam durch ein Testament übergeben worden wor.

49.

Herzempörende Auftritte bey dem Kreuze Jesu.

Niemals erscheint der Bösewicht in einer verachtungswürdigern Gestalt, als wenn er neben guten Menschen steht, und handelt. Alsdenn fühlt man das Unedle, Schlechte seiner Gedenkungs- und Handlungsart doppelt; und unser Herz schaudert um so mehr vor solchen Menschen zurück, je beleidigender nothwendig ihr Anblick für unser Auge alsdenn seyn muß, wenn dieses erst auf gute, edeldenkende, fühlende und zärtliche Menschen gerichtet war. — Es ist daher ein sehr widriges Gefühl, wenn wir in solchen Empfindungen, durch welche unser Herz sanft, — seye es auch immer auf eine schmerzhafte Weise, gerührt wurde, unterbrochen, und auf solche Gegenstände hingeleitet werden, deren Anblick unsere Seele empört, und auf eine gewaltthätige Weise erschüttert. Dieses fühlt auch gewiß jeder Leser dieser Geschichte, dessen Blick von den zärtlichsten Auftritten auf einmal auf solche Szenen gelenkt wird, welche Abscheu und Widerwillen erregen müssen. Die Feinde

Jesu,

Jesu, hatten noch nicht genug, ihn an das Kreuz gebracht zu haben, ihre Rache war durch seine Quaalen, von welchen sie Augenzeugen waren, noch nicht gestillt; die Glutflamme ihres Hasses war durch sein fließendes Blut noch nicht gelöscht, ihre Wuth durch seinen Jammeranblick noch nicht gesättiget; sie haßten ihn bis in den Tod. — An menschliche Empfindungen des Mitleidens, welches man sonst jedem, auch dem verschuldetsten Missethäter zu schenken pflegt, wenn man Zeuge seiner Schmerzen und Quaalen ist, war so wenig zu denken, daß sie ihn vielmehr, unter seinen Martern, zum Gegenstande ihres Spottes und Hohngelächters machten. Schadenfroh wandelten sie auf dem Gerichtsplatze auf und ab, lächelten, schimpften, spotteten zum Kreuze Jesu auf. — Ey! riefen sie, mit spöttisch gekrümmtem, und höhnisch hin und her bewegtem Haupt, — du bist der rechte Mann, auf dessen Wort Tempel zusammenstürzen, und in drey Tagen wieder da stehen! — Was du doch nicht alles thun kannst, und zu thun versprochen hast! — Thue etwas für dich, wenn du es im Stande bist! — Zeige deine Macht, und hilf dir selber! — Wenn du der Sohn Gottes bist, laß deine Kraft sehen! — Mache dich los von dem Kreuze! — In diesen Ton des elendesten, niederträchtigsten, pöbelhaftesten Spottes stimmten auch die jüdischen

Geist-

Geistlichen, Gelehrten, und Volksältesten ein. Der ame Wunderthäter — riefen sie, der andern geholfen hat, — kann sich selber nicht helfen! — wenn du der bist, für den du dich ausgegeben hast, der Messias! — Israels König! — Gottes Liebling, — — so beweise es jetzt! zeige deine Wunderkraft zu deiner eigenen Errettung! dann wollen wir dir glauben! Wenn deine gerühmte Gemeinschaft mit Gott einen Grund hat, — wenn du sein Sohn bist, — ey, so wird und kann er dich nicht verlassen, so muß er, wenn du ja in seiner Gnade stehst, wenn er dir wohl will, — dein Vertrauen belohnen, deine Ehre retten, so kann er dich nicht hülflos verschmachten und umkommen lassen. So wetteiferte der boshafte Spott der Priester und Glieder des hohen Raths, mit dem Pöbel und den rohesten Soldaten, um Jesum zu kränken und gegen ihn alle Bitterkeiten ihres Herzens auszuschütten. Gewiß fühlt es auch jeder Leser dieser Geschichte, wie bitter dieser Spott war, und aus welch einer vergifteten Quelle des schlimmsten Herzens er floß. Es ist auch beynahe unmöglich, diese Erzählung zu lesen, ohne diese Menschen zu verabscheuen: denn alles vereiniget sich, bey ihrem Betragen gegen Jesum, um von ihrem Herzen die schlechtesten Begriffe zu bekommen. Sehr selten hat auch der Spötter ein gutes Herz. Aber eines

Lei-

Leidenden spotten, — das ist das unverkennbarste Siegel einer verdorbenen, boshaften, verwilderten, gefühllosen Seele. Und so spotten, wie die jüdischen Geistlichen, und durch sie verführt, das Volk über Jesum spottete: — darüber empört sich jedes fühlende Menschenherz. Es thut schon weh, wenn man sich seine Fehler und Thorheiten, die man begangen hat, spöttisch vorwerfen lassen muß, und auch dieses wird nie ein guter und weiser Mensch thun; aber seine Verdienste, welche man sich um andere erworben, seine Tugend und Rechtschaffenheit, seine Vorzüge, die man besitzt, und von welchen man andern schon Beweise gegeben hat, diese zum Gegenstand des Spottes und Gelächters gemacht zu sehen, das kränkt im Innersten: das mußte auch Jesum tief kränken. Denn, edel gehandelt zu haben, wie Jesus edel handelte, der so vielen half, so vielen Retter, Arzt, Tröster und Helfer wurde, da wo Menschenhülfe ohnmächtig war, — und von diesen seinen Wohlthaten und Verdiensten um andere, eine höhnische Anwendung gemacht zu sehen — wie tiefkränkend und schmerzlich beleidigend ist das! — Und doch blieb Jesus selbst bey diesen bittersten Beleidigungen ruhig, wie es auch, im Blick auf ihn, jeder bleiben kann, der es weiß, wer er ist, nach seinem Kopf und seinen Herzen, nach jedem Vorzug, den er behauptet, wenn ihn auch der Welt verkennt; der sichs

bewußt ist, edel gehandelt zu haben, — wenn er auch dafür mit Spott und Undank belohnt würde; der doch auf Gott trauet, wenn auch sein Schicksal, und seine Begegnisse noch so unbegreiflich sind; der, wenn er auch eine Zeitlang im Schatten der Schmach und Verachtung wandeln muß, immer vorwärts blickt, wo es helle werden, wo man anders urtheilen würde. Man kann alles tragen, wenn man Glauben an sich selber, an Gott, und eine unsichtbare Welt hat.

50.

Ein Lästerer — und ein Verehrer — Jesu, unter denen, welche mit ihm ein gleiches Schicksal hatten.

So auffallend boshaft und niederträchtig manche Handlungen, die begangen worden sind, seyn mögen, so sind sie doch demjenigen, welcher die Urheber derselben, nach ihrem Charakter und nach ihrer Gedenkungsart kennt, nicht so unerwartet, so unerhört und unbegreiflich, als sie es vielleicht manchem andern seyn mögen. Dergleichen bittere, vergiftete Spottreden, welche die jüdischen Priester und Gelehrte, und das durch sie verführte Volk ausgeschäumt hatten, können also dem Leser dieser Geschichte um so weniger auffal-

fallend seyn, je bekannter er mit diesen übelgesinnten, boshaften, leidenschaftlichen Feinden Jesu ist. Aber desto befremdender ist gewiß jedem, welcher diese Erzählung liest, das Betragen eines derjenigen, welche mit Jesu gekreuziget wurden. Auch dieser fieng an, über ihn zu schmähen, und seine Ehre durch eine kränkende Anwendung derjenigen Spöttereyen, welche er von den Umstehenden auf die Messiaswürde Jesu, gehört hatte, auf eine beleidigende, beschimpfende Art anzugreifen: indem er Jesum, dummlästernd und spöttischfrech, aufforderte, daß er, wenn er Christus oder der Messias wäre, sich selber und seine Mitgekreuzigten, zum Beweis seiner Macht und des göttlichen Beystandes in Freyheit setzen sollte. Unläugbar war diese Aufforderung Spott, und zwar ein sehr bitterer, tiefbeugender Spott: aber eben deßwegen muß uns derselbe befremdend seyn. Denn sonst pflegen diejenigen, welche ein gleiches trauriges Schicksal mit einander gemein haben, selten über einander zu spotten. Ihr Leiden, es sey verschulder oder unverschuldet, stiftet eine gewisse Freundschaft unter ihnen, und veranlaßt eine mitleidsvolle Theilnehmung, welche einer, an dem Unglücke des andern nimmt. Ueberhaupt ist der Spott, in solchen Augenblicken, wo ein Mensch peinlich leidet, und den Tod vor Augen sieht, etwas seltenes. Es läßt sich wohl denken, daß ein Sterbender, ein

Verurtheilter dem andern, von dem er verführt, mit falschen Hoffnungen und Versprechungen hintergangen, und ins Unglück gebracht worden ist, beissende, und spöttischscheinende Vorwürfe macht, aber dieß war der Fall bey jenem rohen boshaften Spötter, der Jesum lästerte, gewiß nicht. Ohne Zweifel hatte er Jesum vorher gar nicht gekannt, oder höchstens nur dem Namen nach. Ihm mußte er also, eben deßwegen, weil er ihn nicht kannte, weder viel, noch wenig seyn. Und alsdann pflegen wir einem Menschen, wo nichts Gutes, doch auch nichts zu Leide zu thun. — Es ist kein Grund da, welcher uns zu Beleidigungen veranlassen könnte. Sehr natürlich ist daher die Frage eines jeden Lesers dieser Geschichte, was denn jenen Menschen, der neben Jesu am Kreuze hieng, bewogen haben möchte, ihn zu lästern? Doch, — dieß ist demjenigen nicht unbegreiflich, welcher dergleichen rohe, verwilderte Menschen näher kennt. Vor ihren Beleidigungen ist kein Mensch sicher. Sie lassen ihre Wuth, in welche sie durch Verzweiflung und Schmerzen oft noch mehr gesetzt werden, an jedem aus, und gewöhnlich machen sie denjenigen, am ersten, zum Gegenstande ihrer Beleidigungen, welchen sie auch von andern verspottet und verachtet sehen; dadurch wollen sie sich bey denselben gleichsam empfehlen. Es ist ein gewisser Ruhm, den solche rohe, pöbelhafte Menschen im lästern, fluchen,

chen, spotten, schimpfen sich zu erwerben suchen, und gewiß verfehlte auch jener Mitgekreuzigte dabey seinen Zweck nicht: Gewiß gefiel sein Spott dem Volk und den jüdischen Geistlichen wohl, und vielleicht hätten sie ihm um desselben willen gerne das Leben geschenkt, wenn es in ihrer Gewalt gewesen wäre; vielleicht war er in ihren Augen ein Rechtglaubiger, weil er Christum lästerte, weil er in ihren Ton einstimmte. Mit einem ganz andern Ohr hörte der andere Gekreuzigte die Schmähreden seines Mitverbrechers an. Ihm, der noch menschlich fühlte, giengen dieselbe durch die Seele; nach seiner Ueberzeugung geschahe Jesu das größte Unrecht. Es wurde ihm für den andern bange, der so leichtsinnig, so frech lästerte, der sich durch ein solches Betragen gegen diesen unschuldigen, großen, göttlichen — verkannten Mann — in seinem Tode noch bey Gott, eine Verantwortung zuzöge. Ihm war es nach seinem besserdenkenden Herzen unbegreiflich, wie ein Leidender, ein Unglücklicher den andern spotten könnte; das schien ihm die größte Sünde zu seyn. Daher rief er es jenem zu: „O du Gewissenloser! — der du einen Unglücklichen, den Theilnehmer deiner Quaal und deines Todes spotten kannst. Glaubst du an keinen Gott, der ein Rächer und Retter der verfolgten, verspotteten Unschuld ist? Und der — den du lästerteſt, ist ein Unschuldiger! — Wir leiden die

verdiente Strafe unserer Verbrechen! Wir haben den Tod verdient. Er nicht! — Er ist schuldlos! — Er ist vielleicht doch Christus, der König Israels. Die Begriffe, welche sich dieser wirklich gewissenhaft denkende Mann von dem Reiche Jesu und seiner Königswürde mag gemacht haben, mögen gewesen seyn, welche sie wollen, — genug, er erwartete es von ihm, daß er ihn glücklich machen könnte, und zwar in einer Welt jenseits des Grabes. Er dachte sich daselbst sein Schicksal ganz von der Gnade und Güte Jesu — abhängig. Daher bath er ihn, seiner alsdann aus großmüthiger Liebe eingedenk zu seyn, und ihn als seinen Freund und Verehrer zu erkennen und beglücken, wenn er von seinem Reich und seiner Herrlichkeit Besitz genommen haben würde. Ja! antwortete ihm Jesus, deine Bitte, dein Wunsch soll und wird erfüllt werden. Heute noch treffen wir uns in bessern, seligern Gefilden der Oberwelt an! Daselbst sollst du mit mir und durch mich glücklich seyn! Wenn es nicht wider den Plan der Erzählung dieser Geschichte wäre, weitläuftige Anmerkungen zu machen, so würde sich hier viel Fruchtbares sagen lassen, ohne sich in jene Fragen, wie dieser Gekreuzigte zu solchen Erkenntnissen von Christus gekommen sey, einzulassen, weil sie doch mit Gewißheit nicht beantwortet werden können, ohne so manchen andern thörichten

Wahn und Schluß, welchen der Leichtsinnige, aus dieser Geschichte, was die späte Buße anbelangt, gezogen hat, aufs Neue zu widerlegen. Anstatt solcher, übrige, sehr lehrreicher Anmerkungen seye nur dieses gesagt: „Es ist nichts leichteres, als Wahrheit und Christum zu finden und zu erkennen, — selbst bey allem Widerspruch und Spott seiner Nichtkenner und Feinde, wenn man nur ein Aug zu sehen, ein Ohr, zu hören, und ein Herz hat, welches empfindet, und Bedürfnisse fühlt, welche es befriediget zu haben wünscht.

51.

Die Sonne verfinstert sich.

Jede Natur-Erscheinung, sie sey, von welcher Art sie wolle, und so selten sie auch seyn mag, hat ihren natürlichen Grund, und je mehr oder weniger sich die Zuschauer einer solchen Begebenheit, denselben erklären können, desto furchtsamer oder gleichgültiger sind sie dabey. Indessen giebt es mehrere solche Erscheinungen in der Natur, die, wenn man sich auch dieselben erklären kann, dennoch furchtbar und schauervoll sind, und die uns noch furchtsamer machen, je unvermutheter wir von denselben überrascht werden, und je entfernter uns die Gründe liegen, aus welchen sich dieselbe begreiflich machen ließen.

Nie aber, oder nur höchst selten, werden solche Naturbegebenheiten das böse Gewissen eines Menschen ungerührt lassen, und sie sind eben so gewiß, von der Vorsehung zu Erreichung gewisser moralischer Absichten, — zu dieser oder jener Zeit, an diesem oder jenem Ort, — veranstaltet, oder in eine gewisse Reihe aufeinanderfolgender Begebenheiten eingeschaltet worden, als es gewiß und unleugbar ist, daß sie einen physischen Grund haben. Mit diesem Auge muß man auch die Finsterniß betrachten, welche zu derjenigen Zeit, da Jesus am Kreuze hieng, entstund, und drey Stunden, (nach unserer Uhr gerechnet, von zwölfe bis drey Uhr,) das jüdisch Lande in ein düsteres Dunkel verhüllt hatte. Zuverläßig hatte auch diese Finsterniß einen natürlichen Grund, und sie war ohne Zweifel der Vorbothe einer Erderschütterung, welche auch bald darauf erfolgte, und vor welcher, nach den Bemerkungen der Naturkundiger, bisweilen dergleichen starke Erddünste vorauszugehen pflegen, welche, je mehr sie sich aufwärts ziehen, durch die Verdunkelung der Sonne, eine Finsterniß verursachen. Was man sonst vielmehr eine Sonnen- oder Erdverfinsterung nennt, das konnte diese Erscheinung, welche sich in den letzten Stunden des Lebens Jesu ereignete, nicht seyn, weil damals der Mond in vollem Licht, und also in einer solchen Stellung war, wo eine solche Finsterniß durchaus unmöglich war;

und

und schon in dieser Rücksicht, so wie in Ansehung ihrer langen Dauer, und des Unerwarteten dieser Begebenheit, muß sie jedem auffallend gewesen seyn: aber noch mehr war sie dieses gewiß für viele Tausende, um der damaligen Umstände, um der Zeit willen, da sie erfolgte. Es ist zwar nur Dichtersprache, wenn man bey dieser Erscheinung in der Natur sagt, daß sich die Sonne verhüllt habe, um die Grausamkeiten, welche an Jesu begangen wurden, nicht ansehen zu dürfen, daß selbst der Himmel darüber seinen Abscheu und Unwillen bezeugt habe; demungeachtet kamen vielleicht doch vielen Hunderten, insonderheit denen, die auf dem Gerichtsplatze stunden, und mehr oder weniger Antheil an der Hinrichtung Jesu hatten, dergleichen und ähnliche Gedanken in die Seeele. Gewiß durchkreuzten sich bey dieser Gelegenheit mancherley Empfindungen und Gedanken in den Herzen der Feinde und Freunde Jesu. Ganz fruchtlos an Betrachtungen und Gefühlen war diese Erscheinung gewiß nicht. Denn bey dergleichen außerordentlichen Naturbegebenheiten pflegt bisweilen auch der Gedankenloseste, Leichtsinnigste nachzudenken; seine Gefühle werden feiner; sein Gewissen fängt sich an zu regen, und wenn diese Regungen auch nur vorübergehend sind, so erschüttern sie doch auf eine zeitlang das Herz, und lassen in demselben öfters auch einen Stachel zu-

rück, den man aus demselben, wenn man es auch wollte, nicht herausreissen kann. Und dieß war auch eben so gewiß der Fall bey vielen Feinden Jesu, als es die Absicht der Vorsehung war, durch diese Begebenheit Aufmerksamkeit und Nachdenken zu erregen.

52.

Jesus stirbt.

Nach dieser dreystündigen Finsterniß hellete sich endlich, um drey Uhr Nachmittags, in der Todesstunde Jesu, der Himmel wieder auf, aber auf seiner Seele schien eine tiefe, bange Nacht des Kummers und der Wehmuth zu liegen. Drey Stunden schon — hatte er unter unaussprechlichen Schmerzen am Kreuze gehangen Der nahe Tod drang immer mehr seinem Herzen zu, und verursachte auch bey ihm diejenige Bangigkeiten, welche jeder Sterbende, wenn sein Blut nach und nach in Stockung geräth, empfindet. Er schmachtete nach Hülfe, nach Errettung, nach dem Tod, der ihn endlich von seinen Qualen befreyen sollte! — und dieser — verweilte so lange. — Das Gefühl seiner körperlichen Schmerzen und Bangigkeiten gieng in seine Seele über, und stimmte dieselbe zu einer tiefen Traurigkeit und Wehmuth. Mit festem Vertrauen hieng er zwar an Gott, und sein Glaube an ihn, der ihn durch

diese

diese dornichte Wege zum Wohl der Menschheit und zu seiner Selbstverherrlichung durchführen würde, war gewiß, so weit es auf Ueberzeugung ankommt, unerschütterlich: — aber das Gefühl dieses Trostes — empfand vielleicht jetzt seine Seele nicht. Sie war in einem ähnlichen Gedränge von bangen Vorstellungen und Empfindungen, wie in Gethsemane. Kurz Jesus fühlte sich hier ganz als Mensch; und mußte — sollte — sich so fühlen, daß er einst seinen sterbenden Brüdern aus ihren Angstnächten und Todesnöthen mit theilnehmender Bruderhand aushelfen möchte. Und in dieser beängstigten Lage seines Gemüths rief er es zu Gott auf: „Wie lange verzeuchst du mit deiner Hülfe? — Denn das ist doch der einzige wahre Sinn jenes Ausdruckes: Warum hast du mich, mein Gott, verlassen? Es war aber dieser Ausruf, wie es auch gewiß jeder Leser dieser Geschichte fühlt, nichts weniger, als die Sprache der Verzweiflung, sondern die Klage eines gepreßten Herzens, welchem der Leidende durch solche Ergüsse und Seufzer Luft zu machen sucht. Klagen — Seufzen, — Wimmern — ist in solchen bangen Augenblicken, ein Bedürfniß, wie das Gebet. Und diese Klage Jesu war auch im Grunde nichts anders, als ein Gebet, als ein heißer Wunsch seiner Seele, daß ihm Gott endlich mit seiner Hülfe erscheinen möchte! Solche Seufzer und Klagen stimmen

mit

mit der natürlichsten Sprache des menschlichen Herzens überein, und sind gewiß aufrichtiger und unschuldiger — als die scheinbare stille Standhaftigkeit manches Menschen. Der Leidende handelt immer natürlicher, wenn er die Sprache seines Herzens spricht, als wenn er dieselbe verläugnet. Zwischen Klagen, so wie sie Jesus vor Gott ausschüttete, und Muthlosigkeit und Unzufriedenheit ist ein großer Unterschied. Durch diese beschämt sich der Mensch selber, und macht sich seine Leiden noch unerträglicher, er verläugnet dadurch seinen Glauben an Gott, und eine weise, — gütige Vorsehung, und raubt sich selber den letzten Trost bey seinem Schicksal, die letzte Kraft, auszuharren, und auszudulden; aber durch jene verschaft er seinem Herzen Erleichterung, und beweist sein Vertrauen zu Gott, vor dem er seine beängstigte Seele ausleert, und zu dem er, wenn er ihn auch verlassen zu haben scheint, seufzend und flehend seine Zuflucht nimmt. In dieser Rücksicht verliehrt auch Jesus Christus, um dieser seiner bangen Herzenserleichterung willen, bey dem vernünftig- und billigdenkenden Leser, gewiß so wenig von der ihm gebührenden Hochachtung, daß diese vielmehr dadurch gewinnt, wenn er in Jesu denjenigen erblickt, der zwar menschlich fühlte und empfand, der aber den doch noch seinen Gott nannte, und zu dem aufseufzete, von dem er ganz verlassen zu seyn schien. Doch wir kehren, unbe-

kümmert um die von einigen am Kreuz stehenden entweder mißverstandene, oder aus dummem Spott verdrehete Anrede Jesu an Gott mit dem Namen Eli, Eli! bey welchem manchem, der nicht recht hören wollte, oder auch vielleicht wirklich nicht recht hörte, der Prophet Elias einfiel, den Jesus zur Hülfe angerufen haben soll, wieder zu der Geschichte zurück, welche uns immer näher der gewünschten stillen Stunde führt, in welcher Jesus von allen seinen Leiden und Qualen befreyt wurde. Und gewiß hat dieser — schon mancher Leser aus Liebe und Mitleiden gegen den Dulder ohne seines gleichen, sehnsuchtsvoll entgegen gesehen! — Diese Stunde erfolgte auch bald nach jener bangen Klage, welche Jesus über den Verzug göttlicher Hülfe ausgeseufzet hatte. Er fühlte immer mehr die Abnahme seiner Kräfte durch langwierige Schmerzen, durch einen großen Blutverlust, und durch vermehrte oder zunehmende Hitze. Diese verursachte ihm auch einen unleidentlichen Durst. Er wünschte noch einmal zu trinken, und dann wollte er gerne, weil er wußte, daß er nun bald seinen Leidenskelch, der ihm bestimmt war, ausgetrunken hätte, sterben. Diese Bitte wurde ihm auch durch einen Soldaten gewährt, welcher einen Schwamm mit saurem Wein, (dem gewöhnlichen Getränke der Soldaten und ärmern Leute) benetzte, denselben an einem langen Ysopenstengel befestigte, und

ihn

thn Jesu vor den Mund hielt, damit er aus demselben das Getränke herausschlürfen möchte. Einige Geschichtschreiber Jesu melden es, daß dieser Soldat, oder er sey gewesen wer er wolle, dem Dürstenden — um eine Labung flehenden, — auf der Stelle einen Trunk gereicht habe. That er dieß, nicht bloß auf Befehl, — sondern aus Mitleiden gegen Jesum, — aus einem Drang jenes menschenfreundlichen Gefühls, — welches jedes Bedürfniß des Leidenden und Sterbenden noch zu befriedigen wünscht: so müssen wir das edelfühlende Herz dieses Mannes um so höher schätzen, je mehr wir jene niederträchtigen Menschen verachten müssen, die des sterbenden Jesus noch spotteten, und es ihm zuriefen: „er sollte noch ein Weilchen Geduld haben, bis sich Elias seiner erbarmen würde!“

Nachdem Jesus getrunken hatte, ahndete er seine baldige Vollendung. Sein Auge blickte ans Ziel hin, welches ihm entgegen winkte, und hinter ihm lag die Mühe seiner Arbeit, die er vollendet hatte! — Nun ists, rief er, vollbracht!!! — — Jeder Leser dieser Geschichte kannn es sich vorstellen, mit welchem beruhigten innerlich seligen Herzen Jesus dieß sagte. — Frey fühlte er sich nun — in wenig Augenblicken, von all' seinen Leiden, das Geschäfte zum Wohl der Menschheit war vollendet! Aus der Tiefe, durch welche er wandeln mußte, blickte er

in

in die Höhe, wo ihm die glänzendste Krone zu Theil werden, wo er die Früchte seiner Verdienste einerndten würde, und in einem höhern Wirkungskreise sich ganz der Menschheit zu ihrem Wohl und ihrem Seegen mittheilen könnte. — Und nun fühlte er seinen nahen Tod. — Sein Geist schwebte immer mehr aufwärts. Vater! rief er, ich sterbe! — Dein ist mein Leben! Dir übergebe ich es. Mein Geist flieht dahin! — Nimm ihn auf zu dir! — Dieß sagte Jesus laut, — und in diesem Augenblick sahe man sein Haupt auf die Brust niedersinken — — und ihn sterben. — — Zweifellos ruft ihm auch, bey diesem Anblick im Geist, jeder Leser dieser Geschichte nach: Heil dir! — du hast überwunden! — Du bist durch große Trübsal zum Lohn gekommen! — Dein ist die herrlichste Krone, die je errungen und erkämpft wurde! — Dein Andenken bleibt der Menschheit im Seegen! Du hast uns Gott erkauft mit deinem Blut! — Darum sey dir ewig — Preis und Ehre und Dank gesagt!!! — — Derjenige, welchem dieses Declamationen zu seyn scheinen, die bey der Erzählung einer Geschichte, wo man nur Thatsachen erwartet, wegbleiben könnten, hat nie von einem großen, verdienstvollen Mann geschrieben; sonst würde er dem Geschichtsschreiber Jesu, wegen einer solche schriftstellerischen Ausschweifung, wo sich sein Herz unwillkührlich ergoß, —

Bil-

Billigkeit widerfahren lassen. — Wenn es erlaubt ist, einem Fürsten, den man schätzt, zu loben, und seiner Asche den gebührenden Dank zu zollen, so sey es auch einem Christen erlaubt, von dem mit Empfindung und überfließendem Wonne- Hochachtungs- Hoffnungs- Liebes- und Dankes- Gefühl zu sprechen, der ihm über alles geht, und je mehr er ihn kennt und kennen gelernt hat, gehen muß!

Siebenzehnter Abschnitt.

47.

Die Feyer des Todes Jesu, durch außerordentliche Begebenheiten.

Matth. 27, 51—66. Marc. 15, 38—47. Luc. 23, 45—56.

Ueberall — Wunder sehen und entdecken wollen, — in jeder Begebenheit, wenn sich dieselbe auch noch so natürlich, in Ansehung ihrer Ursachen und Wirkungen, erklären läßt, etwas Außerordentliches — Bedeutendes finden und aufsuchen, das verräth Aberglauben, Unwissen-

heit,

heit und eine fromme Einfalt. Aber die Hand der Vorsehung, die bey gewissen Begebenheiten, dem Menschen so unverkennbare Winke zum Nachdenken, und zur Erregung gewisser Gefühle giebt, — nicht sehen und bemerken wollen, wenn man doch zum sehen und bemerken gleichsam mit Gewalt hingezogen wird, das macht dem menschlichen Verstand und Herzen eben so wenig Ehre, als Leichtglaubigkeit und Einfalt. Nicht alles, was sich aus natürlichen Gründen erklären läßt, ist deßwegen ein unbedeutender Zufall; und selbst die natürlichsten Erscheinungen und Begebenheiten verdienen in gewissen Rücksichten nicht weniger unsere Aufmerksamkeit, als wirkliche Wunder. Noch mehr verdienen sie dieses, wenn sie schon an und vor sich selber, theils wegen den unzulänglichen Gründen, aus welchen dieselbe erklärt werden könnten, theils wegen der Zeit und den Umständen, unter welchen sie erfolgten, auffallend sind. Dem religiösen Nachdenkenden, oder dem Mann von Kopf und Herz, ist überhaupt nichts unbedeutend, nichts Zufall und Ungefähr, und er findet überall Gelegenheit, die Hand der Vorsehung zu bemerken, und ihre bald geheimeren, bald einleuchtenderen Absichten zu ahnen und zu entdecken. Mit einem solchen Auge wird auch gewiß jeder unbefangene Leser diejenigen Begebenheiten betrachten, welche sich bey und nach dem Tode Jesu ereigneten, und wir wollen durch

diese oder jene Behauptung seinem Urtheil über dieselben so wenig vorgreifen, daß wir vielmehr demselben und seinem Gefühl, den Ausspruch über diese Erscheinungen, ob sie eine Veranstaltung der Vorsehung waren, oder nicht, ganz allein überlassen wollen. Es war um, oder etwas nach drey Uhr des Nachmittags, als Jesus verschied, und in eben dieser Stunde, in welcher gewöhnlich das Abendrauchopfer in dem Tempel dargebracht wurde, bekam der Vorhang, oder derjenige Teppich, welcher statt einer Mauer das Heilige von dem Allerheiligsten schied, einen Riß von oben herab, durch und durch. Dem Alterthumskenner der Juden ist es bekannt, daß dieser Vorhang nicht nur ein sehr künstliches und starkes Gewebe, (welches, wie einige behaupten, vier Zoll dick gewesen seyn soll,) sondern daß derselbe auch vierzig Ellen lang, und oben an einem Balken, über vier Säulen befestiget war. Die Zerreißung desselben setzte also, nicht nur eine große Gewalt voraus, sondern sie war auch, als eine Wirkung von Menschenhänden wirklich eine Unmöglichkeit. Gesetzt aber, daß sich dabey eine Möglichkeit denken ließe, so ist sie doch deßwegen undenkbar, weil es sich durchaus nicht begreifen läßt, wer dieses hätte thun sollen und können. Wahrscheinlich denkt hier mancher Leser an das Erdbeben, durch dessen Erschütterung vielleicht dieser Riß geschahe. — Allein so sehr sich auch

diese Meinung, durch ihre scheinbare Begreiflichkeit, empfiehlt, so finden sich doch bey derselben mehrere Schwierigkeiten, die eben so bedenklich sind, als es unerwiesen ist, daß das Erdbeben vor der Zerreissung des Vorhangs im Tempel erfolgte. Dem sey, wie ihm wolle, so mußte dieser Vorfall jedem Juden wichtig zu seyn scheinen, und es läßt sich beynahe mit Gewißheit voraussetzen, daß derselbe für ein böses Omen gedeutet wurde. Ob man dabey an Jesum dachte, und diese Begebenheit mit seinem Tode in eine gewisse Verbindung zog, das läßt sich zwar mit Gewißheit nicht bestimmen, aber in Rücksicht vieler Personen eher bejahen als verneinen. Unläugbar deutete auch dieser Vorfall auf eine wichtige Veränderung der jüdischen Religion hin, so wie er für die Wichtigkeit des Todes Jesu ein Wink war, der erst alsdann ganz verstanden wurde, da das Evangelium von Jesus und den Absichten seines Todes öffentlich geprediget und aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet wurde. —

In eben dieser Sterbestunde Jesu, erfolgte auch ein starkes Erdbeben, dessen Erschütterung so heftig war, daß die Felsen in der Gegend um Jerusalem herum, Risse bekamen, und die in dieselben eingehauenen Todtengrüfte aufgesprengt wurden: ein Anblick, — der eben so viel durchschauerndes Entsetzen, als in der Folge eine

nachdenkende Aufmerksamkeit erregen mußte, da diese Todten, (welche der Lebensbeschreiber Jesu als Heilige, das ist tugendhafte und gottselige Menschen, bezeichnet,) nach der Auferstehung Jesu nicht mehr in ihren Felsengräbern gefunden und gesehen wurden, und da sich das Gerüchte verbreitete, daß dieselben vielen Personen in Jerusalem erschienen, und sich ihnen lebendig gezeigt hätten. Unläugbar mußte alles das, was sich in der Todesstunde Jesu ereignete, Aufsehen erregen, und die Wirkungen dieser Naturerscheinungen, die an und vor sich selber schon grauenvoll waren, konnten um so weniger ihren Zweck verfehlen, da die Umstände, unter welchen dieselbe erfolgten, so beschaffen waren, daß auch der leichtsinnigste, roheste, gedankenloseste Mensch zu gewissen Betrachtungen, bey welchen Jesus und sein Schicksal beynahe unmöglich vergessen bleiben konnte, veranlaßt wurde. Dergleichen Betrachtungen machte auch der Hauptmann, der die am Kreuze stehende Wache unter seinem Befehl hatte, und der auf der Gerichtsstätte verweilte, bis Jesus tod war. Schon die Freudigkeit und Ruhe, mit welcher dieser starb, und für welche ihm der Ausruf Jesu: „es ist vollbracht, Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ bey welchem er seine letzten Kräfte anstrengte, und wie ein Mann in voller

voller Kraft sprach, ein unwidersprechlicher Beweis zu seyn schien, rührte und stimmte sein Herz zur Verehrung Jesu, den er auch gewiß schon vorher durch sein großmüthiges Gebet für seine Feinde, durch sein stilles Dulden am Kreuz, hatte schätzen und liebgewinnen lernen; aber noch mehr wurde er durch die kurz vorhergegangene Finsterniß, und durch das auf den Tod Jesu erfolgte Erdbeben, in seinem Innersten um so mehr gerührt und erschüttert, da er wahrscheinlich schon vorher von der Unschuld, Rechtschaffenheit und Größe desselben überzeugt, und mit den Ränken der jüdischen Geistlichkeit nicht unbekannt war. Er konnte seine Ueberzeugung, welche durch alle diese außerordentlichen Begebenheiten noch mehr verstärkt wurde, nicht zurückhalten; er erkannte bey denselben einen drohenden Wink der Gottheit, blickte schüchtern und ehrfurchtsvoll zum Himmel auf, und sagte es laut: „dieser war ein Unschuldiger! — ein Rechtschaffener! — Er war wahrlich ein höheres Wesen in Menschengestalt!“ — — Und so urtheilte nicht nur dieser Krieger, welcher ein nachdenkender Mann von Gefühl gewesen zu seyn scheint, sondern so urtheilten auch jetzt die Soldaten, welche auf dem Gerichtsplatze stunden, und die kurz vorher sich als die rohesten Menschen gezeigt hatten. Auf einmal hatte sich die Scene verändert. Die

Stimme der Gottheit wurde beynahe von jedem erkannt, von jedem in seinem Gewissen gefühlt. Alles war voll Schrecken. Man sahe sich einander ängstlich an, wollte reden, — und konnte nicht. — Der Spötter verstummte — Dem Bösewicht fieng das Herz an zu schlagen. Das Volk, welches bisher noch immer auf dem Gerichtsplatz geblieben war, konnte es auf demselben nicht länger aushalten; die Menge eilte, zitternden, klopfenden Herzens, von diesem Orte weg, und eilte nach der Stadt. —

46.

Jesus ist wirklich todt.

Verlassen war jetzt der Gerichtsplatz von den meisten Zuschauern, nur die Verwandten und Freunde Jesu, unter welchen viele Galiläerinnen und andere Frauenspersonen waren, welche an ihm thätige Freundschaft erwiesen hatten, blieben zurück, wahrscheinlich auch deßwegen, um zu sehen, was man mit dem Leichnam Jesu anfangen, und ob man denselben mit den andern Hingerichteten begraben würde. So schrecklich ihnen auch der Gedanke war, so mußten sie doch beynahe so etwas erwarten und befürchten. Dieses würde auch ohne Zweifel geschehen seyn, wenn sich nicht ein Freund Jesu um seinen Leichnam

bey

bey dem römischen Landpfleger verwendet hätte. Aber davon wußten wahrscheinlich die Verwandten und Freundinnen Jesu nichts, ob sie es gleich vermuthen konnten, daß ihr todter Freund heute noch, vor Abend, von seinem Kreuze würde abgenommen und begraben werden. Denn, nach ihrem Gesetz durfte kein Gehängter (und als solche betrachteten die Juden auch die Gekreuzigten) über Nacht an dem Schandpfahl hängen bleiben, sondern er mußte, desselben Tages noch, abgenommen und begraben werden. Ein sehr weises, wohlthätiges Gesetz, auf welchem man insonderheit alsdann genau zu halten pflegte, wenn auf einen Executionstag, ein Sabbath oder ein Fest folgte. Und dieß war damals der Fall. Der Tag, an welchem Jesus gekreuziget wurde, war der Vorbereitungstag auf das Passahfest, welches damals gerade auf einen Sabbath fiel, und in dieser Rücksicht sowohl, als auch deßwegen, weil an demselben die Erstlingsgarben dargebracht wurden, für doppelt heilig und wichtig gehalten wurde. Daher schickte der jüdische Senat einige seiner Mitglieder an den Pilatus mit der Bitte ab, daß er aus Gefälligkeit und in Rücksicht eines ihrer Gesetze und des bevorstehenden Festes, den Tod der Gekreuzigten durch die Keule möchte beschleunigen lassen, damit sie noch vor dem Abend könnten begraben werden. Dieser machte auch keine Schwierigkeiten. Er wußte

wie pünktlich und gewissenhaft die Juden in solchen Dingen waren, und da er wider seine Ueberzeugung einen Unschuldigen, aus einer gewissen Menschenfurcht, zum Tode verurtheilen konnte: — so konnte es ihn auch nicht so schwer ankommen, den Tod desselben und seiner Mitgekreuzigten beschleunigen zu lassen. Im Grunde war dieser freylich eine Wohlthat für sie, aber eine solche Wohlthat, welche sie erst durch die peinlichsten Martern erkaufen mußten. Es wurden nämlich solchen Menschen ihre Glieder und Gebeine mit Keulen oder Hämmern zerschmettert, oder sie würden, im eigentlichsten Verstande des Wortes, todtgeschlagen. Nachdem sie schon alle Qualen der Kreuzigung erduldet hatten, so mußten sie zuletzt auch noch diejenigen Qualen ausstehen, welche mit der Strafe des des Lebendiggerädertwerdens sehr viel Aehnliches hatte. Freylich wurde dadurch ihr Ende, welches oft mehrere Tage verweilte, befördert, aber auf eine Art, welche eben so grausam war, als die Kreuzigung selber. Es ist schrecklich, wenn man daran denkt, welche Qualen Menschen für Menschen erfunden haben, und jener Schriftsteller hatte in dieser Rücksicht nicht ganz unrecht, wenn er sagte, daß der Mensch das grausamste unter allen Thieren seye. Viele Thiere morden gewöhnlich so, daß sie dem Opfer ihrer Raubgierde sogleich eine tödtliche Wunde beybringen; aber,

der Mensch hat Qualen erfunden, die ärger sind, als der Tod selber, die jeden Tod zehentausendfach vermehren und vergrößern. Solche Erfindungen sind eine ewige Schande für das menschliche Herz, insonderheit für christliche, aufgeklärte Völker. Wie die Todesstrafen unter einer Nation beschaffen sind, so sind auch die Gesetze und die Richter, so ist auch meistens der Charakter eines Volks beschaffen. Es ist unläugbar, daß es schreckliche Verbrechen giebt, für welche keine Strafe zu groß und streng zu seyn scheint, aber es ist auch eben so gewiß, daß der Tod an und vor sich selber schon Strafe genug ist. Der Mensch verliehrt genug, wenn er sein Leben verliehrt. Wer sich durch diesen Verlust von Verbrechen nicht abschrecken läßt, der wird vielleicht auch, durch die Martern eines solchen Todes, welche in aufgeklärten Zeiten gewiß nicht erfunden worden sind, sich nicht abschrecken lassen. Martern, andern zum Beyspiel, oder vielmehr zur Abschreckung ersonnen, thun selten ihre beabsichtete Wirkung. Es läßt sich überhaupt bey jeder Todesstrafe beynahe nur ein Zweck denken, nämlich dieser: einen Menschen durch seine Hinrichtung außer Stand zu setzen, in Zukunft schädlich zu werden, und seine Thaten (vermöge einer Nebenabsicht) andern als solche vorzustellen, welche für das Leben allemal gefährliche Folgen hätten; und dieser Zweck läßt sich erreichen,

chen, ohne Grausamkeit und willkührliche Qualen, durch welche man die Grausamkeiten von Tyrannen und Mördern begangen, nachahmt. Doch, wir kehren wieder zu der Geschichte zurück. — Kraft des Befehls von dem römischen Landpfleger sollten die sämmtlichen Gekreuzigten von den Soldaten todtgeschlagen werden. Das thaten sie auch, auf die bemeldte Art; allein an Jesum legten sie ihre Hände nicht, weil sie ihn schon für todt hielten: und dieß schlossen sie ohne Zweifel aus seinem niederhängenden, erblaßten Haupt, und aus der Kälte und Steifigkeit seiner Glieder. Indessen schienen sie doch ihrer Sache noch nicht ganz gewiß zu seyn, weil ein so früher Tod bey der Kreuzigung sonst nicht zu erfolgen pflegte; daher stach ihm ein Soldat, mit seiner Lanze in die Seite, wahrscheinlich in keiner andern Absicht, als Jesu, wenn er noch nicht todt wäre, einen tödtlichen Stich beyzubringen. Nothwendig mußte auch durch denselben der Tod erfolgen, wenn er nicht schon erfolgt wäre; — und das aus der Wunde fließende Wasser und Blut war der deutlichste Beweis, daß das Herz Jesu wirklich getroffen worden war. Johannes, der dieses alles, als Augenzeuge erzählt, spricht von diesem Vorfall mit einem solchen Eifer des Wahrheitsfreundes, mit solchen heiligen Versicherungen, daß es aus denselben unverkennbar ist, nicht nur, wie wichtig ihm selber das war, was er

gese-

gesehen hatte, sondern, daß er diese Begebenheit auch andern wichtig zu machen suchte. Und wirklich liegt auch an dieser Ueberzeugung von dem wahren Tode Jesu, welchen vielleicht zu den Zeiten des Johannes einige bezweifelt haben mögen, alles, was den Glauben an ihn, als den Auferstandenen befestiget, oder was bey diesem vielmehr, wenn man denselben annehmen soll, vorausgesetzt wird. So wie jeder Mensch seinen eigenen Blick hat, mit welchem er etwas betrachtet, vergleicht, bey welchem er sich gewisse Reden, Aussprüche, Begebenheiten, in Verbindung, und einer leichtzumachenden Anwendung mit einem ihm wichtigen, vor Augen schwebenden Gegenstand, denkt, so wurde auch die Seele des Johannes bey dem Anblick seines Freundes und geliebtesten Lehrers, für den er schon zitterte, daß ihm seine Gebeine möchten zerschmettert werden, und dessen Seite er, ohnerachtet Jesus schon todt war, gewiß nicht ohne Empfindung durchbohren sah, auf dergleichen Gedanken und Empfindungen gewisser biblischer Stellen geleitet. Ihm war — Jesus, — der Durchstochene, von welchem Zacharias in seinen Schriften sprach, der jedes Mitleidens, jeder Wehmuthsthräne würdig wäre, — dessen Würde und Gnade man aber zu seiner Zeit noch erkennen würde. — Ihm war sein Lehrer, dessen Gebeine um seines zuvorgekommen Todes

wil-

willen, von den Soldaten unversehrt blieben, das untadelhafte Osterlamm, welchem auch kein Bein zerbrochen werden durfte; ihm war er der, über dessen Gebeine, Gott, nach einem gewissen Lied Davids, — wachte, daß deren nicht eines zerbrochen werde. Und wirklich wurden auch diese Schriftstellen an Jesu erfüllt. — Ein freundschaftliches mit Liebe und Hochachtung gegen ihn erfülltes Herz, deutete sie.

55.

Sorgfalt einiger edlen Seelen für ihren geliebten Todten. Begräbniß Jesu.

Die wahre Liebe ist für ihren Freund, dem sie einmal ihre Zuneigung und Hochachtung geschenkt hat, auch nach seinem Tode noch geschäftig, und aus sehr begreiflichen Gründen wird sie alsdenn oft noch zärtlicher, als sie vorher war. Es sind bisweilen die unverdientesten Vorwürfe, die sie ihrem eigenen Herzen macht, daß sie an ihrem Geliebten das nicht gethan hätte, was sie an denselben hätte thun können und sollen: um so mehr hält sie sich daher für verpflichtet, durch verdoppelte Beweise ihrer Zärtlichkeit und Hochachtung gegen ihren verstorbenen Freund, das einzuholen und zu vergüten, was

was sie, da er noch lebte, versäumt haben möchte. Wo sie nur ein Wort zu seiner Ehre reden, ihn vertheidigen, und dem lieben Todten, im Grabe noch, etwas zu lieb thun kann, da thut sie es gewiß. Auch sein Leichnam ist ihr heilig, und sie verehrt in ihm die abgestreifte Hülle seiner entflohenen guten, edlen Seele. Stünde es bey ihr, so würde sie alle die entseelten Cörper ihrer Freunde und Freundinnen, in das Grab, welches sie für sich selber bestimmt hat, legen lassen, um ihnen auch todt noch nahe zu seyn, und sie am Auferstehungsmorgen zuerst umarmen zu können. Der Eifer der Liebe besiegt alle scheinbaren Hindernisse, und unbekümmert um das, was man darüber urtheilen, ob man sie verspotten, — verlachen, — und auch verfolgen möchte, folgt sie dem Drang ihrer Empfindung, und thut für ihren todten Geliebten noch alles, was sie für denselben thun kann. Mit diesen Empfindungen der Liebe und Hochachtung für Jesus, waren auch zween seiner heimlichen Freunde und Verehrer erfüllt; nämlich Nikodemus, ein Pharisäer, der wegen seines nächtlichen Besuchs bey Jesu, in der biblischen Geschichte bekannt ist, und ein gewisser Joseph, von Arimathia oder Ramath, einer zu Judäa gehörigen Stadt, gebürtig, ein damals wegen seinem Reichthum und seiner Würde, als Mitglied des hohen Raths unter den Juden in Jerusalem bekannter Mann.

Die

Die Lebensbeschreiber Jesu schildern ihn, außer seiner Rechtschaffenheit und Redlichkeit auch als einen Verehrer Christi, der sich nach jenen besseren Zeiten, wo Wahrheit und Tugend, im Glauben an Gott und seinen Sohn herrschend werden würde, sehnte, der für Jesus und seine Lehre und Thaten denjenigen Sinn hatte, welcher ihn in Jenem Alles erwarten ließ, der sich aber doch aus Furcht vor den Juden und seinen gegen Jesus eingenommenen Amtsgenossen nicht öffentlich für ihn, als sein Freund und Verehrer zu erklären wagte, ob er gleich an seiner Verfolgung und Verurtheilung nie Antheil genommen hatte. Dieser Joseph von Arimathia fühlte sich in seinem Herzen gedrungen, zur Ehre dessen, den er so hoch schätzte, noch alles zu thun, was in seinen Kräften war, um ihn wenigstens von dem Schimpf eines ehrlosen Begräbnisses, (ein Gedanke, welcher ihm unausstehlich seyn mußte —) zu befreyen. Ihm war Jesus, so schmählich er auch hingerichtet wurde, doch ein edler, vortrefflicher, göttlicher, großer Mann; er liebte und schätzte ihn auch im Tode noch. Darum gieng er, trotz aller Bedenklichkeiten, zu dem Pilatus hin, und bath sich die Erlaubniß aus, daß er den Leichnam Jesu vom Kreuze abnehmen, und begraben dürfte. Diese Bitte von einem Mitgliede des jüdischen Senats, dessen Gesinnungen gegen Jesus bekannt waren, mußte dem römischen

mischen Landpfleger etwas auffallend seyn. Indessen war es ihm doch nicht undenkbar; daß Jesus auch unter den Vornehmen von Jerusalem seine heimlichen Verehrer und Freunde möchte gehabt haben, und wahrscheinlich erklärte sich auch Joseph gegen den Pilatus, als einen solchen. Dieser schien auch keine Schwierigkeiten zu machen, in sein Gesuch einzuwilligen. Nur war es ihm beynahe unglaublich, daß Jesus schon gestorben seyn sollte: — und vielleicht flog ihm auch der Gedanke durch die Seele, ob nicht das Vorgeben von dem Tode Jesu eine Erdichtung seiner Freunde seyn möchte, um ihn vielleicht noch von dem Tode retten zu können! Eine Vermuthung, welche ihm von Seiten der Feinde Jesu, neue Verdrüßlichkeiten, und auch neue Verfolgungen für Jesum selbst und seine Freunde befürchten ließ. Daher suchte Pilatus der Sache gewiß zu werden, und ließ den Hauptmann, welcher bey der Hinrichtung zugegen gewesen war, zu sich rufen, um es von ihm selber zu hören, ob Jesus — und wie lange er schon todt seye? Allein eben dieser Hauptmann bekräftigte das, was Joseph versichert hatte, und erzählte ohne Zweifel dem Pilatus alles, was er selber mit angesehen nnd angehört hätten. Diese merkwürdige Begebenheiten bey dem Tode Jesu, waren es auch ohne Zweifel, welche den Joseph von Ramath und den Nikodemus noch mehr in ihrer Hochach-

tung

tung gegen ihn bestärkt, und sie muthig gemacht hatten, sich seiner, man möchte darüber sagen, was man wollte, im Tode anzunehmen, und für ihn ein Begräbniß zu besorgen, welches seiner würdig wäre. Dazu erhielte auch Joseph von dem Pilatus volle Freyheit. Sie machten also beyde, wahrscheinlich nach einer Verabredung, die sie schon vorher, vielleicht auf dem Gerichtsplatze, mit einander genommen hatten, Anstalten zur Beerdigung ihres geschätztesten Freundes. Joseph besorgte die zu dem Begräbniß nöthige Leinewand, und Nikodemus ließ mit ihm, auf gemeinschaftliche Kosten, die zu der Einbalsamirung gehörigen aromatischen Specereyen, wie z. E. Myrrhen und Aloeen, und zwar in großer Menge, herbeyschaffen. Ganz von dem Eifer der Liebe und Freundschaft beseelt, eileten sie Golgatha, wo ihr lieber Todter am Kreuze hieng, zu, und vielleicht wundert sich einer über den andern, daß er schon da war. Beyde aber empfanden ohne Zweifel eine gewisse Freude, oder vielmehr eine Art von Beruhigung, daß ihnen ihr freundschaftliches Vorhaben gelungen war: und halfen selber den Leichnam Jesu von dem Kreuze abnehmen: — mit welchen Blicken auf ihn, — mit welcher Zärtlichkeit der Berührung, — mit welcher thränenvollen Wehmuth, — das mag der fühlen, der einen geliebten verstorbenen Freund, schon auf das Todtenbrett, oder in den Sarg legen half.

Von

Von der Gerichtsstätte wurde Jesus, nachdem sein Leichnam vorher abgewaschen und in eingeräucherte, oder mit dergleichen Specereyen überstreuete Leinewand eingewickelt wurde, nach Josephs Garten getragen. Dieser lag in der Nähe, und in demselben befand sich eine Todtengruft, welche sich der Besitzer des Gartens in einen Felsen hatte hauen lassen, in welche aber bisher noch Niemand zum stillen Schlaf der Todten gelegt worden war. Die Umstände erlaubten es wegen der Nähe des Festes und dem niedersinkenden Abende, mit welchem dasselbe seinen Anfang nahm, nicht, daß man sich daselbst lange verweilte: Nikodemus, Joseph und ihre Gehülfen eilten also weg, nachdem sie vor den Eingang des Grabes einen Stein hingewälzt hatten, und waren indessen zufrieden, ihren todten Freund vor den ersten Anfällen der Verwesung gesichert zu haben, bis sie im Stande wären, ihn zu einer bequemern Zeit durch die gewöhnliche Einbalsamirung vor dem Zahn des Moders zu schützen. Allen diesen Vorkehrungen blickten in einiger Entfernung diejenige Freundinnen Jesu zu, welche auf dem Gerichtsplatze oder in der Gegend desselben, zurückgeblieben waren, um zu sehen, welches Schicksal der Leichnam ihres geschätztesten, geliebtesten Freundes haben würde. Da sie nun sahen, daß derselbe in den Garten Josephs getragen wurde, so folgten sie ihm dahin nach,

und setzten sich der Gruft gegen über, in welcher derselbe beygesetzt wurde. Hätten sie mehr Muth gehabt, und jene Männer welche mit dem Begräbniß Jesu beschäftiget waren, genauer gekannt, so würden sie selber in die Felsengruft gegangen seyn, die kalte Hand ihres Geliebten noch einmal gedrückt, und ihrem gepreßten Herzen durch Thränen und laute Klagen Luft gemacht haben. Ohne Zweifel floß von ihnen auch bey dem Anblick des in seine Grabhöhle niedergesenkten Jesus manche bittere Thräne der Wehmuth, und ihre Liebe wünschte gewiß nichts so sehr, als ihn recht sanft zu seiner Todesruhe niederlegen zu können; ein sehr natürlicher Wunsch der wahren Liebe und Zärtlichkeit. — Wahrscheinlich horchten sie auch auf alles, was in der wiederhallenden Gruft, von Joseph, Nikodemus und andern gesprochen wurde, und hier erfuhren sie es, ohne Zweifel durch angestrengte Aufmerksamkeit, daß diese Männer alle Freunde Jesu seyen, — und daß sie nach dem Sabbath seinen Leichnam noch mehr und besser einbalsamiren wollten, als es ihnen jetzt möglich war. Da regte sich auch in ihrer Seele der Wunsch, zu der Ehre und Unverweslichkeit ihres Freundes etwas beytragen zu können. Sie zweifelten auch keineswegs, daß es ihnen jene edlen Männer erlauben würden, an ihrem Freundschaftsdienst Antheil zu nehmen. Daher versahen sie sich

noch

noch diesen Abend mit Gewürz und Salben, zur Einbalsamirung ihres Freundes, und harreten, weil sie an dem Sabbath, nach dem jüdischen Gesetz nichts vornehmen durften, mit zärtlicher Begierde, und freundschaftlicher Sehnsucht dem Sonntag entgegen, wo sie ihrem Freund die gebührende Ehre erweisen könnten. O ihr edlen Seelen!

56.

Jesus schlummert seiner Auferstehung entgegen.

Seit dem Tode Jesu, und den merkwürdigen Begebenheiten, welche sich bey demselben ereignet hatten, schien es, als ob selbst seine Feinde eines andern Sinnes, und zu einem ernsthaften Nachdenken, bey welchem ihr Gewissen nicht ungerührt blieb, gebracht worden wären. Zuversichtlich dachten auch jetzt sehr viele gewiß ganz anders, als sie vorher gedacht hatten: und wenn es auch nach ihrer Ueberzeugung nicht entschieden war, „daß Jesus vielleicht doch der Messias gewesen seyn möchte!“ — so gieng gleichwohl in ihren Herzen ohne Zweifel etwas vor, was eher die Hochachtung vor Jesu vermehrte, als verminderte, und was die Gemü-

ther in eine gewisse bange Erwartung dessen, was jene Naturbegebenheiten zu bedeuten haben möchten, — versetzte. Auch den Feinden Jesu aus dem Stande der Priester und Gelehrten, welche die Hauptursächer seiner Hinrichtung waren, schlug gewiß ängstlicher das Herz, da sie jene merkwürdigen Naturerscheinungen bey dem Tode Jesu mit ansahen; und gesetzt, daß sie auch den Eindrücken, welche dieselbe auf ihr Gemüth, und auf ihr böses Gewissen machten, und machen mußten, mit Gewalt widerstrebten, daß sie zur Ehre und Rechtfertigung des von ihnen gemordeten Jesus, durchaus nichts sehen, fühlen und ahnden wollten; so mußte es ihnen doch, um des Volkes willen bange werden, bey welchem jene Finsterniß und das Erdbeben, welches auf den Tod Jesu erfolgte, einen großen furchtvollen Eindruck gemacht hatte. Und gewiß hielt auch dieses seine Urtheile nicht zurück, und war eher geneigt, für, als gegen Jesus ein Wort zu reden. Ohne Zweifel gab auch mancher, bey dieser Gelegenheit, sein Mißfallen über die Hinrichtung Jesu zu verstehen, und redete um so freyer, je mehr er, durch die Erschütterung seines Herzens, in sich einen Drang fühlte, seiner Ueberzeugung gemäß zu reden. Aber alle diese Urtheile blieben der jüdischen Geistlichkeit so wenig unbekannt, als sie bey denselben gleich-

gültig

gültig bleiben konnten. Und jetzt erst fiel es ihnen ein, was Jesus einmal von seiner Auferstehung gesagt hatte. Vielleicht hielten sie auch selber diese für keine Unmöglichkeit. Allein je schrecklicher ihnen diese Erwartung, aus sehr begreiflichen Gründen, war, destomehr suchten sie sich selber ihre Furcht wegzuläugnen, und sich, anstatt dieses möglichen Falles, einen andern möglichen, bey welchem die Ehre Jesu nicht so viel gewinnen, und ihre Ehre nicht so viel verliehren würde, zu denken. Sie dachten sich nämlich unter der Auferstehung Jesu nichts anders, als die Entwendung seines Leichnams aus der Grabhöhle, und diese glaubten sie sich als einen Betrug, welcher von den Freunden und Verehrern desselben gespielt werden könnte, erklären zu können. Diese Vermuthung hatte auch für sie um so mehr Wahrscheinlichkeit, da Jesus in das Grab eines seiner Freunde (denn für diesen mußten sie den Joseph von Ramath jetzt erkennen, weil er sich so sehr für Jesum, nach seinem Tode noch, verwendet hatte,) gelegt worden war. Kurz, es war ihnen bange, weil sie die Folgen, welche das Gerücht von der Auferstehung Jesu nach sich ziehen würde, voraussahen. Daher begaben sie sich, am Sabbathe noch, aber wahrscheinlich erst Abends, zu dem Pilatus, und ersuchten ihn, das Grab, in welches Jesus gelegt worden

war, auf drey Tage mit einer Wache beſetzen zu laſſen. Dieß — ſagten ſie, wäre durchaus nothwendig, nicht ſowohl um Jeſu, dieſes Betrügers — willen, der einmal, wie ſie ſich erinnerten, geſagt hätte, daß er nach drey Tagen wieder von den Todten auferſtehen wolle, als vielmehr wegen ſeinen Freunden und Anhängern, damit ihn nicht dieſe heimlich aus dem Grabe wegſchaffen, und bey dem Volk, vorgeben möchten, er ſey, wie er voraus geſagt hätte, wieder lebendig worden; denn dieſes Vorgeben würde bey dem leichtglaubigen Volk, welches ſich von jeher von Jeſu hätte täuſchen laſſen, von noch ſchlimmeren Folgen ſeyn, als alles Vorhergehende. So wie es jeder Leſer dieſer Geſchichte fühlen muß, mit welcher Bitterkeit hier die Feinde Jeſu ſprachen, ſo fühlt er auch gewiß ihre Aengſtlichkeit, und ihre thörichten Beſorgniſſe wegen einem Betrug der Freunde Jeſu, an welchen dieſe nie gedacht haben, und auch unmöglich denken konnten. Ob Pilatus dieſe Bedenklichkeiten der jüdiſchen Geiſtlichen und Gelehrten für gegründet und wichtig gehalten habe, das läßt ſich nicht entſcheiden. Genug, er gab ihnen die Erlaubniß, eine Wache mitnehmen zu dürfen, und ſagte ihnen, aber eher im Ton des Spottes, als des Ernſtes, in welchem man gewöhnlich mit dergleichen Perſonen, die ohne Grund eine

Sache wichtig machen wollen, zu reden pflegt, und in welchem man ernsthaft zu reden scheint, wenn man auch in seinem Herzen über sie lächelt: „sie sollten keinen Augenblick verliehren, und das Grab mit so viel Mannschaft, als sie es für nöthig hielten, besetzen lassen. Dieß thaten sie auch noch an dem nämlichen Tage, und es war ihnen nicht genug, die Felsengruft mit Wache besetzen zu lassen, sondern sie machten auch den, vor dem Eingang derselben hingewälzten Stein, um ihrer Sache recht gewiß zu seyn, durch ein aufgedrücktes, und mit den Felsenwänden in Verbindung stehendes Siegel, unverletzbar. Und nun schienen sie, wegen ihren Besorgnissen, ruhig seyn zu dürfen. Auch Jesus, den sie bis in den Tod, bis in die Grube lästerten, ruhete sanft in seiner Gruft, und gewiß gönnt ihm jeder Leser dieser Geschichte, nach seinem harten Leidens- und Todes-Kampf diese stille Ruhe, und ruft es ihm, begeistert durch das Vorgefühl unserer künftigen Ruhe nach den Unruhen und Leiden dieses Lebens, und durch die herzerhebende Hoffnung des Wiederauflebens unserer zerbrochenen Hütte, — zu: Schlummere sanft, bis dich dein Gott wieder auferweckt!!

AUGSBURG
STAATLICHE BIBLIOTHEK

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Essich, Johann Gottfried

Die Leidensgeschichte Jesu Christi Für Freunde der biblischen Geschichte

Augsburg 1797

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 666
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251376-7
VD18 12419974-001